

Eine Auswahl seiner Schriften von 1886 bis 1900. VEB Verlag der Kunst. Dresden 1970.

## **Der Ursprung der abstrakten Ideen**

Die Ideen von Marx-Engels wirken lebendig im Hirn der Sozialisten weiter. Die einen diskutieren scholastisch über die Richtigkeit der Werttheorie und der materialistischen Geschichtsauffassung an und für sich. Die anderen folgen dem Beispiel des Diogenes, welcher die Bewegung dadurch nachwies, daß er ging: sie bedienen sich der beiden Theorien als mächtiger geistiger Werkzeuge, um sich einen Weg durch die dichten, verschlungenen und widerspruchsvollen Erscheinungen des wirtschaftlichen und sozialen geschichtlichen Lebens zu bahnen.

In dem vorliegenden Artikel versuche ich, den Ursprung der abstrakten Ideen mit Hilfe der materialistischen Geschichtsauffassung aufzuhellen. In später folgenden Studien werde ich mich mit der Entstehung der Begriffe des *Gerechten* und des *Guten* beschäftigen und mir angelegen sein lassen, die sozialen Tatsachen zu suchen und zu untersuchen, welche im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt die griechische Philosophie revolutionierten, die Entwicklung der ursprünglichen Naturphilosophie aufhielten und die sophistische und sokratische Philosophie entstehen ließen, jene Quelle, aus welcher das Christentum und die späteren philosophischen Systeme ihre Moraltheorien geschöpft haben.

### *1. Widerspruchsvolle Meinungen über den Ursprung der abstrakten Ideen*

Die Geschichte des Gedankens weist Beispiele dafür auf, daß Theorien und Hypothesen – nachdem sie der Gegenstand von Studien und Kontroversen gewesen sind – aus dem Felde der geistigen Tätigkeit verschwinden, um erst nach einer kürzeren oder längeren Zeit des Vergessens wieder aufzutauchen. Sie werden dann einer neuerlichen Prüfung an der Hand von Kenntnissen unterzogen, die unterdes gewonnen worden sind, und schließlich erfolgt ihre Einreihung in den Bestand der erworbenen, feststehenden Wahrheiten.

[6] Die Theorie von der Kontinuität der Arten war bereits von den Denkern des Altertums und der Renaissance geahnt und von Naturforschern im achtzehnten Jahrhundert und im Anfang unseres Jahrhunderts klarer und bestimmter formuliert worden. Nach der denkwürdigen Auseinandersetzung zwischen Geoffroy St. Hilaire und Cuvier fiel sie jedoch so tiefer Vergessenheit anheim, daß man ihre Auffindung und Formulierung Darwin zuschrieb, als dieser sie in seiner berühmten „*Entstehung der Arten*“ aufs neue entdeckte. Die Beweise, welche St. Hilaire gefehlt hatten, um seine These von der „Einheit des Plans“ gegen Cuvier zu verteidigen, waren unterdes in solcher Überfülle angehäuft worden, daß Darwin und seine Schüler die Theorie vervollständigen und der wissenschaftlichen Welt aufzwingen konnten.

Der materialistischen Auffassung vom Ursprung der abstrakten Ideen ist ein ähnliches Los geworden. Von den alten Griechen aufgestellt und erörtert, von den großen Geistern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wieder aufgegriffen, wurde sie seit dem Siege der Bourgeoisie aus dem Reiche der philosophischen Forschung verbannt.

Neben den Vorstellungen, welche Dingen und Personen entsprechen, gibt es im menschlichen Hirn andere, für die in der konkreten Welt keine greifbaren Seitenstücke existierten. So die Ideen des *Gerechten*, *Guten*, *Wahren*, *Bösen*, die Begriffe der *Zahl*, der *Ursache*, des *Unendlichen* usw. Wenn man auch noch den Mechanismus des Gehirns, welcher die Empfindungen in Vorstellungen umsetzt, ebenso wenig kennt, als man darüber unterrichtet ist, wie eine Dynamomaschine Bewegung in Elektrizität umsetzt, so ist man doch nicht im unklaren über den Ursprung von Vorstellungen, welche den Wahrnehmungen von Dingen und Personen entsprechen. Was dagegen den Ursprung der abstrakten Ideen anbelangt, welche sich nicht mit konkret Wirklichem decken, so ist er der Gegenstand von Studien gewesen, die noch zu keinem endgültigen Ergebnis geführt haben.

Die griechischen Philosophen, denen man am Eingang aller philosophischen Forschung begegnet, haben das Problem der Entstehung der abstrakten Ideen aufgestellt und zu lösen gesucht. Plato hielt diese Ideen für angeboren, unveränderlich und allgemein. Die Seele hatte das *Schöne, Wahre, Gerechte* im Schoße der Weltvernunft betrachtet und bewahrte die Erinnerung daran. Sokrates verlegte gleicherweise außerhalb der Menschheit den Ursprung des *natürlichen Rechts*, dessen nirgends geschriebene Gesetze nach ihm auf der ganzen Erde Gültigkeit hatten, ohne daß die Menschen je zusammengekommen wären, um sich über sie zu verständigen oder sie nach geschehener Vereinbarung zu formulieren.<sup>1</sup>

[7] Aristoteles scheint nicht den gleichen starken Glauben an das natürliche Recht besessen zu haben. Er verspottete es liebenswürdig durch die Behauptung, daß es nur für die Götter unverletzlich sei. Die olympischen Götter indes fanden sich mit dem natürlichen Recht in aller Seelenruhe ab. Ihre Taten standen in so schreiendem Gegensatz zu der landläufigen menschlichen „Moral, daß Pythagoras die Seelen Homers und Hesiods zur Höllenstrafe ob des kühnen Unterfangens verurteilte, den Lebenswandel der Olympier geschildert zu haben. Für Aristoteles war das Recht nichts allgemein Gültiges. Seiner Auffassung nach konnte es nur für Gleichgestellte gelten. Der Familienvater z. B. konnte sich gegenüber seiner Frau, seinen Kindern, Sklaven, kurz gegenüber allen von ihm abhängigen Personen keiner Beleidigung schuldig machen, weil alle diese Personen als unter ihm stehend angesehen wurden. Er konnte sie schlagen, verkaufen, ja sogar toten, ohne dadurch das Recht zu verletzen. Aristoteles hatte sein Recht den für die Familie geltenden Begriffen und Sitten seiner Zeit und des ganzen historischen Altertums angepaßt, und da er eine Umgestaltung der väterrechtlichen Familie sich

---

<sup>1</sup> Eines dieser ungeschriebenen Gesetze sollte das allgemeine Verbot der geschlechtlichen Beziehungen zwischen Kindern und ihren Eltern sein. Xenophon, welcher in Persien gereist war und wahrscheinlich sehr gut wußte, daß die Magier diese Art der Blutschande übten, um die Gottheit zu ehren und Hohepriester zu zeugen, behauptete, daß die fraglichen Geschlechtsbeziehungen gegen das natürliche und göttliche Gesetz verstießen, weil die dadurch gezeugten Kinder sehr schwächlich seien. Er führte also das Gesetz des natürlichen Rechts seines Meisters Sokrates auf ein physiologisches Gesetz zurück, das durch die Erfahrung bekannt geworden war.

Sokrates hätte daran denken müssen, daß Hesiod dem Uranos seine eigene Mutter Gaa zur Gemahlin gibt, die älteste Göttin, „die Mutter aller Dinge“, sagt Homer. In den Religionen Ägyptens und Indiens finden sich Beispiele von Blutschande der Götter. Brahma vermählt sich mit seiner Tochter Saravasty, und in dem Papyrus Anastasi rühmt sich Amon, der Gatte seiner Mutter zu sein. Diese Mythen haben eine große geschichtliche Bedeutung. Die „religiösen Märchen und Zeremonien bewahren die Erinnerung an Zeiten und gesellschaftliche Zustände, die weit in der Vergangenheit zurück, gleichsam begraben liegen. Die katholische Kommunion, jenes mystische Mahl, bei welchem der fromme „Christ seinen Mensch gewordenen Gott aufließ, und die biblische Erzählung von Abraham, der im Begriff steht, Isaak zu schlachten und zu opfern: sind das aus grauer geschichtlicher Ferne herüberklingende Echo der Menschenfleisch-Opfer und Menschenfleisch-Mahlzeiten, welche bei den alten Semiten Sitte waren. Der Mensch wendet das gleiche Verfahren an, um seine religiösen Märchen und Zeremonien, wie um seine Ideen zu fabrizieren. Als Aufbaumaterial dienen ihm Vorgänge aus seinem täglichen Leben; im Laufe der Jahrhunderte können diese Vorgänge sich umgestalten und aufhören, aber die Legende oder Zeremonie lebt weiter, in der sie ihren geistigen Ausdruck gefunden haben. Es genügt, die Legenden und Zeremonien scharfsinnig zu untersuchen und zu „deuten, um die Sitten und Gebräuche einer Vergangenheit wieder aufleben zu lassen, deren Kenntnis uns durch die geschichtliche Ferne für immer entzogen schien.

Die blutschänderische Sitte der persischen Priester und die blutschänderischen Mythen der griechischen, indischen und ägyptischen Religionen berechtigten also zur Annahme, daß in einer weit zurückliegenden Epoche der Geschlechtsverkehr zwischen Kindern und Eltern allgemein üblich war. Zu dieser Frage bemerkt Engels, daß die Stämme, welche zuerst dazu gelangten, die Ehen zwischen Eltern und Kindern zu verbieten, schon durch die Folgen dieser Neuerung allein ein Übergewicht über andere Stämme erlangen mußten, welche an der ursprünglichen Sitte festhielten, und daß diese letzteren Stämme entweder ihre Sitte zu ändern gezwungen waren oder aber verschwanden. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß das Verbot der Ehe zwischen Eltern und Kindern, das verbreitetste Verbot, das man kennt, ein so verbreitetes Verbot, daß Sokrates es für ein Gesetz des natürlichen Rechts hielt, nicht immer existiert hat. Im Gegenteil gab es eine Zeit, wo der später so streng verpönte Geschlechtsverkehr zwischen Eltern und Kindern unter den Menschen natürlich war, die sich aus tierischen Zuständen heraus zu entwickeln begannen. Die Erfahrung zeigte die schlimmen Folgen dieser Art des Geschlechtsverkehrs und gab den Anstoß zu ihrem Verbot, wie Xenophon richtigdachte.

nicht vorstellen konnte, so sah er sich gezwungen, diese Anschauungen und Sitten zu Grundsätzen des Rechts zu erheben. Anstatt jedoch dem Recht den Charakter allgemeiner und absoluter Gültigkeit zuzuerkennen, beschränkte er seine Kraft auf gleichgestellte Personen.

Wie kommt es nun, daß Plato, der die nämlichen Gesellschaftszustände vor Augen hatte und ihre Umwandlung so wenig begriff, daß er in seiner idealen Republik die Sklaverei fortbestehen ließ, wie kommt es, daß er sich nicht zu den gleichen Ansichten betreffs der Relativität des Begriffs der *Gerechtigkeit* bekannte? Nach einer Aristoteles entschlüpften Äußerung hat man mit Recht oder Unrecht behauptet, daß Plato, ebenso wie die Priester der heiligen Mysterien, in seinen Schriften nicht seine ganze Philosophie niedergelegt habe, daß er diese vielmehr nur einer kleinen Zahl bewährter Schüler mitteilte. Er soll eingeschüchtert worden sein durch das Schicksal des Sokrates und durch die Gefahren, die in Athen Anaxagoras bedroht hatten. Dieser hatte dorthin von Ionien her die Naturphilosophie eingeführt und entging dem Tode nur durch die Flucht. Andere Tatsachen scheinen die angezogene Behauptung zu bestätigen. Archelaos, welcher den Beinamen des Naturforschers (Physikos) erwarb und ebenso wie Sokrates ein Schüler des Anaxagoras war, leugnete das natürliche Recht und behauptete öffentlich, daß die bürgerlichen Gesetze die einzige Grundlage der Begriffe des *Gerechten* und *Ungerechten* seien. Aristippos, [8] der wie Plato ein Schüler des Sokrates war, trug eine tiefe Verachtung des *natürlichen Rechts* zur Schau und erklärte, daß der Weise sich über die bürgerlichen Gesetze hinwegsetzen und sich alles erlauben dürfe, was diese verbieten, vorausgesetzt nur, daß er es ungestraft tun könne. Die verbotenen Handlungen seien nur schlecht nach der landläufigen Meinung, die zu dem Zwecke erfunden worden, die Dummköpfe im Zaume zu halten.<sup>2</sup> Plato fehlte es zwar an der erforderlichen Kühnheit, um derartige Lehren in der Öffentlichkeit zu vertreten, allein er bewies durch seine bekannte Wertschätzung der Päderastie, wie wenig Bedeutung er den natürlichen Gesetzen beilegte. Die widernatürliche Knabenliebe, welche den Sklaven streng verboten war; sollte in der idealen Republik (Buch V) das Vorrecht der Eupatriden und der tugendhaften Männer sein. Sokrates reihte sie den Belohnungen für bewiesenen kriegerischen Mut ein.

Die Forschung nach dem Ursprung der abstrakten Ideen wurde im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert in England und in Frankreich wieder aufgenommen zur Zeit, als die Bourgeoisie sich anschickte und in Bewegung setzte, um die politische Macht und mit ihr die soziale Vorherrschaft zu erobern. Diderot erklärte: Es gibt keine angeborenen Ideen, der Mensch kommt als unbeschriebenes Blatt zur Welt, auf welches im Laufe der Zeit die Erscheinungen der Natur verzeichnet werden. Die sensualistische Schule von Condillac formulierte ihr berühmtes Axiom: Nichts existiert im Verstand, was nicht vorher in den Sinnen existiert hat. Buffon riet, Tatsachen zu sammeln, um Ideen zu erhalten, welche nur miteinander verglichene Sinneseindrücke seien oder besser gesagt Verbindungen von Sinneseindrücken. Descartes im Gegenteil rief das „Erkenne dich selbst“ des Sokrates zu neuem wissenschaftlichem Leben zurück; er zog sich auf sein Ich zurück, um die Welt kennenzulernen. Den Anfang der Philosophie leitete er von seinem Ich ab, wie Vico ihm vorwirft. Da er in diesem „geläuterten Ich“ – „einem Ich, gereinigt von den aufgenommenen Anschauungen oder, wie man zu sagen pflegt, von den seit der Kindheit durch die Sinne angenommenen Vorurteilen und allen von der Wissenschaft gelehrtten Wahrheiten“ – die abstrakten Begriffe des Allge-

---

<sup>2</sup> Die anarchistischen Ansichten des Aristippos und der kyrenäischen Schule sind im Laufe der Geschichte zu wiederholten Malen wieder aufgetaucht. Christliche Sekten in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und im Mittelalter sowie politische Sekten während der englischen Revolution des siebzehnten und während der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts haben sich zu ähnlichen Ansichten bekannt, und in unseren Tagen werden dieselben durch die anarchistischen Sekten vertreten und zu verbreiten gesucht. Die Störung des sozialen Gleichgewichts erzeugt im Hirn die zynische Verneinung aller Begriffe der landläufigen und herkömmlichen Moral.

meinen, Besonderen, der Ursache usw. fand, so nahm Descartes an, daß diese Begriffe der Vernunft inhärent seien und nicht durch die Erfahrung erworben. Sie waren, um mit Kant zu reden, reine Verstandesbegriffe, deren Objekt durch die Erfahrung nicht gegeben werden kann. Leibniz antwortete denen, welche mit Locke behaupteten, die Ideen beruhten auf Sinneswahrnehmungen, daß in der Tat im Verstand nichts existiere, was nicht zuerst in den Sin[nen] existiert habe, ausgenommen der Verstand selbst. Nach ihm bringt der Mensch bei seiner Geburt Ideen und Begriffe mit, welche in seinem Verstand verborgen schlummern und durch das Zusammentreffen mit äußeren Dingen geweckt werden. *Der Geist ist von vornherein geformt, noch ehe die individuelle Erfahrung begann.* Er verglich die vor der Erfahrung vorhandenen Begriffe und Ideen mit den verschiedenfarbigen Adern eines Marmorblocks, die der geschickte Bildhauer ausnützt, um die Statuen zu bilden, die er aus dem Blocke meißelt.

Hobbes nahm die Lehre des Archelaos wieder auf und behauptete in seinem Werke „De Cive“, daß man sich an die bürgerlichen Gesetze halten müsse, wenn man erfahren wolle, was recht und unrecht sei. Sie sagen uns, was man als „Diebstahl, Mord, Ehebruch oder Beleidigung“ eines Bürgers bezeichnen muß, denn es ist kein Diebstahl, jemand einfach das wegzunehmen, was er besitzt, sondern es ist Diebstahl, ihm zu nehmen, was ihm gehört. Das bürgerliche Gesetz aber setzt fest, was uns und was anderen gehört. Gleicherweise ist nicht jede Tötung eines Menschen ein Mord; ein Mord liegt erst dann vor, wenn man denjenigen tötet, den ums Leben zu bringen das bürgerliche Gesetz verbietet. Ebenso wenig ist es ein Ehebruch, mit einer Frau den Beischlaf zu halten, sondern der Ehebruch tritt erst ein, wenn es sich um eine Frau handelt, der beizuwohnen das Gesetz verbietet.<sup>3</sup> Die Patrizier von Rom und Athen machten sich keines Ehebruchs schuldig, wenn sie mit den Frauen der Handwerker, den Straßenhändlerinnen, den öffentlichen Tänzerinnen hurten; „in quas stuprum non committitur“ lautete die brutale juristische Formel: die betreffenden Frauen waren für die Ausschweifungen der Aristokratie bestimmt. In unseren Tagen würde in England der Mann am Galgen baumeln, der seine beim Ehebruch überraschte Gattin tötete, in Frankreich dagegen wird er nicht gestraft, sondern als Held gefeiert, der seine Ehre gerächt hat, deren Sitz der Schoß seiner Gattin ist. „Der Lauf eines Flusses reicht hin, um ein Verbrechen in eine Tugend zu verkehren“, sagte Montaigne („Essais“ II, Kap. XIII).

Nach dem endgültigen Siege der Bourgeoisie vollzog sich in England und Frankreich ein Umschwung in der philosophischen Auffassung. Die Theorien Lockes, Hobbes' und der Sensualisten, welche sich eine Zeitlang siegreich behauptet hatten, wurden entthront. Man geruhte nicht länger sie zu diskutieren, und wenn man ihrer Erwähnung tat, so geschah es in Gestalt von verstümmelten oder gefälschten Zitaten, die als Beispiel für die Verirrungen angezogen wurden, in welche der menschliche Geist fallen kann, wenn er die Wege Gottes verläßt. Die siegreiche [10] Bourgeoisie hat auf dem Altar *ihrer Vernunft* die einst von ihr verspotteten ewigen Wahrheiten und den größten Spiritualismus wieder eingesetzt. „Die Gerechtigkeit“, ruft einer der würdigen Vertreter der offiziellen Philosophie aus, „ist unveränderlich und immer gegenwärtig, wenn sie auch nur stufenweise im menschlichen Denken und in der Gesellschaft zur Erscheinung kommt. Die Grenzen ihres Geltungsbereichs dehnen sich immer weiter aus und verengen sich nie, keine menschliche Macht kann bewirken, daß sie ein Terrain preisgibt, das sie einmal erobert hat.“

Es ist nicht an der Zeit, zu untersuchen, was diese Gerechtigkeit und diese ewigen Wahrheiten wert sind, und die Debatten über den Ursprung der abstrakten Ideen wieder zu eröffnen.

---

<sup>3</sup> In seinem „Leviathan“ wiederholt Hobbes die nämliche Theorie, welche er in seinem „De Cive“ nur lateinisch auszudrücken gewagt hatte. „Die Begierden und Leidenschaften der Menschen sind nicht Sünden an und für sich, ebensowenig wie die Taten, welche aus diesen Leidenschaften geboren werden, Fehler sind, solange man nicht ein Gesetz kennt, das sie verbietet.“

Allerdings ist erforderlich, diese Debatten auf ein anderes Gebiet zu übertragen als das, auf welches die Sensualisten des siebzehnten Jahrhunderts sich allzu ausschließlich beschränkten.

## 2. *Bildung des Instinkts und der abstrakten Ideen*

Man kann vom Instinkt der Tiere sagen, was die spiritualistischen Philosophen von dem angeborenen Begriff erklärten. Die Tiere werden mit einer organischen Veranlagung geboren, mit einer *intellektuellen Veranlagung*, nach Leibniz' Ausdruck, welche sie befähigt, spontan, ohne die Schule der individuellen Erfahrung durchgemacht zu haben, die kompliziertesten Handlungen zu vollziehen, welche für ihre Erhaltung und die der Art unbedingt nötig sind. Diese Veranlagung ist nirgends bemerkenswerter als bei den Insekten, welche Metamorphosen erleiden. In dem Grade, wie ihre Verwandlung fortschreitet, nehmen sie eine ganz verschiedene Lebensweise an, die regelmäßig in genauer Beziehung zu der neuen, jeweilig angenommenen Form steht. Sébastien Mercier erklärte, daß „der Instinkt ein angeborener Begriff sei“. Die Spiritualisten, welche keine Ahnung davon hatten, daß dies das Resultat der langsamen Anpassung einer Tierart an die Bedingungen ihres Milieus war, schlossen daraus, daß der Instinkt ein Geschenk Gottes sei. Die Menschen haben nie gezögert, die Ursachen von Erscheinungen, die ihnen entgingen, außerhalb des Bereichs ihres Erkenntnisvermögens zu suchen.

Der Instinkt ist jedoch nicht wie die Gerechtigkeit der Spiritualisten eine unwandelbare Fähigkeit, die keiner Verirrung, keiner Veränderung unterworfen ist. Bei all unseren Haustieren haben sich mehr oder weniger vollständig die Instinkte verändert, welche Gott in seiner Gnade ihren wilden Stammeseltern zu-[11]diktierte, „Die Hühner und Enten unserer Geflügelhöfe haben fast völlig den Instinkt des Fliegens verloren, der in dem künstlichen Milieu überflüssig geworden ist, in welchem der Mensch sie züchtet. Der Schwimminstinkt ist bei den Enten Ceylons derart abgeschwächt, daß sie nur ins Wasser gehen, wenn man sie hineintreibt. Es gibt mehrere Hühnerarten (Hamburger, Hudan usw.), bei denen die Hennen zwar fleißig Eier legen, aber nie Neigung zum Brüten zeigen ...

Es bedarf keiner sehr langen Zeit, um auch einen festgewurzelten Instinkt abzuschwächen und auszurotten ... Der Mensch hat durch seine Züchtung die Instinkte des Hundegeschlechts vollkommen verkehrt; er hat je nach seinem Bedürfnis dem Hunde neue Instinkte anezogen oder vorhandene Instinkte ausgerottet. Der wilde Hund bellt nicht; die Hunde der Wilden halten sich still. Der zivilisierte Mensch hat den Hunden den Instinkt anezogen, zu bellen, und bei bestimmten Arten hat er später diesen Instinkt wieder unterdrückt. Wenn der Stöberhund Wildbret aufstört, so stürzt er sich unter lautem Gebell darauf, der Vorstehhund hat dagegen diesen Instinkt nicht, der Anblick von Wildbret läßt ihn verstummen und bringt ihn zum Stehen. Ein Vorstehhund von guter Rasse braucht gar nicht erst individuell erzogen zu werden, um den Instinkt zu betätigen, den die Rasse erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit erworben hat. Die jungen Vorstehhunde, welche zum ersten Mal jagen, bleiben unterschiedslos vor Schafen, weißen Steinen usw. stumm und bewegungslos stehen. Die Neigung zur Betätigung des Instinkts ist im Gehirn vorhanden, aber sie ist blind und muß eine besondere Richtung erhalten. Um die Instinkte eines Tieres zu verändern und auszurotten oder um ihm neue Instinkte anzu-erziehen, muß man das Tier in veränderte, entsprechende Lebensbedingungen bringen. Der Instinkt des wilden Tieres ist also nur das Ergebnis der Anpassung an die Bedingungen des natürlichen Milieus. Er ist nicht mit einem Male geschaffen worden, er hat sich vielmehr allmählich bei der Gattung entwickelt, und dies unter dem Einfluß äußerer und innerer Vorgänge, die unbekannt bleiben können, die aber notwendigerweise sich vollzogen haben müssen.

„Der Mensch kann die Entwicklung des Instinkts an sich selbst beobachten. Er kann keine geistige oder körperliche Tätigkeit erlernen ohne eine Anspannung seines Hirnes, die um so geringer wird, je vertrauter er mit dem Gegenstand seiner Studien ist. Wenn man das Piano-

spiel z. B. erlernt, so muß man anfangs die Bewegungen der Hände und der einzelnen Finger auf das aufmerksamste überwachen, um stets die richtige Note anzuschlagen. Mit der Gewohnheit bringt man es dahin, daß man [12] ganz mechanisch richtig spielt, ohne auf die Klaviatur und die Hände achtzugeben ... Wenn man eine fremde Sprache lernt, muß man gleicherweise anfangs mit der größten Aufmerksamkeit bedacht sein, die Wörter, Artikel, Präpositionen, Endungen der Eigenschafts- und Zeitwörter richtig zu gebrauchen. Wenn man die neue Sprache erst beherrscht, so wendet man Worte, Endungen usw. instinktiv richtig an. Das Gehirn und der Körper haben die Eigentümlichkeit, in einen automatischen Akt zu verwandeln, was anfänglich ein Akt des Willens und das Resultat angestrenzter Aufmerksamkeit war. Ohne diese Eigentümlichkeit könnte der Mensch weder eine körperliche noch eine geistige Erziehung erhalten. Wenn er, um sprechen, gehen, essen usw. zu können, seine Bewegungen aufmerksam überwachen müßte, so würde er ewig im Zustand der Kindheit verbleiben. Die geistige Erziehung lehrt den Menschen, ohne seine Vernunft auszukommen, sie zweckt darauf ab, ihn in eine immer kompliziertere Maschine zu verwandeln: allerdings ein paradoxer Schluß.

Das Gehirn eines Erwachsenen ist mehr oder weniger automatisch tätig, je nach dem Grad seiner Erziehung und derjenigen seiner Rasse. Die elementaren abstrakten Vorstellungen und Begriffe der Ursache, der Substanz, der Zahl, der Gerechtigkeit usw. sind ihm fast ebenso geläufig und instinktiv wie Essen und Trinken. Er hat jede Erinnerung daran verloren, auf welche Weise er sie erworben hat. Bei der Geburt erbt der zivilisierte Mensch – wie der Vorsteherhund die Anlage zu bestimmten Instinkten beim Jagen – die traditionelle Neigung, diese Begriffe bei der ersten Gelegenheit zu erwerben. Die Neigung, diese Begriffe zu erwerben, ist jedoch das Resultat einer vielhundertjährigen allmählichen Erfahrung unserer Vorfahren. Es ist ebenso lächerlich anzunehmen, daß die abstrakten Ideen spontan im menschlichen Gehirn entstanden sind und entstehen, als zu glauben, daß die Lokomotive, das Veloziped (Fahrrad) und irgendeine andere Maschine vollkommener Konstruktion mit einem Male erfunden worden ist. Die abstrakten Ideen entwickeln sich, genau wie die Instinkte der Tiere, bei dem Individuum und der Rasse allmählich. Um ihren Ursprung zu finden, muß man nicht bloß die Art und Weise des Denkens des zivilisierten Erwachsenen untersuchen, wie dies Descartes getan hat. Man muß auch die Intelligenz der Kinder befragen, den Lauf der Jahrhunderte zurückgehen, die Art und Weise des Denkens der Barbaren und Wilden studieren. Kurz, man muß verfahren, wie zu verfahren man gezwungen ist, wenn man den Ursprung unserer politischen und sozialen Einrichtungen, unserer Künste und Kenntnisse erforschen will.

[13] Die Sensualisten des achtzehnten Jahrhunderts faßten das Gehirn als eine tabula rasa auf und erneuerten durch ihre radikale Auffassungsweise die „Reinigung“ des Descartes. Sie übersahen dabei die hochwichtige Tatsache, daß das Gehirn des zivilisierten Menschen ein Boden ist, der lange Jahrhunderte hindurch gepflügt wurde, auf den Hunderte von Generationen Begriffe und Vorstellungen ausgesät haben. Das Gehirn ist daher, um mit Leibniz zu reden, vorgeformt, ehe noch die individuelle Erfahrung beginnt. Mit dem genannten Philosophen kann man annehmen, daß dem Gehirn schon jene Anordnung seiner Moleküle eigentümlich ist, welche die Begriffe und Vorstellungen entstehen läßt. Dadurch erklärt sich's, daß außerordentliche Männer, wie z. B. Pascal, für sich allein ganze Reihenfolgen abstrakter Ideen wieder auffinden können, die nur eine Reihe von Denkern zu entwickeln imstande war. Auf jeden Fall besitzt das Gehirn eine so große Fähigkeit, bestimmte Begriffe und Vorstellungen zu erwerben, daß es sich der Tatsache ihrer Aneignung nicht bewußt wird. Es vollzieht spontan eine Arbeit der Zellen, welche die englischen Physiologen als unbewußtes Denken bezeichnen. Diese unbewußte Arbeit der Zellen macht es dem Gehirn möglich, seinen Vorrat an Begriffen und Ideen zu vervollständigen und sogar neue zu erwerben, ohne daß eine individuelle Erfahrung vorausgegangen ist. Auf diese wertvolle Eigentümlichkeit des

Gehirns bauen die Schüler, wenn sie vor dem Schlafengehen ihre Aufgaben nur halb lernen und es dem Gehirn im Schlafe überlassen, das Halbgelernte im Gedächtnis zu befestigen.

Das Gehirn ist übrigens voller Geheimnisse, es ist eine „terra incognita“, welche die Physiologen kaum erst zu „entdecken beginnen. Es ist sicher, daß es Fähigkeiten besitzt, welche oft keine Verwendung in dem Milieu finden, in dem der Mensch sich entwickelt. Dieselben können folglich nicht das Ergebnis des unmittelbaren Einflusses der Außenwelt sein, vielmehr diejenige ihres Wirkens auf die anderen Organe, welche ihrerseits auf das Gehirn zurückwirken. Goethe und Geoffroy St. Hilaire bezeichnen diesen Vorgang als die Kompensation der Entwicklung. Die Wilden und Barbaren sind einer größeren Summe geistiger Leistungen fähig, als ihr Milieu von ihnen erheischt. So haben z. B. die Europäer jahrhundertlang in ihre Kolonien afrikanische Neger eingeführt, Wilde und Barbaren, von denen die zivilisierten Völker durch eine tausendjährige Kultur getrennt waren. In sehr kurzer Zeit erlernten die Neger die Handwerke der Kulturnationen. Als die Jesuiten die Guaranis von Paraguay zu zivilisieren begannen, streiften diese nackt durch die Wälder, bedienten sich als Waffen des Bogens und einer Holzkeule und [14] kannten nur die Kultur des Mais. Ihre Intelligenz war noch zu wenig entwickelt, daß sie mit Hilfe der Finger und Zehen nur bis zwanzig zählen konnten. Die Jesuiten erzogen diese Wilden zu geschickten Arbeitern, die kunstvoller Leistungen fähig waren (sie bauten komplizierte Orgeln, Globen und verstanden sich auf Dekorationsmalerei usw.). Den Händen und dem Hirn der Guaranis waren die betreffenden Handwerke und Künste, mitsamt den Gedanken, welche damit zusammenhängen, nicht angeboren. Sie wurden den Wilden von den Jesuiten eingefügt, wie man einem Leierkasten eine neue Walze einlegt. Allein, wenn das Gehirn der Guaranis auch unfähig war, spontan zu den Begriffen und Gedankenreihen zu gelangen, ohne welche jene Handwerke und Künste nicht geübt werden konnten, so mußte es doch wenigstens prädisponiert sein, diese Begriffe zu erwerben. Es ist sicher, daß dem Wilden die abstrakten Begriffe des zivilisierten Menschen ebenso fremd sind wie dessen Künste und Handwerke. Der Beweis dafür ist, daß ihre Sprache keine Worte für die allgemeinen Begriffe enthält. Wie sind die allgemeinen Begriffe und die abstrakten Ideen in das menschliche Haupt eingedrungen? Um eine Antwort auf die Frage zu finden, um eine Lösung des Problems in Angriff zu nehmen, das die Philosophie so viel beschäftigt hat, muß man den von Vico erschlossenen Weg beschreiten und sich einer Untersuchung der Sprache zuwenden, als des wichtigsten, wenn nicht des ersten Ausdrucks der Gefühle und Gedanken. Der Christ der ersten Jahrhunderte erklärt, das Wort ist Gott; im Griechischen bedeutet das nämliche Wort logos sowohl das Wort wie den Gedanken, von phraso ist phrasomai abgeleitet, mit sich selbst reden, denken. Der abstrakte Kopf kann nicht denken, ohne daß er sich der Worte bedient, ohne daß er im Gedanken mit sich selbst spricht, wie es Kinder und auch viele Erwachsene zu tun pflegen. Die Sprache spielt eine so hochbedeutsame Rolle für die Entwicklung des Verstandes, daß die etymologische Entstehung der Wörter und ihre sich nacheinander entwickelnden Bedeutungen ein Reflex der Lebensbedingungen und des geistigen Zustandes der Menschen sein müssen, welche die Wörter gebildet und angewendet haben. Eine Tatsache fällt zuerst auf: ein und dasselbe Wort bezeichnet oft eine abstrakte Idee und einen konkreten Gegenstand.

In den europäischen Sprachen dienen die gleichen Worte, welche materielles Gut und die gerade Linie bezeichnen, auch zur Bezeichnung des moralisch Guten, Rechten, Gerechten. Im Griechischen: ta agatha = Güter, Reichtümer; to agathon = das Gute. Lateinisch: bona = die Güter; bonum = das Gute.

[15] „Englisch: goods = Güter; the good = das Gute.

Orthos (griechisch), rectus (lateinisch), derecho (spanisch), right (englisch) bezeichnen die gerade Linie und das Recht, die Gerechtigkeit.

Nachstehend noch einige Beispiele aus dem Griechischen: Kalon = der Pfeil, Wurfspieß, das Schöne, die Tugend. Phren = das Herz, die Eingeweide und auch der Geist, der Wille, die Seele. Kakos = der Mensch niederen Ursprungs und boshaft, häßlich, schlecht. Kakon = Übel, Laster, Verbrechen. Von dem Worte Kakos sind sehr viele Wörter abgeleitet, welche das Schmutzige, das Schlechte ausdrücken, so Kakke = Exkrement; Kakkao = zu Stuhl gehen; Kakkia = Laster, Feigheit; Kautotheos = Gottverhaßt; Kakophonia = Mißklang.

Diese Tatsache verdient aufmerksam beobachtet zu werden, obgleich ihr gewöhnlich nur wenig Beachtung geschenkt wird. Bei alltäglichen Erscheinungen und Vorgängen ist das oft der Fall: man bemerkt sie nicht, weil sie in die Augen springen; man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Dennoch ist es der Mühe wert, die Frage aufzuwerfen: Wie kommt es, daß die Alltagssprache und die philosophische und juristische Sprache „sich in demselben Worte begegnen, das das Materielle und das Ideelle, das Konkrete und das Abstrakte bezeichnet? Ist das Abstrakte und Ideelle zum Konkreten und Materiellen herabgestiegen, oder hat sich vielmehr das Konkrete und Materielle in das Abstrakte und Ideelle verwandelt? Wie ist diese Transsubstantiation vor sich gegangen?

Die Geschichte der in der Aufeinanderfolge wechselnden Bedeutung eines Wortes löst die erste Schwierigkeit bei der Beantwortung dieser Fragen; sie lehrt uns, daß die konkrete Bedeutung des Wortes stets seinem abstrakten Sinne vorausgeht. Folgende Beispiele, die dem Griechischen entnommen sind, beweisen das. Ehe das Wort Idea in seiner abstrakten Bedeutung für Idee gebraucht wurde, bezeichnete es die Gestalt, die Erscheinung der Gegenstände.

Das Wort Aisa bedeutete früher Parzelle, Teil, Anteil, der jemand bei der Aufteilung einer Sache zufällt. Schließlich erhielt es die Bedeutung von Schicksal, Lebenslos.

Das Wort Moira bedeutete ursprünglich die Portion eines Gastes bei einem Mahle von einem Gericht, den Anteil eines Kriegers von der zu verteilenden Beute, später den Lebensanteil, das Lebensmaß, schließlich die Schicksalsgöttin, der „die Götter und Menschen gleicherweise unterworfen sind“.

Nomos bezeichnete anfangs die Weide und schließlich das Gesetz.

[16] Das Band, welches die abstrakte mit der konkreten Bedeutung eines Wortes verknüpft, wird nicht immer auf den ersten Blick sichtbar. So begreift man anfangs nicht leicht, wie der menschliche Geist dazu gekommen ist, die konkrete Vorstellung Weide mit dem abstrakten Begriff Gesetz zu verbinden, den konkreten Begriff der geraden Linie mit der abstrakten Idee der Gerechtigkeit, die Vorstellung von der Portion des Gastes mit dem Begriff des unerbittlichen Geschicks. In einem folgenden Artikel über den Ursprung der Begriffe des Gerechten und des Guten werde ich die Zusammenhänge nachweisen, welche zwischen der konkreten und der abstrakten Bedeutung der Worte vorhanden sind. Für den Zweck der vorliegenden Studie genügt es, die Tatsache selbst festzustellen.

Der menschliche Geist ist auf verschiedenen Gebieten auf den gleichen Pfaden vorwärtsgeschritten. Den nämlichen Weg, den er gewandelt ist, um zur Bildung der Buchstaben des Alphabets zu gelangen, ist er auch emporgeklommen, um sich von der Vorstellung des Konkreten zum Begriff des Abstrakten zu erheben. Der Ursprung der Buchstaben dünkte den gelehrten Bischof Mallinckrodt so geheimnisvoll, daß er – um seinen Seelenfrieden zurückzugewinnen – denselben in seinem Buche „De arte typographica“ unmittelbar Gott zuschrieb, den man ja auch für den Schöpfer des Instinkts und der abstrakten Ideen ansah. Allein die philologischen Forschungen haben Schleier um Schleier zerrissen, welche das Geheimnis der Entstehung des Alphabets verhüllten. Sie haben nachgewiesen, daß die Buchstaben nicht fix und fertig vom Himmel gefallen sind, sondern daß die Menschen ganz allmählich dazu gelangt sind, die Laute durch Konsonanten und Vokale darzustellen. Ich werde einen kurzen Über-



blick über die ersten einschlägigen Entwicklungsstadien geben, denn dieser Überblick stützt den Nachweis, den ich betreffs des Ursprungs der abstrakten Ideen versuche.

Der Mensch bedient sich zunächst der Bilderschrift. Er stellt einen Gegenstand durch dessen Abbildung dar, einen Hund durch die Zeichnung eines Hundes. Er geht dann zur Schrift durch Symbole über, er stellt das Ganze durch einen Teil desselben dar, z. B. zeichnet er den Kopf eines Tieres, um das Tier selbst darzustellen. Später bedient er sich der metaphorischen Schrift, er malt einen Gegenstand, der eine wirkliche oder angenommene Ähnlichkeit mit der Idee hat, die er ausdrücken will. So stellt das Vorderteil eines Löwen den Begriff der Überlegenheit dar, der Geier die Mütterlichkeit usw. Der erste Versuch, die Laute durch Schriftzeichen darzustellen, geschah mit Hilfe von Bildern, in der Art des Rebus. Der Laut wurde durch das [17] Bild eines Gegenstandes dargestellt, dessen Name sich mit dem Laute deckte. Im Altägyptischen hieß der Schweineschwanz „deb“. Die alten Ägypter stellten daher den Laut „deb“ durch die Abbildung des Schweineschwanzes dar. Schließlich beschränkte man sich auf eine gewisse Anzahl von Bildern, die mehr oder weniger Veränderungen erfahren hatten und die nun nicht mehr den phonetischen Wert mehrerer Laute, sondern denjenigen ihres Anfangslautes ausdrückten usw.

Die Bilderschrift war eine unvermeidliche Entwicklungsstufe der Schrift. Der primitive Mensch denkt und spricht in Bildern. Die Rothäute sagen von einem mutigen Krieger, daß er wie der Bär ist, von einem Menschen mit scharfem Blick, daß er dem Adler gleicht. Um auszudrücken, daß sie eine Beleidigung vergessen, sagen sie, daß sie dieselbe in der Erde vergraben usw. Die gebrauchten Bilder sind zuweilen für uns unverständlich. So begreift man nicht leicht, was die alten Ägypter veranlassen konnte, in ihren Hieroglyphen die Gerechtigkeit durch einen Ellenbogen und die Mütterlichkeit durch den Geier darzustellen. Ich lasse die Erklärung des letzten Sinnbildes folgen, in dem folgenden Artikel werde ich zeigen, wie es kam, daß der Ellbogen die Gerechtigkeit symbolisiert.

Die mutterrechtliche Familie hat in Ägypten außerordentlich lange fortbestanden. Die religiösen Mythen des Landes tragen deshalb auch die deutlichen Spuren des Gegensatzes zwischen den Geschlechtern, von denen das eine dafür kämpfte, seine hohe, bevorrechtete Stellung in der Familie zu erhalten, das andere dafür, diese Vormachtstellung zu vernichten. Der Mann erklärte mit Apollo in den „Eumeniden“, daß er es ist, welcher die wichtigste Funktion bei der Zeugung erfüllt, und daß die Frau, „der Kapsel der Frucht“ gleich, nur den von ihm gegebenen Keim empfängt und nährt. Die ägyptische Frau gab dem Manne das Kompliment zurück und rühmte sich, ohne männliche Mitwirkung zu empfangen. Die Statue der „Neith“, der Göttermutter, der höchsten Beherrscherin des obersten Himmels, trug in Saïs, wie uns Plutarch erzählt, auf dem Gewand die stolze Inschrift: „Ich bin alles, was gewesen ist, alles, was ist, und alles was sein wird. Niemand hat mein Gewand gehoben; die Frucht meines Schoßes ist die Sonne.“ Ihr Name enthält unter anderen Zeichen das Bild des Geiers und den Anfangsbuchstaben des Wortes Mutter (mu). Aus den Hieroglyphen des Horapollon erfahren wir, daß die Ägypter glaubten, unter den Geiern gäbe es keine Männchen, und die Weibchen würden vom Winde befruchtet. Dieser Vogel, der überall sonst für grausam und gefräßig gilt, zeichnet sich ihrer Meinung nach durch eine so außerordent-[18]liche mütterliche Zärtlichkeit aus, daß er sich die eigne Brust zerfleischt, um seine Jungen zu ernähren. Nachdem die Ägypter den Geier wegen der ihm zugesprochenen Fähigkeit der Selbstzeugung zum Vogel der Neith, der Göttermutter gemacht hatten, welche ohne Mann zeugt, wählten sie ihn wegen der ihm zugeschriebenen mütterlichen Zärtlichkeit zum Sinnbild der Mutter, dann der Mütterlichkeit.

Das vorstehende Beispiel gibt einen Begriff von den verschlungenen Pfaden“ und Umwegen, welche der menschliche Geist wandelt, um abstrakte Ideen durch Bilder darzustellen.

Wenn in der Bilder- und Symbolschrift ein materieller Gegenstand das Sinnbild einer abstrakten Idee werden kann, so ergibt sich, daß ein Wort, das ursprünglich zur Bezeichnung eines konkreten Gegenstandes oder einer seiner Eigenschaften gebildet wurde, schließlich zur Bezeichnung eines abstrakten Begriffes dient.

Im Haupte des Kindes und des Wilden, „des Kindes des Menschengeschlechts“, um mit Vico zu reden; existieren nur Bilder von bestimmten Gegenständen. Deshalb ist auch jedes Wort ein Eigenname, das lautliche Symbol des Gegenstandes, den das Kind oder der Wilde kennenlernte. Die Tasmanier z. B. hatten kein Wort für den Gattungsbegriff Baum, obgleich sie jede Baumart mit einem besonderen Namen bezeichneten. Die malayische Sprache, welche der abstrakten Bezeichnungen ermangelt, hat Namen für jede einzelne Farbe, es fehlt ihr aber das Wort Farbe selbst. Die Abiponen haben keine Wörter für Mensch, Körper, Zeit, immer, nie, überall; es fehlt ihrer Sprache auch das Zeitwort sein; sie sagen nicht: „Ich bin ein Abipone“, sondern: „Ich Abipone.“

Aber nach und nach vollzieht sich ein Wandel. Das Kind und der Wilde „tragen den Namen und die Vorstellungen der ersten Personen und Dinge auf alle Personen und Dinge über, welche jenen etwas ähneln“. Durch Analogien und Vergleiche gelangen sie zu allgemeinen Vorstellungen, welche ganze Gruppen von mehr oder weniger zahlreichen Gegenständen umfassen. Der Eigenname eines Dinges wird zuweilen zum symbolischen Ausdruck für die allgemeine Vorstellung, welche eine Gruppe von Dingen in sich begreift, die eine Analogie mit dem Gegenstand aufweisen, für dessen Bezeichnung das Wort ursprünglich geschaffen worden ist.

Der menschliche Geist hat sich oft die verschiedensten Dinge zusammengestellt, Dinge, welche nur eine äußerst schwache Ähnlichkeit miteinander haben. So hat er auf dem Wege des Anthropomorphismus die Organe und Glieder der Menschen im Ver-[19]gleich auf die verschiedensten Gegenstände übertragen. Das beweisen zahlreiche Metaphern, welche noch heutigentags in den Sprachen der Kulturnationen gebraucht werden, obgleich sie aus den Anfängen der Menschheitsentwicklung und der Kultur stammen. Solche Metaphern sind: die Eingeweide der Erde, die Ader einer Mine, das Herz eines Landes, der Zahn einer Säge, das Fleisch einer Frucht, der Fuß eines Berges, der Arm eines Meeres usw. Als der allgemeine Begriff des Maßes im menschlichen Hirn aufdämmerte, bediente sich der Wilde als erster Einheit seines Fußes, seiner Hand, seines Daumens, seiner Arme. (Das griechische Maß *orgya* = Klafter ist gleich dem Raum zwischen den Enden zweier ausgestreckter Arme.) Man darf nicht vergessen, daß jedes Maß eine Metapher ist. Wenn wir sagen, daß ein Gegenstand drei Fuß zwei Zoll lang ist, so bedeutet dies, daß er so lang ist wie drei Füße und zwei Daumenbreiten. Mit dem Fortschreiten der Zivilisation bediente sich der Mensch anderer Maßeinheiten. So hatten die Griechen als Längenmaß das „hippikon“, das gleich war dem Wege eines Pferdes, das zweimal im Hippodrom herumlief. Das Flächenmaß der alten Römer war das „jugerum“, es war so groß wie die Bodenfläche, welche ein „jugum“ (Ochsenpaar) im „Laufe eines Tages pflügen konnte.

Ein abstraktes Wort, bemerkt Max Müller, ist oft ursprünglich ein Eigenschaftswort, das in ein Hauptwort umgewandelt wurde. Die Umwandlung wurde durch eine Metapher vollzogen; denn auf dem Wege der bildlichen Vorstellung ist der Mensch zu abstrakten Begriffen gelangt. Der Mensch spricht sinnbildlich nur von den Adern einer Mine, weil seine eigenen Adern sich in Verzweigungen durch seinen Körper ziehen. Den Ausdruck Landzunge gebraucht er nur deshalb, weil seine eigene Zunge eine längliche Form hat. Er hat das gleiche Verfahren angewandt, um neue vergleichende Ausdrücke zu schaffen in dem Maße, wie sich das Bedürfnis darnach fühlbar machte. Auch in diesem Falle wurde die hervorstechendste Eigenschaft, diejenige welche dem primitiven Menschen am meisten auffallen mußte, für den

vergleichenden Ausdruck herangezogen. Eine große Anzahl von Sprachen wilder Völkerschaften hat keine Wörter für die Härte, die Rundung, die Wärme usw. Diesen Sprachen mangeln diese Wörter, weil der Wilde noch nicht so weit entwickelt ist, um die abstrakten Vorstellungen zu besitzen, welche bei den Kulturmenschen diesen Wörtern entsprechen. Der Wilde sagt deshalb statt hart „wie ein Stein“, statt rund „wie der Mond“, denn die Eigenschaften hart und rund sind in seinem Hirn aufs innigste mit den Vorstellungen Stein und Mond ver-[20]bunden. Nur nach einer langen „geistigen Arbeit werden diese Eigenschaften von den konkreten Dingen, deren Attribut sie sind, losgelöst, abstrahiert und in metaphysische Wesenheiten verwandelt. Das Eigenschaftswort wird dann zum Hauptwort und dient zur Bezeichnung der abstrakten Idee, die sich im Hirn gebildet hat.

Man hat keine wilde Völkerschaft gefunden, welcher der Begriff der Zahl fremd wäre, der abstrakteste aller Begriffe, wenngleich es gewisse wilde Stämme gibt, die nicht weiter als zwei oder drei zählen können. Wahrscheinlich können sogar die Tiere bis auf zwei zählen (Taubenbeobachtung).

Es scheint also im Gegensatz zu Vicos Ansicht, daß der abstrakte Begriff der Zahl der erste gewesen ist, der sich im menschlichen Hirn entwickelte, weil, wie der Pythagoräer Philolaos sagt, „die Zahl in allem Seienden enthalten ist und weil es ohne sie unmöglich ist, etwas kennenzulernen und etwas zu denken“. Allein daß die Ausdehnung des Zählens über die Zahl Zwei hinaus eine der schwierigsten Leistungen des Hirns gewesen ist, wird durch die mystischen Eigenschaften bewiesen, welche man den ersten weiteren Zahlen zuschrieb, der Drei, Sieben, Neun und Zehn, ferner durch die mythologischen und historischen Erinnerungen, welche mit bestimmten Zahlen verbunden waren. So Zehn: Die Belagerung von Troja und Veji, welche je zehn Jahre dauerten. Zwölf: die zwölf olympischen Götter, die zwölf Arbeiten des Herkules, die zwölf Apostel usw. Fünfzig: die fünfzig Söhne des Priamus, die fünfzig Danaiden; nach Pausanias machte Endymion die Selene zur Mutter von fünfzig Töchtern; Aktäon führte fünfzig Hundepaare, als Diana ihn verwandelte; das Fahrzeug, das Danaus nach den Ratschlägen der Minerva baute, hatte fünfzig Ruder, ebenso das Schiff, in welchem Herkules seinen Zug nach Troja unternahm. Hundert: die hundert Arme und Beine der Hekatoncheiren. Jede dieser Zahlen stellt eine Entwicklungsstufe dar, welche der menschliche Geist erreichte und auf der er verweilte, um von den Anstrengungen des durchlaufenen Weges zu rasten. Um die Erinnerung an die durchlaufenen Entwicklungsstufen zu bewahren, markierte er dieselben durch Legenden.

Wenn der Wilde nicht weiterzählen kann, so sagt er „viel“, um die Gegenstände zu bezeichnen, welche darüber hinaus vorhanden sind und die er wegen der mangelnden Zahlbegriffe nicht zu zählen vermag. Vico vermerkt, daß für die Römer erst sechzig, dann hundert und später tausend unendliche Zahlen sind, wie für uns eine Million und seit dem Kriege von 1870/71 die Milliarde.

[21] Die Sprache zeigt uns, daß der Mensch sich seiner Hand und seines Fußes bediente als Einheit für das Längenmaß. An seinen Fingern und Zehen lernt er zählen. Nansen erzählt, daß die Eskimo, mit welchen er ein Jahr lang gelebt hat, kein Wort für Zahlen haben, die fünf übersteigen. Sie zählen an ihren Fingern, wenn sie fünf gezählt haben, so sagen sie für den Begriff sechs der erste Finger der anderen Hand usf. bis zehn.

Nach zehn zählen sie an den Zehen der Füße und bleiben bei zwanzig stehen. Die großen Rechenkünstler gehen jedoch weiter und sagen für einundzwanzig der erste Finger des zweiten Menschen und zählen zunächst an den Händen, dann an den Füßen des „zweiten Menschen“ fort. Zwanzig ist ein ganzer Mensch, hundert sind fünf ganze Menschen. Die lateinischen Ziffern, welche in Europa bis zur Einführung der arabischen in Gebrauch gewesen sind, erinnern uns an diese primitive Art und „Weise zu zählen. I ist 1 Finger; II sind 2 Fin-

ger; V ist die Hand, deren drei Mittelfinger eingebogen sind, während der Daumen und der kleine Finger ausgestreckt werden; X sind zwei V oder zwei einander entgegengestellte Hände. Wie der Mensch, wenn er größere Längen und Oberflächen messen wollte, seine Zuflucht zu anderen Gegenständen als Händen und Füßen nehmen mußte, so bediente er sich auch anderer Dinge, als das Bedürfnis entstand, größere Mengen als zwanzig oder hundert zu zählen. Die Römer bedienten sich zum Zählen der Kiesel, calculi, daher der Ursprung des Wortes Kalkül in den modernen Sprachen. Die Kiesel eigneten sich übrigens trefflich für diesen Gebrauch, denn durch sie wurden die Kriegsbeute und Ländereien verlost.

Wenn die Wilden Tauschhandel treiben, so legen sie, um auf ihre Rechnung zu kommen, die Gegenstände, welche sie vertauschen wollen, auf dem Boden den Gegenständen gegenüber, welche man ihnen bringt. Nur durch diese rohe Art der Gleichung wird ihr Geist darüber beruhigt, daß man sie nicht hintergeht ...

In der Natur existieren nur Körper, die mehr oder weniger rund, hart, lang usw. sind. Als der Geist des Menschen eines höheren Grades von Genauigkeit im Ausdruck bedurfte, begriff er das Unzulängliche der Vergleiche, welche er ursprünglich angewendet hatte. Durch ein geistiges Kunststück schuf er sich ein Ideal der Härte, des Runden, der Länge usw., um einen festen Ausgangspunkt für seine Vergleiche zu haben. So dachten sich die Mathematiker auf dem Gebiete der abstrakten Mechanik einen Hebel, der absolut fest und ohne Dicke ist, und einen nicht zusammendrückbaren Keil. Sie bedurften derartiger vollkommener [22] Begriffe, um ihren theoretischen Forschungen nachgehen zu können ohne durch die Unvollkommenheiten wirklicher Hebel und Keile behindert zu werden. Aber wie das Ideal der Härte, des Runden, der Länge so entsprechen auch der theoretische Hebel und Keil nicht mehr einem wirklichen Gegenstand, sondern Vorstellungen des menschlichen Hirns, wenngleich die betreffenden Begriffe von wirklichen Dingen abgeleitet worden sind, deren Eigenschaften einem geistigen Destillationsprozeß unterworfen worden sind. Durch ein ähnliches Vorgehen hat der Mensch die Chimäre geschaffen, deren Körper zwar die abstrahierten Organe verschiedener Tiere aufweist, aber doch nichts Wirklichem entspricht, vielmehr einer Phantasie des Vorstellungsvermögens. Der Begriff der Chimäre jedoch ist ebensowenig wie die Begriffe des theoretischen Hebels, der Maßeinheit, der Ideale der Härte, Länge usw. ein angebotener Begriff. In allen diesen Fällen handelt es sich um Vorstellungen, welche durch die Erfahrung erworben worden sind.

Das Gehirn besitzt die Eigentümlichkeit zu denken, wie der Magen die zu verdauen, aber um denken zu können, bedarf es der Stoffe, welche ihm Natur und Gesellschaft liefern. [24]

## Der Ursprung der Idee des Gerechten und Ungerechten

### 1. Die Wiedervergeltung (*Talion*)

Die Gerechtigkeit der zivilisierten Gesellschaften hat zwei Quellen: sie entspringt einerseits aus der Natur selbst des menschlichen Wesens, andererseits aus dem organisierten sozialen Milieu, dessen Grundlage das Privateigentum ist. Die Leidenschaften und Begriffe, welche bei dem Menschen vor dem Aufkommen des Privateigentums vorhanden sind, und die Interessen, Leidenschaften und Begriffe, welche das Privateigentum erzeugt, haben in gegenseitiger Wechselwirkung schließlich im Hirn des zivilisierten Menschen die Idee des *Gerechten* und *Ungerechten* entwickelt und kristallisiert.

Die Rachsucht ist eine der ältesten und urwüchsigsten Leidenschaften der menschlichen Seele. Sie wurzelt in dem Erhaltungstrieb, in dem Bedürfnis des Menschen und Tieres, sich wider den erhaltenen Schlag aufzubäumen, mechanisch Schlag um Schlag zurückzugeben, wenn die Furcht nicht zur Flucht treibt. Es ist das der nämliche dunkle Trieb, der Kinder und Wilde veranlaßt, den leblosen Gegenstand zu schlagen, der sie verletzt hat. In ihrer letzten und einfachsten Form ist die Rache ein ausgelöster Reflex, ähnlich wie die unwillkürliche Bewegung, welche ein Zwinkern des Lides veranlaßt, wenn das Auge bedroht wird.

Die Rachsucht ist bei dem Wilden und Barbaren von einer dem Zivilisierten unbekanntem Stärke. „Die Rothäute“, sagt der amerikanische Geschichtsschreiber Adair, „fühlen, wie ihr Herz Tag und Nacht heiß brennt, bis sie Blut für Blut vergossen haben. Vom Vater auf den Sohn vererben sie die Erinnerung an den Mord eines Verwandten, eines Stammesmitglieds, und wäre es auch nur der eines alten Weibes.“ Der Fidschi-Insulaner, der beleidigt worden ist, bringt an einer ihm sehr sichtbaren Stelle einen Gegenstand an, den er nicht eher entfernt, als bis er sich gerächt hat. In Dalmatien zeigten die slawischen Frauen dem Kinde das blutbefleckte Hemd des Vaters, um es zur Rache anzureizen.

[25] „Die hundertjährige Rache hat noch Milchzähne“, lautet ein afghanistanisches Sprichwort. Obgleich der semitische Gott als „langmütig“ gepriesen wird, rächt er doch „die Missetat der Väter an den Kindern und Kindeskindern bis ins dritte und vierte Glied“ (z. Buch Mosis, XXXIV, 7). Eine Ausdehnung der Strafe auf vier Generationen genügt noch nicht, um seinen Rachedurst zu stillen. „Die Ammoniter und Moabiter sollen nicht in die Gemeinde des Herrn kommen, auch nach dem zehnten Glied, sondern sie sollen nimmermehr hineinkommen. Darum, daß sie Euch (den Israeliten) nicht zuvorkamen mit Brot und Wasser auf dem Wege, da Ihr aus Ägypten zoget“ (5. Buch Mosis, XXIII, Vers 3 und 4). Der Hebräer konnte also mit dem Skandinavier sagen: „Die Austernschale kann durch die Kraft der Jahre zu Staub zerfallen, und tausend weitere Jahre können über diesen Staub dahinziehen, die Rache wird noch in meinem Herzen glühen.“ Die Erynnyen der griechischen Mythologie sind die alten Göttinnen „der Rache, die langsam straft; ... des unstillbaren Durstes nach Blut“. Der Chor der großartigen Aischylostrilogie, in dem die Leidenschaften leben, welche die Seelen der Götter und Sterblichen quälen, ruft Orestes zu, der zögert, seinen Vater zu rächen:

„Für böses Wort ein böses Wort, so lautet  
Die Buße heischend Dikas heil'ger Spruch! ...  
Für Mord der Mord! Es leide, wer da tat;  
So heißt der Ahnen altes Grundgesetz ...  
Es ist ein Satz, daß jeder Strom des Bluts  
Zum Grund geflossen fordert neues Blut;  
Denn Mord und Tod für jeden Mord und Tod  
Ruft der Erynnyis Racheschrei herauf.“

(Aischylos: „Das Totenopfer“)

Um den Tod seines Freundes zu rächen, vergißt Achilles seine Beleidigung durch Agamemnon und seinen Zorn, der ihn gleichmütig den Niederlagen der Achäer zusehen läßt. Hektors Tod stillt noch nicht seinen Rachedurst, dreimal schleift er den Leichnam um die Mauern Trojas.

Der Wilde und der Barbar verzeihen nie, sie können jahrelang auf den geeigneten Augenblick zur Rache warten. Klytämnestra harrt zehn lange Jahre geduldig, daß die Rachestunde schlägt. Als sie Agamemnon, den Mörder ihrer Tochter, getötet hat, ruft sie trunken vor Freude und Rache aus: [26]

„So haucht er sinkend seine Seele aus,  
Und seines Blutes hellen Strom verschüttend  
Netzt' er mit schweren Tropfen mich des Taus,  
Die sich nicht minder freute als die Erde  
Vom Gott befruchtet mit dem jungen Lenz.“

(Aischylos: „Agamemnon“)

Der Mensch heiligt und vergöttlicht seine Leidenschaften, ganz besonders aber dann, wenn sie für seine persönliche und soziale Erhaltung nützlich sind. „Der unstillbare Durst nach Blut“, der zur Pflicht erhoben wird, gilt für die erste aller Pflichten. Die Erynnyen, die „so zahlreich sind wie die Verwünschungen, welche aus dem Munde einer zornigen Mutter gehen“, eilen aus dem finsternen Erebus herbei, sobald ein Fluch ihnen Leben und Bewegung verleiht.<sup>1</sup> Sie erschienen nur im Sonnenlicht, um zur Rache anzustacheln und den Mörder zu Wasser wie zu Lande unermüdlich zu verfolgen. Kein Sterblicher konnte ihnen entrinnen. Ihre Wut hetzte den Schuldigen von Ort zu Ort, traf seine Familie, traf den, der ihm Zuflucht gewährte, erstreckte sich auf Städte und ganze Länder. Sie entfesselten Kriege und schickten Pest und Hungersnot. Aischylos läßt dem Chor sagen, als Orestes den Erynnyen entgeht:

Haheijahei! Weh über Weh dem Land! ...  
Giftjammer quillt aus meines Herzens Brand,  
Weit um den pestdurchhauchten Boden spannt  
Sich dürrer Flechten scheußlich Mordgewand!  
Haheijahei! Weh über Weh dem Land! ...  
Unselig Volk, du hast es nicht erkannt:  
So sei denn selbst in Höllenpein gebannt!  
Haheijahei! Weh über Weh dem Land!

(Aischylos: „Die Eumeniden“)

Der semitische Gott rächte gleichfalls das vergossene Blut an Pflanzen, Tieren und Kindern. Die dichterische Phantasie der Griechen hat in Gestalt der furchtbaren Göttinnen, deren Namen man nicht auszusprechen wagte, das Entsetzen personifiziert, welches die entfesselte Rachsucht den primitiven Völkern einflößte.

Vico formuliert in seiner „Scienza Nuova“ folgenden Grundsatz der sozialen Wissenschaft: „Die Gesetzgebung nimmt den Menschen, wie er ist, um ihn zum Besten in der Gesellschaft zu verwenden. Auf den *Blutdurst*, den *Geiz* und den *Ehrgeiz*, die drei [27] Laster welche das Menschengeschlecht irreleiten, gründet sie das *Heer* den *Handel* und den *Hof*, d. h., sie zieht aus ihnen die *Kraft* den *Reichtum* und das *Wissen* der Republiken, und diese drei großen La-

---

<sup>1</sup> Die Verwünschungen sind für den Barbaren keine leeren Worte, für ihn ist die Sprache, das Wort, mit einer unwiderstehlichen Kraft begabt. Selbst die Götter gehorchen den Wünschen der Sterblichen. Deshalb verurteilten die Juden wie die Chinesen denjenigen zum Tode, der seinem Vater oder seiner Mutter geflucht hatte (2. Mos., XXI, 17).

ster, welche geeignet sind, das Menschengeschlecht zu vernichten erzeugen die soziale Glückseligkeit.“

„Dieser Grundsatz beweist die Existenz einer göttlichen Vorsehung, welche der gesetzgebende göttliche Gedanke ist, der aus *den Leidenschaften der Menschen – die vollständig in ihren persönlichen Interessen aufgehen* und die infolge dieser Interessen als wilde Tiere in der Einsamkeit leben würden – die bürgerliche Ordnung zieht, welche den Menschen ermöglicht, in menschlicher Gesellschaft zu leben.“

Das „fühllose“ Gesetz, um einen Ausdruck des Aristoteles zu gebrauchen, ist in der Tat aus der wilden, beständig kochenden Rachsucht geboren worden. Jedoch ist es nicht, wie Vico annahm, eine gesetzgebende göttliche Vernunft, welche die Ordnung aus den Wirrungen menschlicher Leidenschaften schafft; es sind vielmehr diese Wirrungen selbst, welche die Ordnung zeugen. Wir werden versuchen, den Nachweis dafür zu erbringen.

Der Wilde, der sich in beständigem Kriege mit Tieren und Menschen befindet und dessen Geist von eingebildeten Gefahren geängstigt wird, kann nicht allein leben; er lebt in Horden. Das Dasein außerhalb seiner Horde kann er nicht fassen; der Ausschluß aus ihrer Gemeinschaft ist für ihn gleichbedeutend mit einem Todesurteil.<sup>2</sup> Alle Glieder eines Stammes betrachten sich als Nachkommen eines gemeinsamen Vorfahren. Das gleiche Blut fließt in ihren Adern, das Blut eines Stammesangehörigen vergießen bedeutet also, das Blut des ganzen Stammes vergießen. Der Wilde besitzt keine Individualität; der Stamm, die Gens und später die Familie stellen eine solche dar. Die festeste Solidarität hält die Stammesglieder zusammengeschießt, sodaß sie ein einziges Wesen ausmachen, wie die Hekatoncheiren der griechischen Mythologie. Bei den primitivsten Völkerschaften, die man kennengelernt hat, herrscht Weibergemeinschaft, und die Kinder gehören der Hürde; das Privateigentum existiert nicht, die jedem einzelnen unentbehrlichsten Dinge, wie Waffen und Schmuck, wandern mit der erstaunlichsten Schnelligkeit von Hand zu Hand, wie Fison und Howitt berichten, die verständnisvollen Beobachter australischer Sitten. Die Angehörigen der wilden Stämme und die Clans der Barbaren bewegen sich und handeln gemeinsam, wie eine einzige Persönlichkeit. In Gemeinschaft ziehen sie umher, jagen sie, schlagen sie sich und bestellen sie das Land. Wenn die Kriegstaktik sich vervollkommnet, so [28] stellen sie sich, in Stämme, Clans und Familien gruppiert, in Schlachtordnung auf.

Wie alles andere, so trifft sie auch die Beleidigung gemeinsam. Der Schimpf, der einem Wilden zugefügt wird, wird von seinem ganzen Clan empfunden, als ob er jedes einzelne Glied desselben getroffen hätte. Wenn man das Blut eines Wilden vergießt, so läßt man das Blut des ganzen Clan fließen, alle seine Angehörigen haben die Pflicht, es zu rächen: die Rache trug einen kollektiven Charakter wie die Ehe und das Eigentum. Das Recht auf Rache war bei den barbarischen Germanen das vornehmste Band, das die Familie verknüpfte. Als die Stämme der Franken das Wergeld einführten, d. h. die Geldentschädigung für eine Beleidigung, teilten sich alle Glieder der Familie in den Preis des Blutes. Der Franke dagegen, der nicht mehr der Familiengemeinschaft angehörte, hatte kein Recht auf einen Teil am Wergeld, und wenn er selbst erschlagen wurde, so war der König sein Rächer und empfing den Preis seines Blutes.

Wie der ganze Clan die einem seiner Glieder zugefügte Beleidigung empfindet, so wird auch der ganze Clan verantwortlich für die Beleidigung, deren einer seiner Angehörigen sich

---

<sup>2</sup> Der von seinem Stamme verstoßene Kain klagt: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge. Siehe, du treibst mich heute aus dem Lande, und ich muß mich vor deinem Angesicht verbergen und muß unstet und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, daß mich totschlage, wer mich findet“ (1. Mos., IV, 13, 14). Die Verbannung ist in den antiken Gesellschaften eine der schrecklichsten Strafen.

schuldig gemacht hat. Die Beleidigung ist eine kollektive Tat.<sup>3</sup> Der beleidigte Clan rächt sich, indem er irgendein Glied des beleidigenden Clans tötet. „Bei den australischen Völkerschaften“, sagt Sir G. Grey, „herrscht allgemeine Bestürzung, wenn ein Mord begangen wurde, besonders wenn der Schuldige entkommen ist. Denn seine Verwandten betrachten sich als schuldig, und für sicher halten sich deshalb nur die Personen, die keine Beziehung zu der Familie haben.“ Ein Mord ist eine Kriegserklärung zwischen zwei Familien, zwischen zwei Stämmen. Es entbrennt ihm zur Folge ein mit Aufbietung von Gewalt und List geführter Vernichtungskrieg, der sich durch lange Jahre hinzieht, denn der Mord heischt als Sühne einen anderen Mord, der seinerseits nach Rache schreit. Es kommt vor, daß zwei ganze Clans handgemein werden. Vor kaum einem halben Jahrhundert erstreckte sich in Dalmatien „der Krieg von den Familien auf das ganze Dorf, und manchmal war der ganze Bezirk im Kriegszustand“.<sup>4</sup> Man rächt sich an Frauen und Kindern. Die Skandinavier schonten nicht einmal den Säugling in der Wiege, denn „ein Wolf lauert in dem zarten Kinde“, heißt es in der Edda. Sogar in unserem Jahrhundert rächten sich die Griechen an den Knaben, die über acht Jahre alt waren, nur die Frauen und Mädchen wurden geschont.<sup>5</sup>

Doch nicht nur die tatsächlich begangenen Bluttaten heischen gebieterisch Rache, auch die eingebildeten Morde, welche nur in [29] der abergläubischen Phantasie des Wilden bestehen. Für den Australier ist der Tod nie natürlich. Jeder Todesfall ist das Werk der Zauberei eines Feindes, der einem gegnerischen Stamme angehört. Es ist die Pflicht der Verwandten, den Verstorbenen dadurch zu rächen, daß sie, wenn nicht gerade den vermeintlichen Urheber der Hexerei, so doch irgendein Mitglied des Stammes töten, dem es angehört, oder auch mehrere Mitglieder, wenn sie dies tun können.<sup>6</sup> Der Tote rächte sich übrigens selbst, sein Geist kam zurück und quälte den Schuldigen. Frazer behauptet, daß eine der Ursachen für das Abkommen der Menschenfresserei die Furcht vor der postumen Rache der Unglücklichen war, die man verzehrt hatte. Der Wilde tötet den Mörder übrigens nicht nur, um sich zu rächen, sondern auch um dem Toten die Ruhe zu geben, dessen Geist so lange ruhelos leiden muß, bis Menschenblut vergossen worden ist. Um die Manen des Achilles zu versöhnen, wird auf seinem Grabe Polyxena geopfert, die Schwester seines Mörders Paris.

Der Wilde, welcher seine eigene Person nur als einen integrierenden Bestandteil seines Clans betrachtet, verwandelt die individuelle Beleidigung in eine Kollektivbeleidigung, und die Rache, welche eine Tat zum Schutze und für die Erhaltung der Person ist, wird eine Tat zum Schutze und für die Erhaltung der Gemeinschaft. Der Clan verteidigt sich, indem er den Mord oder die Wunden eines seiner Glieder rächt. Aber die kollektive Rache hat notwendigerweise kollektive Gefahren zur Folge, welche zuweilen die Existenz der Gemeinschaft des Clans bedrohen können. Die kollektiven Gefahren der Blutrache zwingen die Wilden, ihr Solidaritätsgefühl zu ersticken und das Mitglied des Clans, das die Beleidigung begangen hat, zu opfern, es dem Clan des Ermordeten auszuliefern. Man hat beobachtet, daß in Australien die Wilden, die bereits zu den Waffen gegriffen hatten, sich beruhigten und sich als Rache an einer individuellen Schädigung genügen ließen, die genau der begangenen Untat entsprach, welche die Ursache des Streites war: Leben für Leben, Wunde für Wunde. Mit dieser Auffassung wurde das Recht der Wiedervergeltung geboren.

---

<sup>3</sup> Die kollektive Verantwortlichkeit erscheint im Mittelalter noch so natürlich, daß die Ordonnanzen Eduards I. von England die ganze Handwerks Gilde für das Verbrechen verantwortlich machen, das eines ihrer Mitglieder begangen hat.

<sup>4</sup> Sir Gardner Wilkinson, „Dalmatia and Montenegro“, 1848.

<sup>5</sup> Lord Carnovori, „Reminiscences of Athens and Morea“.

<sup>6</sup> Christus, der Apostel Paulus und die Jünger teilten diese Ansicht der Wilden. Nach ihnen waren die Krankheiten das Werk des Teufels, des Feindes des Menschengeschlechts (Matthäus IX, 32; Lukas XI, 14; Briefe der Apostel XIX, 12 usw.). Dieser Aberglaube hat im christlichen Europa jahrhundertlang die Scheiterhaufen entzündet, auf denen Hexen verbrannt wurden.



Die Wiedervergeltung, „Seele um Seele, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brand um Brand, Wunde um Wunde, Beule um Beule“ (2. Moses XXI, 23-25), kann allein volle Genugtuung dem Gleichheitsempfinden der primitiven kommunistischen Völkerschaften gewähren, deren Glieder alle gleich sind.

Die völlige Gleichheit ist eine notwendige Folge der Bedingun-[30]gen, unter denen der Wilde der kommunistischen Stämme lebt. Darwin erzählt in seiner „Reise eines Naturforschers“ die nachstehende charakteristische Anekdote. Er war Zeuge, wie ein Feuerländer eine Wolldecke, die man ihm gegeben hatte, in gleich breite Streifen zerriß, damit jeder Zugehörige seiner Horde ein gleich großes Stück davon erhalten konnte. Dem Wilden kam es nicht in den Sinn, daß ein Glied des Clans in irgendeiner Beziehung besser gestellt sein sollte als die übrigen Clangenossen. Als Cäsar in Berührung mit den germanischen Stämmen kam, fiel ihm der Geist der Gleichheit auf, der für die Teilung der Güter maßgebend war, und er erklärte sich denselben aus dem Wunsche, Gleichheit unter den Stammesgenossen herbeizuführen. Cäsar urteilte als ein Zivilisierter, der in einem sozialen Milieu lebt, wo ungleiche Lebensbedingungen notwendigerweise Ungleichheit erzeugen. Die von ihm beobachteten Germanen lebten dagegen in einem kommunistischen Milieu, das Gleichheit schafft. Sie hatten deshalb nicht nötig, Gleichheit durch ihre Güterteilungen herbeiführen zu wollen. Wenn sie jedem Stammesgenossen gleiche Teile zuerkannten, so geschah dies aus dem gebieterischen Drange heraus, den Geist der Gleichheit zu befriedigen, der sie beseelte. Der sozialen Bedeutung ihres Tuns waren sie sich keineswegs bewußt. Sie handelten, wie man verdaut, ohne die physiologischen Vorgänge im Magen zu kennen, wie die Bienen ihre Zellen bauen, daß sie betreffs der Widerstandskraft und Raumersparnis im höchsten Maße den Gesetzen der Geometrie und Mechanik entsprechen, obgleich die kleinen Baumeister Geometrie und Mechanik nicht kennen. Die Gleichheit beherrscht nicht bloß das Empfinden und Denken der primitiven Menschen, sie kennzeichnet auch ihre äußere Erscheinung. Volney berichtet, daß ein Häuptling von Rothäuten sein Erstaunen darüber äußerte, daß die Weißen, die er sah, sich in ihrem Aussehen so wesentlich voneinander unterschieden. Im Gegensatz dazu wies er auf die Ähnlichkeit hin, welche die Glieder seines Stammes charakterisierte.

Das Alter, dem Achtung gezollt wird, ist das erste Vorrecht, das sich unter den Menschen geltend macht. Es ist das einzige Vorrecht, dem man bei wilden Stämmen begegnet. Welches auch immer die Vorzüge an Mut, Tapferkeit, Verstand sind, welche einen Krieger auszeichnen, wie groß seine Kraft sein mag, Hunger, Durst und andere Qualen zu ertragen: es folgt daraus nicht das Recht für ihn, zu herrschen. Seiner Vorzüge wegen kann er als Anführer seiner Genossen auf Jagd- und Kriegszügen gewählt werden, allein sobald die Aktion zu Ende ist, tritt er wieder in die Reihen zurück. „Der größte Häuptling der Rothäute“, [31] sagt Volney; „kann nicht einmal während eines Feldzugs einen Krieger schlagen oder strafen; im Dorfe gehorcht ihm kein anderes Kind als sein eigenes.“<sup>7</sup> Der griechische Heerführer des homerischen Zeitalters besaß kaum eine weiter reichende Autorität. Aristoteles bemerkt, daß zwar Agamemnons Macht so groß war, daß ihm das Recht zustand, den Flüchtling während des Marsches gegen den Feind zu töten, daß er sich jedoch bei den Beratungen geduldig beschimpfen ließ.

Die Wiedervergeltung ist nur die Durchführung des Gleichheitsprinzips in Sachen der Sühne für eine Schädigung. Dem Vergehen entspricht genau die Sühne. Nur eine Schädigung, die ganz genau dem verursachten Unrecht entspricht, kann die vom Gleichheitsempfinden beherrschte Seele der primitiven Menschen befriedigen, deshalb: „Seele um Seele, Brand um Brand“. Das instinktive Gleichheitsempfinden schafft das Vergeltungsrecht, die Talion, und die Notwendigkeit, den Folgen der Blutrache vorzubeugen, führt es in die primitiven Gesell-

---

<sup>7</sup> Volney, „Observation générales sur les Indiens de l'Amérique“, 1820.

schaftsorganisationen ein. Weder für sein Entstehen noch für seine Einführung ist die Idee der *Gerechtigkeit* maßgebend. Man findet die Talion bei Völkern, die diese Idee so wenig kennen, daß sie nicht einmal Worte für die Begriffe: Verbrechen, Strafe, Gerechtigkeit besitzen. Die Griechen Homers, die doch schon auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe standen, hatten kein Wort für Gesetz, der Begriff der Gerechtigkeit ist aber unmöglich ohne Gesetze.<sup>8</sup>

Die Talion, die eingeführt wurde, um die verhängnisvollen Folgen der Blutrache zu vermeiden und gleichzeitig die Rachsucht zu befriedigen, mußte bestimmten Regeln unterworfen werden, sobald sie zu einer festen Sitte wurde. Man beschränkte zuerst die Zahl der Personen, welche Rache üben konnten, und die Zahl derer, welche die Rache treffen durfte. Das Blutgesetz der Beduinen und fast aller Araber berechtigt jede Person aus den fünf ersten Graden der Verwandtschaft des Opfers, irgendeine Person aus den fünf ersten Graden der Verwandtschaft des Mörders zu töten. Dieser Brauch scheint allgemein gewesen zu sein, denn bei den Germanen und Skandinaviern erhielten und zahlten das Wergeld ebenfalls die Verwandten der fünf ersten Grade. Die angeführte Begrenzung ließ der Rache noch einen allzu weiten Spielraum, zu groß war noch die Zahl der Opfer, die sie wählen konnte. Bei den Hebräern stößt man deshalb auf Versuche einer weiteren Einengung; die Rache sollte sich darauf beschränken, den Schuldigen zu treffen. Jehovah, der sich nicht scheut, sich selbst zu widersprechen, befiehlt im fünften Buche Mosis: „Die Väter sollen nicht für die Kinder noch die Kinder [32] für die Väter sterben, sondern ein jeglicher soll für seine Sünde sterben“ (5. Mos. XXIV, 16). Es hielt so schwer, dem leidenschaftlichen Rachebegehren diese Beschränkung aufzuerlegen, daß in einer viel späteren Zeit der Ewige Vater noch dagegen protestieren muß, daß man sich nicht an die mitgeteilten Worte hält, vielmehr an ein Sprichwort. „Was treibt ihr unter euch im Lande Israel dies Sprichwort und sprecht: ‚Die Väter haben Herlinge (sauere, unreife Trauben) gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden?‘ So wahr als ich lebe, spricht Gott der Herr: solches Sprichwort soll nicht mehr unter euch gehen in Israel. Denn siehe, alle Seelen sind mein; des Vaters Seele ist sowohl mein als des Sohnes Seele. Welches Seele sündigt, die soll sterben“ (Hesekiel XVIII, 2, 3, 4).<sup>9</sup>

Noch schwieriger war es, die Zahl der Personen zu beschränken, welche sich zur Rache berechtigt hielten, und ihnen schließlich das Recht zu entziehen, sich selbst zu rächen. Das leidenschaftliche Begehren nach Rache wurde nur gestillt, wenn der nächste Verwandte des Opfers den Schuldigen strafte. Pyrrhus, der Sohn des Achilles, muß vor dem Heere der Achäer die Schwester dessen töten, der seinen Vater erschlug. Cailliaud erzählt, daß bei manchen Völkerschaften der afrikanischen Wüste der Schuldige in die absolute Gewalt der Verwandten des Opfers gegeben und von diesen ganz nach Belieben gemartert und getötet wird. Frazer sah in Persien, wie eine Frau den ihr ausgelieferten Mörder ihres Sohnes mit fünfzig Messerstichen durchbohrte und ihm zur Erhöhung der Rache die bluttriefende Klinge über die Lippen strich. Im neunten Jahrhundert wurde in Norwegen der Mörder von den Mitglie-

---

<sup>8</sup> Daß die Griechen des homerischen Zeitalters das Wort Gesetz nicht hatten, war schon den Alten aufgefallen. Der Geschichtsschreiber Josephus äußert seine Verwunderung darüber, daß in den beiden homerischen Gedichten das Wort *nomos*, das später Gesetz bedeutete, niemals in diesem Sinne angewendet wird.

<sup>9</sup> Der Barbar bleibt nicht auf halbem Wege stehen; er schreckt vor den letzten Konsequenzen seiner Logik nicht zurück. Als er sich zu der Idee durchgerungen hatte, den Schuldigen von der Gemeinschaft seines Clans loszulösen und ihn persönlich die Verantwortlichkeit für seine Tat tragen zu lassen, verfolgte er diese Idee weiter und löste von der Gesamtheit des Körpers das Organ los, mit dem die Tat begangen worden war, um es der Strafe zu unterwerfen. Diodorus von Sizilien berichtet, daß die Ägypter die Schändung einer freien Frau dadurch bestrafte, daß sie den Täter kastrierten. Sie schnitten der Ehebrecherin die Nase ab, „um sie der Reize zu berauben, deren sie sich bedient hatte, um zu verführen“. Den Falschmünzern und Nachmachern öffentlicher Siegel wurden die Hände abgehauen, „um den Teil des Körpers zu bestrafen, mit dem das Verbrechen verübt worden war“. In fast allen Ländern schnitt man den Dieben die Hände wegen kleinerer Spitzbübereien ab, die nicht die Todesstrafe zur Folge hatten.

dem der Volksversammlung an das Meeresufer geführt und von dem Kläger getötet oder auch auf dessen Erlaubnis hin von dem Vogt des Königs. Wenn in Athen das Gericht einen Schuldigen zum Tode verurteilte, so wohnte der nächste Verwandte des Opfers als Bluträcher der Hinrichtung bei. Wenn er dabei auch keine aktive Rolle spielte, so mußte er doch anwesend sein, um seine Rache zu befriedigen und um den ursprünglichen Bedingungen der Talion zu genügen.

Die Talion, welche die Rache beschränkt und regelt, ist ein Beweis dafür, daß die Leidenschaft, die den primitiven Menschen quält und blind macht, an Stärke verliert und fähig wird, sich unter ein Joch zu beugen. Der Mensch gewöhnt sich daran, nicht mehr unterschiedslos an einer ganzen Familie Rache zu nehmen, sondern an dem Schuldigen allein, und diese Rache beschränkt sich darauf, genau den Schlag mit dem Schlag, den Tod mit dem Tod zu vergelten. Diese Regelung der Rache konnte nur durch das kollektive Eingreifen des Clan und der Familien des Opfers [33] wie des Schuldigen eingeführt werden und in Kraft bleiben. Die Familie, die noch immer für das Tun ihrer *Glieder* verantwortlich ist, wird aufgefordert zu erklären, ob sie die Untat auf sich nehmen oder den Schuldigen ausliefern will. In dem letzteren Falle hat sie die Sühne zu bestimmen und sie der Tat gerecht anzupassen. Wenn der Schuldige sich gegen die Vergeltung auflehnt, so muß die Familie ihn zur Unterwerfung unter die bestimmte Strafe zwingen.<sup>10</sup> Auf diese Weise entstanden Schiedsgerichte, deren Aufgabe es war, die Größe der geschehenen Beleidigung abzuschätzen und die entsprechende Sühne festzusetzen.

Die zur Volksversammlung zusammentretenden Stammesangehörigen bildeten, wie bei den Skandinaviern, das erste Schiedsgericht. Allein wegen der Schwierigkeiten, mit denen das Zusammentreten dieser Versammlung verknüpft war, unterbreitete man ihrem Schiedsspruch nur die Fälle von Mord und schwerer Verwundung. Minder wichtige Vergehen, wie Schläge und Verwundungen, welche nicht mit dem Tode oder dem Verlust eines Gliedes bestraft zu werden pflegten, wurden von dem Rate der Alten gerichtet. Auf den Rat seines Schwiegervaters Jethro wählte Moses „redliche Leute, die Gott fürchten, wahrhaftig und dem Geiz feindlich sind, und setzte sie über sie, etliche über Tausend, etliche über Hundert, über Fünfzig und über Zehn, daß sie das Volk allzeit richten. Wo aber eine große Sache ist, daß sie dieselbige an Dich bringen, und sie alle geringe Sachen richten“ (2. Mos. XVIII, 21, 22). Moses ahmte damit wahrscheinlich eine Einrichtung nach, die in Ägypten bestand. Ein Rat der Druiden war in Gallien damit betraut, jede Beleidigung zu prüfen und die Sühne dafür zu bestimmen. Wenn eine der Parteien sich weigerte, sich seinem Spruche zu unterwerfen, so wurde sie vom Opfer ausgeschlossen, es traf sie also die schrecklichste Strafe, denn den Gebannten floh jedermann (Cäsar: *De Bello Gallico*, VI, I 3). In Athen regelte der Areopag die Rache. Aischylos legt in den Mund der Erynnien, deren Hand „das Urgesetz entrissen“, folgende Worte, welche die Übel zeichnen, die das Aufkommen von Schiedsgerichten notwendig machten:

„Nie tobe jammervoll durch Eure Stadt  
Der Zwietracht Wahnsinn, nimmer trinke hier  
Der Staub das schwarze Bürgerblut der Söhne,

---

<sup>10</sup> Wenn bei den Itelmen von Kamtschatka ein Mord begangen wird, so wendet sich die Familie des Opfers an die Familie des Mörders und fordert dessen Auslieferung. Wird dem Verlangen gewillfahret, so stirbt der Mörder des gleichen Todes, den er sein Opfer finden ließ. Wird die Auslieferung versagt, so bedeutet dies, daß die Familie den Mord billigt, und es entbrennt nun ein Krieg zwischen ihr und der Familie des Ermordeten. Die siegreiche Familie tötet alle männlichen Angehörigen der unterlegenen Familie und macht die Frauen und Mädchen zu Sklavinnen. G. W. Steller: „Beschreibung von dem Lande Kamtschatka“, 1774.

Wenn in Polynesien sich der Schuldige nicht geduldig der Rache des beleidigten Teiles unterwirft, so wird er von seiner eigenen Familie mit Gewalt zur Sühne gezwungen. Ellis: „Polynesian Researches.“

Empörter Rache mordentbranntes Opfer,  
Gerissen aus dem Herzen Eurer Stadt.“

(Aischylos: „Die Eumeniden“; alle Aischylos-Texte übersetzt von Hans v. Wolzogen)

[34] Die alten Göttinnen, die „Töchter der Nacht“, welche die urwüchsige Rache personifizierten, sangen damit ihr Grablied. Nach der Einsetzung des Areopags wurden sie besänftigt und gingen ihres Amtes verlustig, sie wechselten ihren Namen und hießen nun die Eumeniden, die guten, wohlthätigen Göttinnen. Die Einsetzung des Areopags muß in das graue Altertum zurückreichen, denn eine andere Sage meldet, daß er eingeführt wurde, um den Mord zu richten, den Ares begangen, indem er den Sohn des Poseidon erschlug, der seine Tochter geschändet hatte. Der Mörder wurde von den zwölf Göttern freigesprochen, die den Areopag bildeten. Das Wort Areopag bedeutet übrigens: Hügel des Ares. Nach einer anderen Legende war der erste Mord, den der Areopag zu richten hatte, derjenige der Procris, die unabsichtlich von ihrem Gatten Cephalos auf der Jagd getötet wurde. Aus dieser Sage wie aus der des Muttermörders Orestes kann man schließen, daß die Einsetzung des Areopags in die Periode fällt, wo das Matriarchat im Begriff stand, durch das Patriarchat verdrängt zu werden, es war dies die Zeit des trojanischen Krieges. Von dem Augenblick an, wo die Frau aufhörte, das Haupt der Familie zu sein, kam sie als Sklavin in das Haus ihres Gatten, dem über sie das Recht über Leben und Tod zusteht. Sogar der Sohn besaß dieses Recht. In der Folge kann nicht mehr Rache für ihren Tod gefordert werden, wenn der Mord von ihrem Gatten oder ihrem Sohne verübt wurde.<sup>11</sup>

Der Areopag, wie der ihm entsprechende ägyptische Gerichtshof, tagte und urteilte im Dunkeln. Darauf ist es zurückzuführen, daß Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, eine Binde vor den Augen trägt. Die Athener wollten ohne Zweifel durch das Symbol daran erinnern, daß der Areopag die Erynnyen abgelöst hatte, die Töchter der Nacht, die nach Homer in dem Erebus lebten. Der Areopag, wie der ägyptische Gerichtshof, ließ keinen Verteidiger zu, der Schuldige selbst mußte in Schweigen verharren. Denn da die Mitglieder des Areopags an Stelle der Familien traten, richteten sie nicht, sie beschränkten sich vielmehr darauf, den Täter des Frevels zu finden und ihn der beleidigten Familie auszuliefern.

In einer Handelsstadt wie Athen machte sich die Notwendigkeit geltend, zur Sicherung der Ordnung ein ständiges Gericht zu schaffen, das die Blutrache regelte und den Schuldigen der Strafe überlieferte. Fast überall sonst mußte man es dagegen den Familien überlassen, Rache zu nehmen und sich dadurch Genugtuung zu verschaffen. In England besaßen im zehnten Jahrhundert, unter König Alfred, die Familien durch Sitte und Gesetz [35] das Recht, sich wegen Mordes den Krieg zu erklären. Der Zivilgewalt gelang es in Frankreich lange nicht, den Familien das Recht der Rache zu entziehen. Sie mußte sich daran genügen lassen, die Wirkungen dieses Rechtes zu mildern, indem sie festsetzte, daß ein bestimmter Zeitraum

---

<sup>11</sup> In einer seiner gerichtlichen Verteidigungsreden führt Demosthenes einen Artikel des alten Drakonischen Gesetzes an. Nach diesem Artikel stand jedem Athener das Recht über Leben und Tod von fünf Frauen über seine Frau, seine Tochter, seine Mutter, seine Schwester und seine Beischläferin. Die Graga (grauen Gänse), die alten isländischen Gesetze, heiligten das gleiche Recht und unterwarfen ihm noch die Adoptivtöchter. Wenn später zu Solons Zeiten die Sitten sich gewandelt hatten und die Gesetze des Drakon in der Folge zu hart und blutdürstig erschienen, so wurden sie doch nie abgeschafft, „aber durch ein stilles Übereinkommen der Athener“, sagt Aulus Gellius, „gerieten sie wie in Vergessenheit“.

Gerade weil die ersten Gesetze Bräuche der Vorfahren festlegten und heiligten, so wurden sie niemals abgeschafft. Sie bestanden fort, obgleich sie sich in Widerspruch zu den neuen Gesetzen befanden. So läßt das Gesetz des Manu nebeneinander fortbestehen: das Gesetz, welches das Erstgeburtsrecht festlegt, und das Gesetz, welches gleiche Teilung des Erbes zwischen den Brüdern bestimmt. Durch das Gesetz der zwölf Tafeln wurden in Rom die Gesetze der Könige nicht aufgehoben. Der Stein, auf dem sie eingegraben waren, war heilig, höchstens die Verruchtesten wagten, ihn umzuwenden.

zwischen Beleidigung und Rache liegen mußte. Ein königlicher Erlaß aus dem dreizehnten Jahrhundert, den man Philipp August oder Ludwig IX. zuschreibt, die sogenannte *Quarantaine des Königs* (Quarantaine-le-roy), verbot, daß durch den Wunsch nach Rache entfesselte Privatkriege vor Ablauf von vierzig Tagen nach geschehener Beleidigung unternommen wurden. Wenn binnen dieser Frist einer der Täter ermordet wurde, so traf den Mörder wegen Übertretung der königlichen Vorschrift die Todesstrafe. Der französischen Regierung ist es erst in neuerer Zeit gelungen, in Korsika die Blutrache zu beseitigen.

Die Leidenschaft der Rache blieb noch immer unbezähmbar, wenngleich sie sich unter das Joch der Talion und der Schiedsgerichte beugen mußte. Erst das Eigentum war imstande, ihr die Klauen zu stutzen, ihr die Zähne auszubrechen. Das Eigentum, welches den Wirren der persönlichen Rache ein Ende machte, trat jedoch seinerseits in Erscheinung, begleitet von einem langen Zuge von Verbrechen und Streitigkeiten im Schoße der Familien. Ehe das Erstgeburtsrecht anerkannt und in die Sitten übergegangen war, entbrannten um den Besitz der väterlichen Güter brudermörderische Kriege, deren Greuel die griechische Mythologie in der Geschichte der Atriden widerspiegelt.<sup>12</sup> Seit jener Zeit bis heute ist das Eigentum die wirksamste Ursache der Zwietracht und der Verbrechen unter den Personen gewesen, der Bürgerkriege und Kämpfe unter den Nationen, welche die menschliche Gesellschaft zerrüttet und umgewälzt haben.

Das Eigentum bricht einer Furie gleich in das menschliche Herz ein, wälzt die tiefstgewurzelten Gefühle, Ideen und Instinkte um und schafft neue Triebe, Begriffe und Empfindungen. Einzig und allein das allmächtige Eigentum war imstande, die Rachsucht zu zügeln und zu ertöten, die älteste herrschende Leidenschaft in der Seele des Wilden und Barbaren. Sobald das Privateigentum aufgekommen war, forderte Blut nicht mehr Blut, sondern Eigentum: die Talion erfuhr eine Umwandlung.

Die Umwandlung der Talion wurde wahrscheinlich durch die Sklaverei und den Sklavenhandel erleichtert, den ersten internationalen Handel, der regelmäßig betrieben wurde. Der Austausch lebender Menschen gegen Rinder, Waffen und andere Gegenstände gewöhnte den Barbaren, Blut durch anderes Äqui-[36]valent als Blut zu ersetzen. Ein anderer Umschwung innerhalb der Familie trug noch wirksamer als der Sklavenhandel dazu bei, daß die Talion umgewandelt wurde. Solange die mutterrechtliche Familie besteht, bleibt die Frau in ihrem Clan, wo sie von ihrem Gatten oder ihren Gatten besucht wird. Wenn das Patriarchat herrscht, verläßt dagegen das junge Mädchen ihre Familie, um in der ihres Gatten zu leben. Der Vater wird für den Verlust der Tochter entschädigt, die infolge der Verheiratung nicht mehr ihm gehört. Die Frau wird damit ein Tauschgegenstand, „eine Bringerin von Rindern“ (alphesiboia), wie das homerische Wort lautet, die Achäer tauschten sie gegen Rinder um. Der Vater begann damit, seine Töchter als Tauschwerte zu verhandeln, und schließlich verkaufte er seine Söhne, wie dies die griechischen und römischen Gesetze beweisen. Indem der Vater sein eigen Fleisch und Blut verkaufte, zertrümmerte er die alte Solidarität, welche die Glieder der Familie verknüpfte. Wenn die Eltern gegen Tiere und andere Besitztümer ihre Kinder, ihr lebendiges Blut vertauschten, so mußten sie um so eher geneigt sein, Tiere und andere Güter für das vergossene Blut, für den getöteten Sohn anzunehmen. Die Kinder folgten dem Beispiel der Eltern und begnügten sich ihrerseits mit irgendwelcher Entschädigung für das vergossene Blut ihres Vaters und ihrer Mutter.

---

<sup>12</sup> Wenn man sich an die Sagen der griechischen Mythologie hält, so scheint es, daß das Erbfolgerecht ernstlich erschüttert wurde, als in der Familie die Autorität des Vaters an Stelle der Autorität der Mutter trat. Alle Söhne behaupteten, das gleiche Recht auf die Güter und die Leitung der Familie zu besitzen. Es bedurfte längerer Zeit, damit das Erstgeburtsrecht sich einbürgerte, und nur mit Hilfe des religiösen Aberglaubens vermochte es sich zu erhalten. Man nahm an, daß der Vater im Grabe weiterlebe und von dort aus seine Befehle seinem Nachfolger kundtut. Man gehorchte nicht dem lebenden Erben, sondern dem toten Vater.

Statt Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn fordert man nun Tiere, Eisen, Gold um Leben, Auge, Zahn und andere Schädigung. Die Kaffern heischen Ochsen, die Skandinavier, Germanen und andere Barbaren, welche den Wert des Geldes kennengelernt haben, fordern klingende Münze.

Diese Revolution, die tiefste, welche die menschliche Seele erschüttert hat, vollzog sich selbstverständlich nicht plötzlich und nicht ohne schwere Kämpfe. Die Religion, diese Hüterin alter Sitten, und das Solidaritätsgefühl sowie das Gefühl der persönlichen Würde des Barbaren lehnten sich energisch dagegen auf, daß Geld an die Stelle von Blut trat. Der Schatz, welcher in der Edda Sigurds Tod und die Ausrottung der Familie der Völsungen und der Ginkinger veranlaßt, ist gerade das Wergeld, das die skandinavischen Götter Odin, Loki und Hönir für die Ermordung Otters zahlen müssen.

Saxo Grammaticus hat den Sang eines dänischen Barden aufgezeichnet, welcher sich über die Sitten seiner Zeit und die Leute entrüstet, die in ihrem Beutel das Blut ihrer Väter tragen. Die Edlen in Turkestan, sagt Pallas, lassen sich nie dazu herab, „den Blutpreis“ anzunehmen. Der afghanische Mörder, der unabsichtlich getötet hat, so berichtet Elphinstone, muß selbst die Familie [37] des Opfers anflehen, die Geldbuße anzunehmen, des weiteren ist er gezwungen, sich einer demütigenden Zeremonie zu unterwerfen, welche derjenigen gleicht, die unter ähnlichen Umständen bei den Slawen des südlichen Europas Brauch war. „Die Richter und die Zuschauer bilden einen weiten Kreis, von dessen Mitte aus sich der Schuldige, dem ein Gewehr und ein Dolch am Halse hängen, auf den Knieen bis zu den Füßen des beleidigten Teiles schleppt. Dieser nimmt dem Mörder die Waffen ab, hebt ihn dann auf und umarmt und küßt ihn mit den Worten: Gott verzeihe Euch. Die Zuschauer klatschen den versöhnten Feinden fröhlich Beifall ... Diese Zeremonie, die ‚der Blutkreis‘ heißt, endet mit einem Feste, dessen Kosten der Mörder tragen muß und an dem alle Zuschauer teilnehmen.“<sup>13</sup> Der Beduine nimmt zwar für Blut Geld an, zwingt aber den Mörder und seine Familie, sich als ihm verpflichtet zu erklären.

Die Festsetzung der Entschädigung für das vergossene Blut wurde anfänglich dem Belieben des beleidigten Teiles überlassen. Nach Gutdünken bestimmte dieser die Quantität und Qualität der Gegenstände, die zur Sühne gegeben werden mußten.

Nach der Saga setzte der Isländer selbst den Preis für vergossenes Blut fest, und zwar begnügte er sich mit nicht weniger als dem gesamten Besitztum des Mörders und seiner Familie. Sein Rachedurst wurde nur durch die vollständige Ausplünderung gestillt, der Schuldige und die Seinen sollten aller Annehmlichkeiten des Lebens verlustig gehen. Das Übermaß der geforderten Buße machte praktisch diese Art der Sühne undurchführbar und veranlaßte endlose Verhandlungen und Fehden. Die Barbaren sahen sich in die Notwendigkeit versetzt, die Höhe der Buße zu bestimmen, die gefordert werden durfte. Ihre Gesetzbücher setzen genau die Buße fest, die in Naturalien oder in bar zu entrichten ist für das Leben eines freien Mannes – mit Berücksichtigung von Geburt und Rang –, für Verwundung der Hand, des Armes, des Beines usw., für jede Schädigung seiner Ehre oder seines häuslichen Friedens. Das Leben des Königs wie das des Bauern war durch ein Wergeld geschützt, das vorkommenden Falles seinen Verwandten entrichtet werden mußte. Der einzige Unterschied zwischen dem Wergeld des Königs und dem der übrigen Volksgenossen bestand in der Höhe des Blutpreises.<sup>14</sup>

Die Familie des Schuldigen haftete für die Entrichtung des Blutpreises, den die Familie des Opfers unter alle ihre Glieder im Verhältnis zu dem näheren oder entfernteren Grade der

---

<sup>13</sup> Krasinski, „Montenegro and the Slavonians of Turkey“. 1853.

<sup>14</sup> Die Einführung des Wergelds zeitigte eine sonderbare Folge, die Mollet bei den Skandinaviern beobachtete. Weil eine gewisse Summe für den Tod eines Bürgers oder die seinem Körper zugefügte Verwundung gezahlt werden mußte, so wurde der Körper eines Schuldners für die kontrahierte Schuld haftbar.

Verwandtschaft verteilte. Die Graga von Island zeigen uns, wie die [38] Teilung vor sich ging. Die männlichen Familienmitglieder wurden in fünf Kreise oder Verwandtschaftsgrade eingeteilt. Der erste Kreis, der aus dem Vater und dem ältesten Sohne bestand, empfing oder zahlte drei Mark; der zweite und dritte Kreis zwei Mark; der vierte Kreis eine Mark und der fünfte Kreis eine Öre oder eine Achtelmark.

Das Wergeld führte zur Einsetzung einer offiziellen Körperschaft, die mit seiner Erhebung betraut war. Später traten zum Wergeld noch andere Bußen. Das Wergeld wurde noch weiterhin den Verwandten des Opfers entrichtet, während die Bußen den königlichen oder öffentlichen Kassen zufließen.

Der einfache, vom Gefühl der Gleichheit beherrschte Geist des Wilden hatte die Talion: „Leben um Leben“ als einziges Mittel gefunden, dem Rachedurst Genüge zu tun. Als unter dem Einfluß des Eigentums die Talion sich umwandelte und an Stelle der brutalen Gleichung: „Leben um Leben“ die soziale Gleichung trat: „Tiere und andere Güter um Leben“, mußte der Geist des Barbaren sich mit einer harten Aufgabe abfinden. Er mußte ein Problem lösen, das ihn zwang, sich auf das Gebiet der Abstraktion zu begeben. Auf der einen Seite mußte er den Schaden abschätzen, welchen die Familie durch den Verlust eines ihrer Glieder erfuhr; auf der anderen Seite mußte er den Vorteil würdigen, welchen für sie die Abtretung gewisser Güter zur Folge hatte. Er mußte also Dinge messen und vergleichen, welche unter sich keine materiellen Berührungspunkte besitzen. Der Barbar mußte deshalb anfangs brutal den sozialen Ruin des Schuldigen und seiner Familie heischen, die Abtretung aller ihrer Güter. Erst Schritt für Schritt gelangte er durch keinen geringen Aufwand intellektueller Gymnastik dazu, den Preis für den Verlust des Lebens, eines Auges, Zahnes und sogar für Beschimpfungen in einem Tarif festzusetzen. Diese Tarifikation mußte notwendigerweise zu neuen abstrakten Begriffen über die Beziehungen der Menschen untereinander und mit den Dingen führen. Diese Begriffe mußten in seinem Hirne die Idee der vergeltenden Gerechtigkeit entstehen lassen, deren Aufgabe es ist, so genau als möglich die Sühne der Schädigung anzupassen.

## 2. Die ausgleichende Gerechtigkeit

Der Selbsterhaltungstrieb, der älteste und mächtigste aller Instinkte, treibt den Wilden wie das Tier, seinen Vorfahren, sich der Dinge zu bemächtigen, deren er bedarf. Alles, was er ergrei-[39]fen kann, nimmt er, um seinen Appetit oder seine Laune zu befriedigen. Er verhält sich materiellen Gütern gegenüber wie der Gelehrte und der Schriftsteller gegenüber geistigen Gütern: „Er nimmt das Gute, wo er es findet“, wie Molière sagt.<sup>15</sup> Die europäischen Reisenden, die unter diesem Instinkt zu leiden hatten, sind darob in billige moralische Entrüstung geraten und haben mit dem Brustton patentierter Sittlichkeitspriester die Wilden Spitzbuben geschimpft. Als ob es möglich wäre, daß das menschliche Hirn vor dem Vorhandensein des Privateigentums den Begriff des Diebstahls fassen könnte!

Diesen Greifinstinkt (instinct préhenseur) – das Wort ist in der Zoologie gebräuchlich – zu zügeln, ihn, der die Umgestaltung einer der wesentlichsten Eigentümlichkeiten des organi-

---

<sup>15</sup> Die Natur“, sagte Hobbes, „hat jedem von uns gleiches Recht auf alle Dinge gegeben ... Im Naturzustand hat jeder das Recht, zu tun und zu besitzen, was ihm gefällt. Daher die gewöhnliche Ansicht, daß *die Natur alle Dinge allen gegeben* hat, und daher begreift es sich, daß im Naturzustand der Nutzen die Richtschnur des Rechts ist“ („De cive“, Buch I, Kapitel I). Hobbes und die Philosophen, welche von Naturrecht, Naturreligion, Naturphilosophie usw. sprechen, unterstellen der Mutter Natur ihre eigenen Begriffe von Recht, Religion und Philosophie, Begriffe, die nichts weniger als natürlich sind. Was würde man von einem Mathematiker sagen, der der Natur seine eigenen Begriffe des metrischen Systems zuschreiben und über den „Naturmeter“ und „Naturmillimeter“ philosophieren wollte? Die Längenmaße, Gesetze, Götter und philosophischen Ideen sind Schöpfungen des Menschen. Die Menschen haben sie erdacht und allmählich ihren persönlichen und sozialen Bedürfnissen entsprechend umgewandelt.

schen Lebens ist, einem Joche zu unterwerfen, ihn bis zum Verschwinden abzuschwächen: das ist eine der Aufgaben der Zivilisation gewesen. Um den Greifinstinkt einzuschränken, hat die Menschheit ebenso zahlreiche Etappen durchlaufen müssen, wie um den Rachedurst zu zähmen und abzuschwächen. Die Unterjochung dieses urwüchsigen Instinkts hat zur Entwicklung der Ideen des Gerechten und des Ungerechten beigetragen, Ideen, zu denen die Ansätze durch die Zügelung der Rachsucht gegeben wurden.

Solange der Wilde in kleinen Horden längs der Meeresküste und der Flüsse durch unbewohnte Ländereien streift und sich dort niederläßt, wo er reichlich Nahrung findet, kann sein Greifinstinkt sich ohne jede Beschränkung äußern. Allein schon in der prähistorischen Zeit zwingt ihn die Notwendigkeit, sich Existenzmittel zu verschaffen, seinen Greifinstinkt innerhalb gewisser Schranken einzudämmen.

Wenn die Bevölkerung einer Gegend einen gewissen Grad der Dichtigkeit erlangt hat, so teilen die sie bewohnenden wilden Stämme die Ländereien als Jagdgründe einander zu oder auch als Weidegründe, falls sie Viehzucht treiben. Um ihre Existenzmittel zu schützen, welche in wilden Früchten, Wildbret, Fischen und zuweilen auch in Herden von Schweinen bestehen, die frei in den Wäldern weiden, begrenzen die wilden und barbarischen Völkerschaften der alten und neuen Welt ihre Ländereien durch neutrale Striche.<sup>16</sup> Jede Person, welche die Grenzen der Ländereien ihres Stammes überschreitet, wird wie ein wildes Tier gejagt gehetzt und manchmal getötet. Innerhalb der Grenzen des Stammesbereichs kann jeder frei nehmen, wessen er bedarf, jenseits dieser Grenzen nimmt er dagegen auf seine eigene persönliche Gefahr. Die Überschreitung der Grenzen, die oft begünstigt wurde, um den Mut und die Gewandtheit der jungen Krieger [40] zu üben, zählte zu den häufigsten Ursachen der Streitigkeiten und Kriege zwischen benachbarten Stämmen. Um Kriege zu vermeiden und in Frieden mit den Nachbarn zu leben, mußten die Wilden ihren Greifinstinkt zügeln, sie durften ihm nur innerhalb der Grenzen ihrer Ländereien freien Lauf lassen.

Allein selbst im Bereich des eigenen Grund und Bodens, der das gemeinsame Besitztum aller Stammesgenossen ist, legt die Rücksicht auf die Erhaltung der Lebensmittel den Wilden den Zwang auf, den Greifinstinkt zu zügeln. Die Australier verbieten, Hühner und Schweine zu essen, wenn es deren nicht viel gibt; sie untersagen den Genuß von Yamswurzeln und Bananen, wenn der Brotfruchtbaum keine gute Ernte verspricht; sie verbieten das Fischen in bestimmten Buchten, wenn die Fische dort selten werden. Aus anderen Gründen töten die kanadischen Rothäute keine Biberweibchen. Die Wilden rühren niemals Pflanzen oder Tiere an, welche die *Totem* ihrer Stämme sind, d. h. die Verkörperung des Vorfahren, von dem sie vermeintlich abstammen. Damit diese Verbote wirksamer sind, haben sie oft ein religiöses Gepräge erhalten. Der verbotene Gegenstand ist *tabu*, und die Götter lassen sich angelegen sein, den Frevler wider die Vorschrift zu strafen.

Die Beschränkungen dieser Art, die dem Greifinstinkt auferlegt sind, tragen einen kommunikativen Charakter, d. h., sie liegen im gemeinsamen Interesse aller Stammesgenossen, und nur im Hinblick auf den gemeinsamen Nutzen unterwirft sich der Wilde und Barbar ihnen freiwillig. Jedoch machen sich noch andere Beschränkungen geltend, die nicht im sozialen Interesse liegen.

---

<sup>16</sup> Die sehr niedrig stehenden Wilden des Feuerlands grenzen ihre Ländereien durch breite, unbewohnte Landstriche ab. Cäsar berichtet, daß die Sueven ihren Stolz darin setzten, ihre Ländereien mit großen, unbewohnten Strecken zu umgeben. Die Germanen nannten den neutralen Landstrich zwischen den Besitzungen zweier oder mehrerer Stämme den Grenzwald, die Slawen bezeichneten ihn als Schutzwald. In Nordamerika war dieser Landstrich schmaler, wenn es sich um die Abgrenzung der Ländereien zwischen Stämmen handelte, welche die gleiche Sprache redeten und gewöhnlich verwandt und verbündet waren, dagegen trennte eine breitere neutrale Zone verschiedensprachige Stämme (Morgan).



Die Geschlechter sind bei den wilden Stämmen scharf durch ihre Verrichtungen geschieden. Der Mann ist Krieger und Jäger, die Frau nährt und pflegt das Kind, das ihr gehört und nicht dem Vater, der gewöhnlich unbekannt ist oder wenigstens nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann. Sie bestellt den Boden, wo Bodenkultur betrieben wird, sorgt für Aufbewahrung und Erhaltung der Lebensmittel, bereitet und verteilt die Speisen, fertigt Kleider und Haushaltgeräte an usw. Diese Trennung der Geschlechter, welche sich auf organische Unterschiede gründet, wurde eingeführt, um den regellosen Geschlechtsverkehr aller Männer mit allen Frauen zu verhindern, sie ward befestigt durch die Aufgaben, die jedem Geschlecht zufielen. Religiöse Zeremonien verschärften sie noch mehr, ebenso geheimnisvolle Sondergebräuche für jedes Geschlecht, Sondergebräuche, welche bei Todesstrafe den Angehörigen des anderen Geschlechts untersagt waren. Eine besondere Redeweise, die nur von den Eingeweihten des einen oder anderen Geschlechts verstanden wurde, wirkte [41] in der gleichen Richtung. Die Trennung der Geschlechter führte unvermeidlich zu einem Gegensatz zwischen ihnen, und dieser Gegensatz äußerte sich in bestimmten Beschränkungen des Greifinstinkts, die keinen allgemeinen Charakter tragen, sondern das Gepräge von Sondermaßregeln zugunsten bzw. zuungunsten des einen Geschlechts. Als Klassenmaßregeln kann man diese Beschränkungen bezeichnen, denn Marx hat treffend darauf hingewiesen, daß die erste Form des Klassenkampfes der Kampf zwischen den Geschlechtern ist. In nachstehendem einige dieser Sonderbeschränkungen des weiblichen Geschlechts. Bei den Stämmen der Kannibalen ist es gewöhnlich den Frauen verboten, an den Mahlzeiten von Menschenfleisch teilzunehmen. Gewisse sehr geschätzte Fleischarten, wie das Fleisch des Kasuar und des Emu, dürfen nur von Kriegern genossen werden. Aus dem gleichen Gefühl heraus war es bei den Griechen und Römern der historischen Zeit den Frauen verboten, Wein zu trinken.

Die dem Greifinstinkt auferlegten Beschränkungen werden zahlreicher mit dem Entstehen des kollektiven Familieneigentums. Solange die Ländereien eines Clan unteilbares Eigentum aller Clangenossen bleiben, die sie gemeinsam bestellen, wie sie gemeinsam fischen und jagen: solange bleiben auch die der Hut und Sorge der verheirateten Frauen anvertrauten Vorräte gemeinsames Eigentum, wie Morgan berichtet. Innerhalb des Landbereichs seines Clan kann deshalb der Wilde frei alles nehmen, wessen er bedarf. In einem Dorfe der Rothäute, sagt Cotlin, besitzt jedes Individuum (Mann, Frau oder Kind) das Recht, in irgendeine Hütte zu treten, sogar in die des Kriegsführers der Nation, und sich dort zu sättigen. Nach Aristoteles hatten die Spartaner die nämlichen kommunistischen Sitten bewahrt. Die Teilung des Ackerlandes des Clan ließ andere Sitten aufkommen.

Die Teilung des Grund und Bodens konnte nur unter der Bedingung vor sich gehen, daß volle Genugtuung dem eifersüchtigen Gleichheitsgefühl gewährt wurde, das die Seele des primitiven Menschen beherrschte und das forderte, „*Alle sollten die gleichen Dinge haben*“, wie die Formel lautete, welche Theseus, der mythische Gesetzgeber Athens, zur Grundlage des Rechts gemacht hatte. Jede Verteilung von Lebensmitteln oder Kriegsbeute erfolgte unter den primitiven Menschen nach dem Grundsatz der vollsten Gleichheit, eine andere Art der Verteilung wäre nicht verstanden worden. Gleiche Teilung ist für sie das Unabwendbare. In der griechischen Sprache bezeichnete denn auch das Wort *moira*, welches ursprünglich die Portion bedeutet, die jeder Gast bei einem Mahle erhält, das Schicksal, [42] die höchste Göttin, der Menschen und Götter unterworfen sind. Das Wort *diké*, das anfangs gleiche Teilung, Brauch besagte, wurde zum Namen der Göttin der Gerechtigkeit.

Wenn die vollkommenste Gleichheit für die Austeilung der Speisen maßgebend sein muß, so wird das Gleichheitsgefühl erst recht Befriedigung heischen, wenn es sich darum handelt, die Ländereien zu verteilen, welche der ganzen Familie Lebensmittel verschaffen sollen. Denn der Grund und Boden wurde nach Familien verteilt, und zwar im Verhältnis zu der Zahl der Glieder, die zu einer Familie gehörten.

Man hat mit Recht behauptet, daß die Überschwemmungen des Nils die Ägypter zwangen, die ersten Elemente der Geometrie zu finden, um aufs neue die Felder gerecht verteilen zu können, deren Gemarkungen durch den über die Ufer getretenen Fluß verwischt worden waren. Der Umstand, daß nach der Ernte aller kultivierte Grund und Boden an die Gemeinschaft zurückfiel und alljährlich aufs neue verteilt wurde, versetzte die anderen Völker in die gleiche Notwendigkeit wie die Überschwemmungen des Nils die Ägypter. Ohne durch die Schule der Ägypter zu gehen, mußten die primitiven Menschen in allen Ländern selbst die Elemente der Feldvermessungskunst finden. Man konnte nur messen, weil man zählen konnte. Wahrscheinlich hat der Bestand von Herden dazu beigetragen, den Begriff der Zahl zu befestigen und das Zählen zu entwickeln. Die Teilung des Grund und Bodens ließ den Begriff des Maßes entstehen, und das Gefäß den des Rauminhalts.

Die Geometrie der geraden Linien wurde natürlich zuerst erfunden. Erst im Laufe von Jahrhunderten lernte der Mensch, eine gebogene Linie in eine unendliche Zahl gerader Linien zerlegen und den Flächeninhalt des Kreises in eine unendliche Zahl einzelner Dreiecke. Der bestellbare Grund und Boden wurde also in rechtlinige Flächen zerlegt, in sehr lange und sehr wenig breite Parallelogramme. Die primitiven Menschen waren nur zufriedengestellt, wenn die Landstücke, die jeder Familie zukamen, von geraden, gleichlangen Linien begrenzt waren. Diese Linien stellten sie dadurch her, daß sie den nämlichen Stab gleich oft um die Landstrecken herum auf den Boden legten. Der Stab, welcher zum Abmessen der Linien diente, war heilig. In der ägyptischen Hieroglyphenschrift war die Elle, d. h. die Einheit für Längemaße, das Symbol der Wahrheit und Gerechtigkeit.<sup>17</sup>

Daß die Bodenanteile von geraden, gleichlangen Linien begrenzt wurden, befriedigte das Gleichheitsempfinden und beugte Be-[43]schwerden gegen die Verteilung vor. Die wichtigste und schwierigste Arbeit bei der Teilung des Grund und Bodens war also das Ziehen der geraden Linien. Waren die geraden Linien gezogen, so waren die Familienväter zufriedengestellt, die geraden Linien entsprachen ihrem Gleichheitsempfinden. In der Folge wurde das griechische Wort *orthos*, das ursprünglich das Geradlinige bedeutet, zur Bezeichnung dessen gebraucht, was wahr, billig, gerecht ist.<sup>18</sup>

Das Gleichheitsgefühl des primitiven Menschen war so empfindlich, daß zur Vermeidung von Streitigkeiten bei Verteilung der schmalen, gleichlangen Bodenstrecken das Los durch Kiesel – vor Erfindung der Schrift – entschied. Das griechische Wort *kleros*, das ursprünglich Kiesel besagt, nimmt in der Folge die weitere Bedeutung an von dem Anteil, den das Schicksal bestimmt, dem Los, das durch das Schicksal fällt, von Erbteil, Vermögen, Land.

Der Begriff der Gerechtigkeit war in seinen Anfängen so eng mit der Verteilung der Ländereien verknüpft, daß im Griechischen das Wort *nomos*, das Brauch, Sitte, Gesetz bedeutet,

---

<sup>17</sup> Haxthausen berichtet, daß er im Gouvernement Jaroslaw Stangen gesehen hat, die als heilige Feldmaße verehrt wurden. Die Länge dieser Stangen stand in umgekehrtem Verhältnis zur Güte des Bodens. Die kürzeste wurde zum Vermessen des besten Landes genommen, die längste diente zum Vermessen des schlechteren Bodens. Daher sind die Anteile ungleich ihrer Größe nach, aber gleich nach ihrem Werte.

<sup>18</sup> Die Wurzel *or* ist im Griechischen in drei Wortgruppen enthalten, welche einander zu widersprechen scheinen, welche einander jedoch ergänzen und die sämtlich in bezug zu der Teilung des Grund und Bodens stehen.

1. Der Begriff des Gehens in gerader Linie. *orthos*: gerade, aufrecht, senkrecht, wahr, gleich, gerecht; *or-mé*: Bewegung in die Höhe, Flug, Schwung, Leidenschaft; *or-nymi*: in Bewegung setzen, anreizen; *or-ygma*: Graben, unterirdischer Gang; *or-yx*: spitziges Eisen zum Graben oder Bohren; *or-thoô*: wiederaufrichten, aufheben; *or-thosios*: Zeus; der wieder aufrichtende Zeus.
2. Der Begriff des Begrenzens, Beschränkens. *hor-os*: Schranke, Grenze; *hor-izô*: beschränken, begrenzen, festsetzen, statuieren; *hor-ios*: was als Grenze dient; Zeus-horois: der die Grenzen schützende Zeus; theos-horios: der Grenzgott, deus terminus.
3. Der Begriff der Wachsamkeit. *our-os*: Wache, Wächter; *pyl-or-os*: Türhüter; *tima-or-os*: der Strafende, Rächende, der Richter; *or-omai*: bewachen, überwachen, hüten.

von der Wurzel *nem* abgeleitet ist, der Wurzel einer zahlreichen Familie von Worten, welche die Idee der Weide und Teilung ausdrücken.<sup>19</sup>

Das Wort *nomos*, das zuerst ausschließlich zur Bezeichnung der Weide diente, hat im Laufe der Zeiten die verschiedensten Bedeutungen gewonnen (Aufenthalt, Wohnsitz, Gebrauch, Sitte, Gesetz). Jede dieser Bedeutungen ist ein historisches Sediment, welches der Entwicklungsgang der Menschheit abgelagert hat. Wenn man der historischen Reihenfolge dieser Bedeutungen nachgeht, so erhält man einen Überblick über die hauptsächlichsten Entwicklungsstufen der primitiven Völker. *Nomos*, die Weide, erinnert an die Zeit des Hirten- und Nomadenlebens. Von da an, wo der Nomade (*nomas*) sesshaft wird, erhält das Wort *nomos* die Bedeutung von Aufenthalt, Wohnsitz. Aber wenn die Hirtenvölker ihren Wohnsitz in einer Gegend nehmen und sesshaft werden, so wird die Verteilung des Grund und Bodens unvermeidlich: das Wort *nomos* gewinnt die Bedeutung von Teilung. Ist die Teilung der Ländereien in die Sitten übergegangen, so erhält *nomos* seine letzte Bedeutung: Sitte, Gesetz, denn das Gesetz ist in seinen Anfängen nur die Kodifizierung der Sitte. Im Griechischen des byzantinischen Zeitalters und der Neuzeit bedeutet *nomos* nur noch Gesetz. Von dem Worte *nomos* ist *nomisma* abgeleitet, das, was durch die Sitte festgelegt ist, die religiöse Übung; ferner *nomizô*: die Sitte befolgen, eine Sitte einführen, meinen, glauben; *nomisis*: Kultus, Religion; *nemesis*: [44] die Göttin der ausgleichenden Gerechtigkeit, lauter Worte, die Zeuge für den Einfluß sind, den die Teilung des Grund und Bodens auf den menschlichen Gedanken ausgeübt hat.

Die Teilung des gemeinsamen Grundbesitzes des Clan öffnet den primitiven Menschen eine neue Welt. Sie wälzt die Instinkte, Leidenschaften, Begriffe und Sitten in viel tiefgehenderer Weise um, als dies heutigentags durch die Überführung des kapitalistischen Eigentums in Gesellschaftseigentum geschehen würde. Die primitiven Menschen mußten ihre Zuflucht zu allerhand Hokuspokus nehmen, um ihrem Hirn die sonderbare Idee einzuprägen, daß sie die im Bereich ihrer Hand befindlichen Früchte und Ernteerträge der benachbarten Felder nicht nehmen durften.

Wie das Landgebiet des Stammes, so war auch jedes durch das Los einer Familie zugefallene Feld von einem neutralen Striche umgeben, der nach dem römischen Zwölfafelgesetz 5 Fuß breit sein mußte. Marksteine bezeichneten seine Grenzen. Anfangs bestanden dieselben nur aus Haufen von Steinen oder Baumstämmen, später wurden zu dem Zwecke unförmige Steinblöcke aufgerichtet, noch später gab man diesen die Form von Säulen mit menschlichen Köpfen, manchmal fügte man auch Arme hinzu. Die Stein- oder Holzhaufen waren in den Augen der Griechen und Römer Götter, man schwor, sie nicht von ihrem Platze zu bringen<sup>20</sup>; der Pflüger durfte sich ihnen nicht nähern aus Furcht, daß „der Gott, der sich durch die Pflugschar gestoßen fühlte, ihm zurief: Bleib’ stehen, das ist mein Feld, dort ist das deinige“ (Ovids Fasten). „Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenze verengert, und alles Volk soll sagen Amen“, eifert Jehovah (5. Mos. XXVII, 17). Die Etrusker riefen die schrecklichsten Strafen auf das Haupt des Schuldigen herab. „Derjenige, der den Grenzstein verrückt“, lautet eine ihrer heiligen Formeln, „ist von den Göttern verflucht, sein Haus wird verschwinden,

---

<sup>19</sup> *nemô*: teilen, verteilen, jemand dem Gesetz entsprechend behandeln; *nomé*: Weide, Teil, Anteil; *nomas*: Nomade, der Umherschweifende, der seine Herden weiden läßt; *nomos*: (ursprünglich) Weide, (später) Aufenthalt, Wohnsitz, Teilung, (zuletzt) Brauch, Sitte, Gesetz; *nomizô*: die Sitte, das Gesetz beobachten, denken, glauben, richten; *nomisma*: etwas, was durch die Sitte, durch das Gesetz bestimmt ist, die religiöse Übung, die Münze; *nomisis*: Kultus, Religion, Glaube; *nemesis*: Rache der Götter gegen jene, welche das Recht der anderen verletzen, Göttin der ausgleichenden Gerechtigkeit; *epi-nomia*: Weiderecht; *pro-nomia*: Vorrecht.

<sup>20</sup> Plato sagt in seinen *Gesetzen*: „Unser erstes Gesetz muß sein: Niemand darf den Grenzstein berühren, der ein Feld von dem des Nachbars trennt, denn dieser Stein muß unverrückt bleiben. Niemand soll sich erdreisten, den Stein zu bewegen, den an Ort und Stelle zu lassen man sich durch einen Eid verpflichtet hat.“

sein Geschlecht erlöschen; sein Feld wird keine Frucht mehr tragen; Hagel, Rost und die Hundstagshitze werden seine Ernten vernichten; seine Glieder werden sich mit Schwären bedecken und in Fäulnis fallen.“ Wenn das Eigentum der Menschheit noch den Begriff der Gerechtigkeit gebracht hat, so hat es ihr doch sicherlich nicht das Gefühl der Brüderlichkeit gegeben.

Alljährlich bei den Terminalien bekränzten in Latium die einander benachbarten Grundeigentümer die Marksteine, brachten Honig, Weizen und Wein als Dankopfer dar und opferten ein Lamm auf einem Altar, der eigens zu dem Feste errichtet wurde, denn es galt für ein Verbrechen, den geheiligten Grenzstein mit Blut zu beflecken.

[45] Wenn es wahr ist, wie der lateinische Dichter sagt, daß die Furcht die Götter gezeugt hat, so ist es noch wahrer, daß die Götter erfunden worden sind, um Schrecken einzuflößen. Die Griechen erdachten Göttinnen, um den Greifinstinkt zu zügeln und Schrecken vor der Verletzung des Eigentums der Nächsten zu erwecken. Die Diké wie die Nemesis gehören zu dieser Art von Gottheiten. Wie schon ihr Name erkennen läßt, wurden sie nach der Einführung der Teilung des Grund und Bodens geschaffen. Ihre Aufgabe war es, die neuen Bräuche zu hüten und in Kraft zu halten und die dawider Frevelnden zu strafen. Diké, die furchtbar war wie die Erynnyen, mit denen sie sich verbindet, um zu schrecken und zu strafen, wird in dem Maße milder, als die Menschen sich gewöhnten, die neuen agrarischen Sitten zu respektieren. Nach und nach verliert die Göttin in der Folge ihren rauhen Charakter. Nemesis stand der Teilung vor und wachte darüber, daß die Ländereien gerecht verteilt wurden; sie glich Versehen des Schicksals wieder aus. Auf dem Basrelief, welches den Tod des Meleagros darstellt, trägt die Nemesis eine Rolle in der Hand; es ist dies ohne Zweifel die Rolle, auf welcher man die Anteile verzeichnete, die jeder Familie zugefallen waren. Der Fuß der Göttin ruht auf dem Rade der Fortuna. Um diesen Symbolismus zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß die Bodenanteile verlost wurden.<sup>21</sup>

Die Griechen waren so fest davon überzeugt, daß der Ackerbau und die Teilung des Grund und Bodens die Gerechtigkeit und die Gesetze hatten entstehen lassen, daß sie Demeter, die Göttin der Hirten von Arkadien, wo sie den Namen Erinnys führte<sup>22</sup>, und die in den beiden Gedichten Homers keine Rolle spielt, zur Göttin der fruchtbaren Erde erhoben. Sie war es, die die Menschen die Kunst des Ackerbaus gelehrt und ihnen den Frieden gebracht hatte, indem

---

<sup>21</sup> Der Ackerbau hat eine entscheidende Wirkung auf das Geistesleben der primitiven Menschen ausgeübt. Sie änderte z. B. ihre Begriffe über die Jahreszeiten. Horen, welche in Griechenland nicht Teile des Tages bezeichneten, sondern Teile des Jahres, gab es ursprünglich nur zwei: die Hore des Frühjahrs Thallô, deren Name das Grünen, Blühen bedeutet, und die Hore des Herbstes, Karpos, d. h. die Frucht. Frühling und Herbst sind die wichtigsten Jahreszeiten für den Wilden, der den Boden nicht bebaut, sondern von den Früchten lebt, die dieser von selbst trägt.

Nach der Teilung des Grund und Bodens stieg die Zahl der Horen auf drei: Eunomia, ihr Name bedeutet die gute Weide, die Billigkeit, die Beobachtung der Sitten; Eirene, d. h. der Frieden, und Diké. Hesiod schildert in seine Theogonie, wie die drei den Menschen Sitten und Gebräuche geben und, der Demeter Thesmophoros gleich, unter ihnen Frieden und Gerechtigkeit herbeiführen.

Solange die Menschen vom Ertrag der Jagd, des Fischfangs und des Sammeln von Früchten und Wurzeln leben, ist es ihnen gleichgültig, ob sie während der einen oder anderen Jahreszeit Krieg führen. Von der Zeit an, wo sie Felder zu besäen und abzuernten hatten, mußten sie während gewisser Jahreszeiten möglichst die Kriege von Stamm zu Stamm unterbrechen und Waffenstillstand für die Zeit des Säens, Erntens und anderer landwirtschaftlicher Arbeiten wünschen. Sie schufen damals die Hore des Friedens, Eirene, und stellten den Waffenstillstand unter ihren Schutz. Die Katholiken des Mittelalters stellten den Waffenstillstand unter den Schutz Gottes und bezeichneten ihn als Gottesfrieden: Treuga Dei. Der Name Eirene ist von dem Zeitwort *eiren*, sprechen, abgeleitet. In Lakädämonien nannte man *eiren* den jungen Mann, der das zwanzigste Lebensjahr überschritten hatte und das Recht besaß, in der Volksversammlung das Wort zu ergreifen. Während der Zeiten, die den Feldarbeiten gewidmet waren, wurden die Streitigkeiten zwischen den Stämmen und Ortschaften nicht mit den Waffen ausgetragen, sondern durch das Wort beigelegt, daher für die Hore des Friedens der Name Eirene, die Göttin, die spricht.

<sup>22</sup> Erinnys könnte von dem Worte *erion*, die Wolle, abgeleitet sein; *eriôle* heißt der Wolllieb.

sie Sitten und Gesetze einführte. Auf den ältesten Denkmälern ist Demeter dargestellt, das Haupt mit Ähren bekränzt, in der Hand Ackergeräte, Ähren und Mohnblumen tragend; der Mohn war wegen seiner zahlreichen Samenkörner das Symbol der Fruchtbarkeit. Auf jüngeren Darstellungen dagegen, welche Demeter als die Gesetzgeberin (thesmophores) zeigen, trägt die Göttin statt ihrer alten Attribute den Griffel, welcher dazu dient, die Eigentumsrechte aufzuschreiben, und die Rolle, auf welcher die Eigentumsrechte verzeichnet stehen, sowie die Sitten und Gebräuche, nach denen die Teilung des Grund und Bodens vor sich geht.<sup>23</sup>

Indessen alle Göttinnen und die entsetzlichsten Flüche und Verwünschungen, welche die phantasiereiche und naive Einbildung der im Stadium der Kindheit befindlichen Völkerschaften aufs [46] tiefste beunruhigten, erwiesen sich als unzureichend zur Zügelung des Greifinstinkts, zur Bekämpfung der festeingewurzelten Gewohnheit, die Dinge zu nehmen, deren man bedurfte. Um dem Instinkt, um der Gewohnheit entgegenzuwirken, mußte man zu körperlichen Strafen von unerhörter Grausamkeit seine Zuflucht nehmen, zu Strafen, die im schärfsten Gegensatz zu der Auffassung und den Sitten der Wilden und Barbaren standen. Die Wilden unterwerfen sich freiwillig schweren Qualen, um sich auf das Leben unaufhörlichen Kampfes vorzubereiten, das ihrer wartet. Aber diese Qualen und Martern tragen nie den Charakter der Strafe. Der Wilde schlägt sein Kind nie, es sind die Eigentum besitzenden Väter, die den schrecklichen Erziehungsgrundsatz erfunden haben: „Wer stark liebt, der züchtigt stark.“ Die Vergehen gegen das Eigentum wurden weit grausamer bestraft als die Verbrechen gegen Personen. Die abscheulichen Gesetzbücher der ungerechten Gerechtigkeit hielten im Gefolge und als Konsequenz der Überführung des Grund und Bodens in den Besitz der Familien ihren Einzug in die Geschichte.

Das Privateigentum kennzeichnet sein Auftreten dadurch, daß es die Barbaren lehrt, ihre edlen Gefühle der Brüderlichkeit und Gleichheit mit Füßen zu treten.

Gesetze, welche die Todesstrafe verhängen, werden gegen jene erlassen, die sich gegen das Eigentum vergehen. „Derjenige, der des Nachts heimlich Ernten geschnitten hat oder dort abweiden ließ, wo der Pflug gegangen ist, wird, wenn er mannbar ist, der Ceres geweiht und getötet; wenn er noch nicht mannbar ist, so wird er nach dem Belieben der Obrigkeit mit Rutten geschlagen und dazu verurteilt, den Schaden zwiefach zu ersetzen. Der offenbare Dieb (d. h. der auf frischer Tat ertappte Dieb) wird, wenn er ein freier Mann ist, mit Rutten gestäupt und zum Sklaven gemacht; wer einen Weizenfeim in Brand steckt, der wird gegeißelt und lebendig verbrannt“ (Tafel VIII, 9, 10, 14). Das Gesetz der Burgunder übertraf an Grausamkeit noch das römische Gesetz. Es verurteilte zur Sklaverei die Frau und die mehr als vierzehn Jahre alten Kinder, die nicht sofort den Gatten und Vater anzeigten, der sich eines Pferde- oder Rinderdiebstahls schuldig gemacht hatte (XL, VII, 1, 2). Das Eigentum trug die Denunziation bis in den Schoß der Familie.

Das Privateigentum an beweglichen und unbeweglichen Gütern hat seit seiner Entstehung Instinkte, Gefühle, Leidenschaften und Ideen erzeugt, die sich mit den Umwandlungen, die das Eigentum selbst erfuhr, und unter ihrem Einfluß entwickelten und die dauern werden, solange das Privateigentum besteht.

[47] Die Talion und ihre Umgestaltung durch das Wergeld, die zur Zügelung der leidenschaftlichen Rachsucht führte, legten in das menschliche Hirn den Keim der Idee der Gerechtigkeit. Diese Idee mußte sich mit der Teilung der Ländereien entwickeln, welche die Grundlage des unbeweglichen Besitzes schuf und den Greifinstinkt zügelte. Die englischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Rolle, die das Eigentum spielt, für so bemerkenswert und

---

<sup>23</sup> „La Galerie Mythologique“ von Millin (Paris 1811) hat zahlreiche Abbildungen von Denkmünzen, Kameen, Gefäßen, Basreliefs usw., auf denen die Göttin Demeter mit ihren verschiedenen Attributen dargestellt ist.

entscheidend erachtet, daß Hobbes erklärte, vor dem Aufkommen des Eigentums, „im Naturzustand gibt es keine Ungerechtigkeit, was immer auch ein Mensch gegen einen anderen tut“. Locke behauptete seinerseits, daß der Satz „Da, wo es kein Eigentum gibt, gibt es keine Ungerechtigkeit“, ebenso unwiderleglich ist wie ein Lehrsatz des Euklid. Denn da die Idee des Eigentums ein Recht auf ein Ding in sich schließt, so schließt die Idee, der das Wort Ungerechtigkeit entspricht, den Einbruch in dieses Recht oder seine Verletzung in sich.<sup>24</sup>

Das Gleichheitsempfinden der primitiven Menschen hatte zur Milderung und Ertötung der Rachsucht nichts anderes gefunden und finden können als die Talion. Wenn eine Teilung der Lebensmittel, der Beute und des Grund und Bodens erfolgte, so forderte er gleiche Teile für alle, damit „alle die gleichen Dinge hätten“, wie Theseus wollte.

Schlag um Schlag, eine der Untat gleiche Sühne, gleiche Anteile bei der Verteilung von Lebensmitteln und Ländereien: das waren die einzigen Gerechtigkeitsbegriffe, welche die primitiven Menschen fassen konnten, Gerechtigkeitsbegriffe, welche die Pythagoräer durch den Grundsatz ausdrückten: „Die Waage soll sich nicht nach einer Seite neigen.“ Seit Erfindung der Waage wurde diese das Attribut der Göttin der Gerechtigkeit. Die Idee der Gerechtigkeit war ursprünglich nur eine Äußerung des Gleichheitsempfindens. Unter dem Einfluß des Eigentums, das sie befestigen hilft, heiligt sie jedoch später die Ungleichheit, die durch das Eigentum unter den Menschen geschaffen wird.

Das Eigentum kann sich in der Tat nur dadurch befestigen, daß es das Recht erlangt, sich gegen den Greifinstinkt sicherzustellen. Dieses für bewegliche und unbewegliche Güter geltende Recht, das sich aus dem Gleichheitsgefühl entwickelt hat, wird eine unabhängige soziale Kraft, die sich mit der fortschreitenden Umgestaltung des Eigentums entwickelt und sich gegen den Menschen kehrt.

Das Eigentumsrecht gewinnt eine solche Gesetzmäßigkeit, daß Aristoteles die Gerechtigkeit mit der Achtung vor den Gesetzen identifiziert, die es schützen, und die Ungerechtigkeit mit der [48] Verletzung der nämlichen Gesetze. „Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“ der Revolutionäre von 1789 erhebt das Eigentumsrecht zu einem natürlichen und unwandelbaren Rechte des Menschen.<sup>25</sup>

Der Barbar setzte das Eigentum an Stelle des vergossenen Blutes. Das Eigentum setzte sich selbst an Stelle des Menschen, der in der zivilisierten Gesellschaft nur die Rechte besitzt, die ihm das Eigentum verleiht.

Den Insekten gleich, die nach der Geburt ihre Mutter auffressen, zerstört das Eigentum den Geist der Gleichheit, aus dem es sich entwickelt hat, und heiligt die Knechtung des Menschen.

Indem die kommunistische Revolution das Privateigentum abschafft, gibt sie dem Menschen die Freiheit zurück und erzeugt aufs neue den Geist der Gleichheit, weil „alle die nämlichen Dinge haben werden“. Jene Gerechtigkeitsbegriffe, die in dem menschlichen Hirn seit Entstehung des Privateigentums herumspuken, werden dann als die entsetzlichsten Gespenster verschwinden, welche je die trübselige Menschheit der Zivilisation heimgesucht und gemartert haben. [53]

---

<sup>24</sup> Hobbes, „De Cive“, Anmerkung, die Hobbes selbst der französischen Übersetzung hinzugefügt hat. Locke, „Essay on the Human Understanding“.

<sup>25</sup> Artikel II: „Der Zweck jeder politischen Vereinigung ist die Erhaltung der natürlichen und unwandelbaren Rechte des Menschen; diese Rechte sind die Freiheit, das Eigentum, die Sicherheit, der Widerstand gegen Unterdrückung“ („Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“).

## Der Ursprung der Idee des Guten

### 1. Bildung des Heldenideals

In allen Hauptsprachen Europas dient ein und dasselbe Wort zur Bezeichnung der materiellen Güter und des sittlich Guten: daraus kann ohne zu große Kühnheit geschlossen werden, daß diese Tatsache sich in den Sprachen aller zu einem gewissen Kulturzustand gelangten Nationen wiederfinden muß, da man heute weiß, daß alle die gleichen Phasen materieller und intellektueller Entwicklung durchgemacht haben. Vico, der dieses historische Gesetz vorausgesehen hat, erklärt in der „Scienza nuova“, daß „in der Natur der menschlichen Dinge notwendig eine allen Nationen gemeinsame geistige Sprache existieren muß, welche gleichmäßig das Wesen der Dinge bezeichnet, die die treibenden Ursachen des sozialen Lebens sind. Diese Sprache nimmt ebenso viele Formen an, als die Dinge verschiedene Gesichtspunkte bieten. Den Beweis dafür haben wir in der Tatsache, daß die Sprichwörter, jene Ausdrücke der Volksweisheit, bei allen alten und modernen Völkern denselben Gedankeninhalt haben, wenn sie ihn auch in die verschiedensten Formen kleiden.“

In den vorhergegangenen Aufsätzen über den Ursprung abstrakter Ideen und der Idee der Gerechtigkeit habe ich die zahlreichen Umwege nachgewiesen, die der Menscheng Geist durchirrt hat, ehe er dazu kam, in den ägyptischen Hieroglyphen den abstrakten Gedanken der Mutterschaft durch das Bild des Geiers und den der Gerechtigkeit durch die Elle auszudrücken. In diesem Essay werde ich versuchen, ihm auf den verschlungenen Pfaden zu folgen, die er gewandelt ist, bis er dahin gelangte, die materiellen Güter und das sittlich Gute mit demselben Worte zu bezeichnen.

Die Wörter, die im Lateinischen und Griechischen die Güter und das Gute bezeichnen, waren ursprünglich Eigenschaftsbezeichnungen des menschlichen Wesens. [54]

Agathos (griech.), stark, tapfer, edel, tugendhaft usw.  
Ta agatha, Güter, Reichtum.  
To agathon, das Gute, to akron agathon, das höchste Gut.  
Bonus<sup>1</sup> (lat.), stark, tapfer usw.  
Bona, die Güter; bona patria, Erbgut.  
Bonum, das Gute.

---

<sup>1</sup> Dieselbe Erscheinung findet sich im Französischen: bon bedeutet im Altfranzösischen tapfer; das Rolandslied gebraucht es stets in diesem Sinne:

Franceis sunt bon, si ferrunt vassalement.  
(Die Franzosen sind tapfer, sie werden mutig kämpfen, XCI.)

Vom Erzbischof Turpin sagt Roland:

Li arcevesque est mult bon chevalier:  
Nen ad meillur en terre desur ciel,  
Bien set ferir e de lance e d'espier.  
(Der Erzbischof ist ein sehr tapferer Mann,  
es gibt keinen besseren auf Erden und unterm Himmel,  
er versteht zu treffen mit Lanze und Spieß, CXLV.)

König Johann hatte den Beinamen „Der Gute“ wegen seines Mutes. Commines, der im fünfzehnten Jahrhundert schrieb, sagt „bons homs“ für tapfere Männer. Im Englischen war Goodman zuerst die Eigenschaft der Soldaten, dann Bezeichnung für Hausvater, und endlich bezeichnete es den Bauern, wie unser „bonhomme“: Goodman Hodge; Hodge ist geringschätzend für Bauer. Als der Bauer, den Edle und Soldaten plünderten, allgemein „bonhomme“ genannt wurde (auf Kosten des bonhomme leben, war ein allgemein üblicher Ausdruck), hat wahrscheinlich das Wort den lächerlichen Sinn angenommen, den es behalten hat; nach Ducange hat es kurze Zeit die Bedeutung von Hahnrei gehabt. Ein hinzugefügter Laut macht good und bon komisch: goody, bonasse. Agathos und bonus konnten im Altertum diese Bedeutung nicht annehmen, erst im Latein des Mittelalters findet man „bonatus“ = bonasse, gutmütig. Die Schriftsteller der byzantinischen Zeit gebrauchen „agathos“ besonders im Sinne von sanft, gut. Die Straßenjungen im modernen Athen scheinen es für Dummkopf zu gebrauchen.

Agathos und bonus sind gegnerische Adjektive: der Grieche und der Römer aus der Barbarzeit, dem man sie beilegte, besaß alle dem Heldenideal entsprechenden körperlichen und sittlichen Eigenschaften; daher werden ihre unregelmäßigen Superlative (aristos, esthlos, belistos und optimus) im Plural substantivisch gebraucht, um die besten und ersten Bürger zu bezeichnen. Der Historiker Velleius Paterculus nennt die Patrizier und reichen Bürger, die sich gegen die Gracchen verbanden, optimates.

Mut und Kraft sind die ersten und notwendigsten Tugenden der in fortwährendem Kampfe untereinander und mit der Natur lebenden Urmenschen.<sup>2</sup> Der Wilde und der Barbar, mit ihrer Kraft und ihrem Mute, besitzen außerdem die anderen sittlichen Tugenden ihres Ideals; daher umfassen sie alle körperlichen und sittlichen Eigenschaften mit demselben Adjektiv. Kraft und Mut machten damals in so buchstäblichem Sinne die ganze Tugend aus, daß die Lateiner, nachdem sie das Wort virtus für Körperkraft und Mut in Gebrauch genommen hatten, es auch für Tugend benutzten. Ebenso gaben die Griechen dem Worte „areté“ dieselben aufeinander folgenden Bedeutungen, und das Wort Wurfspieß, die Urwaffe, griechisch Kalon, wird später für „das Schöne“ gebraucht; dasselbe Wort lateinisch, Quiris, bezeichnet den römischen Bürger. Varro erzählt, daß die Römer ursprünglich den Gott Mars durch einen Wurfspieß darstellten.

Alle Tugend mußte damals mit Naturnotwendigkeit aus Mut und Kraft bestehen, denn die ganze körperliche und sittliche Erziehung des Wilden und des Barbaren bestand darin, sich für den Krieg vorzubereiten, Tapferkeit zu lernen, um den Gefahren zu trotzen; die Körperkräfte zu entwickeln, um Strapazen und Entbehrungen zu ertragen; die Seelenstärke auszubilden, um keine Schwäche unter den Martern aufkommen zu lassen, welche die Gefangenen erdulden mußten. Von Kindesbeinen an wurde der Körper durch Leibesübungen geschickt und geschmeidig gemacht und durch Fasten und Schläge, denen er zuweilen erlag, abgehärtet. In seiner Rede bei der Totenfeier der ersten Opfer des Peloponnesischen Krieges hält Perikles diese damals in Sparta noch übliche heroische Erziehung, welche die alten Sitten erhielt, derjenigen entgegen, welche die Jugend in Athen genoß, wo man in die bürgerlich-demokratische Phase eingetreten war. [55] „Unsere Feinde“, sagt er, „werden schon in zartester Kindheit durch die härtesten Übungen zur Tapferkeit herangebildet, und wir, die wir eine sanfte Erziehung genießen, eilen mit nicht weniger feurigem Mut in dieselben Gefahren.“ Livingstone, der bei den afrikanischen Stämmen solche heroischen Sitten wiederfand, hielt einigen Negerhäuptlingen einen ähnlichen Gegensatz zwischen den englischen Soldaten und den schwarzen Kriegeren vor.

Da im Altertum alle Tugend Tapferkeit war, mußte Feigheit notwendig das Laster sein. Daher bedeuten die Wörter, die griechisch und lateinisch „feige“ ausdrücken (kakos und malus), das Böse, das Laster.<sup>3</sup>

Als die Gesellschaft im Stadium der Barbarei sich in Klassen teilte, monopolisierten die Patrizier Mut und Vaterlandsverteidigung. Dies Monopol war, um den Ausdruck der bürgerlichen Ökonomie zu gebrauchen, ein natürliches, obwohl heute die Bourgeois es durchaus natürlich finden, Arbeiter und Bauern an ihrer Stelle in die Kolonialexpeditionen zu schicken und sogar, wenn sie es können, die Verteidigung des Vaterlandes Proletariern anzuvertrauen, die keinen Zollbreit seines Bodens und keinen Teil einer Maschine ihr eigen nennen. Die Patrizier behielten sich die Verteidigung des Vaterlandes als ein Privilegium vor, denn sie allein besaßen ein

---

<sup>2</sup> Die Körperkraft wurde so hochgeschätzt, daß im dritten Gesang der Iliade, wo Helena den trojanischen Griechen die griechischen Führer zeigt, sie den Ulysses, Menelaos und Ajax nicht durch Alter, Gesicht oder Charakter voneinander unterscheidet, sondern durch ihre Kraft, wobei Ajax die anderen an Schulterbreite übertrifft. Diodor von Sizilien erwähnt bei Aufzählung der Eigenschaften des Epaminondas zuerst seine Körperkraft, dann die Gewalt seiner Beredsamkeit, seine Tapferkeit, seinen Edelmut und sein strategisches Geschick.

<sup>3</sup> Imbellis, imbecillis bedeutet: untauglich zum Kriege und wird von den lateinischen Schriftstellern für feige, schwach an Körper und Geist gebraucht. Malus hat einen allgemeineren Sinn; es ist die Eigenschaft desjenigen, dem es körperlich und geistig an den erforderlichen Tugenden gebricht.



Vaterland. Damals hatte man nämlich nur unter der Bedingung ein Vaterland, daß man ein Fleckchen von dessen Boden besaß. Die Fremden, die wegen Handels oder Handwerksbetrieb in einer antiken Stadt wohnten, konnten nicht einmal das Haus als Eigentum besitzen, in „welchem sie seit Generationen ihr Gewerbe betrieben: sie blieben eben Fremdlinge, wenn sie auch noch so lange in der Stadt wohnten. Die römischen Plebejer, die auf dem Berge Aventin wohnten, brauchten drei Jahrhunderte des Kampfes, ehe sie den Boden, auf welchem sie ihre Wohnungen erbaut hatten, eigentümlich besitzen durften. Fremde, Proletarier, Handwerker, Kaufleute, Kolonisten, Leibeigene und Sklaven waren vom Militärdienst frei und hatten nicht das Recht, Waffen zu tragen, ja nicht einmal das Recht, tapfer zu sein, denn das war das Vorrecht der Patrizierklasse.<sup>4</sup> Thukydides erzählt, daß die Behörden Spartas zweitausend Heloten meuchlerisch niedermachen ließen, die durch ihre Tapferkeit die Republik gerettet hatten. Da es also den Plebejern verboten war, an der Verteidigung ihres Vaterlandes teilzunehmen und folglich tapfer zu sein, mußte Feigheit notwendigerweise die Haupttugend des Plebs werden, wie Tapferkeit diejenige der Aristokratie war. Daher bedeutet das griechische Adjektiv Kakos (feige, häßlich, bö[s]-[56]artig), substantivisch gebraucht, einen Menschen aus dem Plebs, während Aristos, der Superlativ von Agathos, ein Mitglied der Patrizierklasse bezeichnet; das lateinische Malus aber bedeutet häßlich, mißgestaltet, wie es in den Augen des Patrizier, die nach Xenophon durch ihre Gewerbe verunstalteten Handwerker und Sklaven waren, während der Körper des Aristokraten durch gymnastische Übungen harmonisch ausgebildet wird.<sup>5</sup>

Der Patrizier des alten Roms war „bonus“ und der Eupatride des homerischen Griechenlands war „Agathos“, weil dieser wie jener die körperlichen und sittlichen Tugenden des Heldenideals besaß, des einzigen Ideals, welches das soziale Milieu, in dem sie sich bewegten, erzeugen konnte. Sie waren tapfer, großmütig, stark an Körper und von stoischer Seelenruhe, außerdem Grundbesitzer, das heißt Mitglieder eines Stammes und eines Geschlechts, dem der Boden gehörte, auf dem er wohnte.<sup>6</sup>

Die Barbaren, die nur Viehzucht und sehr primitiven Ackerbau trieben, waren, um ihren Überfluß an körperlicher und geistiger Energie zu erschöpfen, mit Leidenschaft Räuber und Piraten, auch um sich die Güter zu verschaffen, die sie auf keine andere Weise zu erreichen wußten. In einem griechischen Gedicht, von dem nur eine Strophe erhalten ist (der Skolion von Hybrias), singt ein Barbarenheld: „Mein Reichtum, das ist meine große Lanze, und mein Schwert und Schild der Schutzwall meines Fleisches; mit ihnen pflüge und ernte ich, mit ihnen gewinne ich den süßen Saft des Weinstocks; durch ihn heiße ich der Herr der mnoia“ (die Sklavenschar der Gemeinschaft).<sup>7</sup> Cäsar berichtet, daß die Sueven jedes Jahr die Hälfte ihrer männlichen Bevölkerung auf Raubzüge ausschickten; die Skandinavier bestiegen nach beendigter Aussaat ihre Schiffe und gingen ans Verwüsten der europäischen Küsten; die Griechen verließen während des trojanischen Krieges die Belagerung, um Raubzüge zu unternehmen. „Das Seeräubergewer-

---

<sup>4</sup> Selbst im demokratischen Athen, zur Zeit des Aristophanes, leisteten die Kaufleute keinen Militärdienst; der Sykophant in seinem Plutos erklärt, daß er Kaufmann wird, um nicht in den Krieg ziehen zu brauchen. Plutarch führt an, daß Marius, „um die Cimbern und Teutonen zu bekämpfen, gegen Sitte und Gesetz Sklaven und Landstreicher angeworben habe“ (also Arme). Kein Feldherr vor ihm nahm solche in seinem Heere auf; man vertraute die Waffen, wie alle anderen Ehren der Republik, nur solchen Männern an, die dessen würdig und deren bekannte Lebensstellung für ihre Treue bürgen konnte.

<sup>5</sup> „Die Arbeiten des Handwerks verunstalten den Körper und erniedrigen den Verstand, deshalb werden die Leute, die solche Arbeit treiben, niemals zu den öffentlichen Ämtern berufen“ (Xenophon, *Economica*).

<sup>6</sup> Das Wort „stoisch“ auf die Barbarenhelden angewendet, ist ein Anachronismus, aber dieser liegt nur im Worte: dies wurde zur Bezeichnung der Schüler Zenons, der in der Säulenhalle (stoa) lehrte, erfunden; die Barbaren besaßen aber die Seelenstärke, welche die Stoiker zu erringen sich bemühten.

<sup>7</sup> Die durch die Kreuzzüge verarmten und durch ihre inneren Kriege ihrer Ländereien beraubten Ritter aus dem Ende des Mittelalters lebten nur vom Kriege und nannten, wie der griechische Held, die im Kampfe gewonnene Beute „die Ernte des Schwertes“.

be hatte dazumal nichts Schmähhliches an sich, es führte zum Ruhm“, sagt Thukydides. Die Kapitalisten haben für diese Dinge eine große Hochachtung; die Kolonialzüge der Kulturstaaten sind nur Raubkriege. Aber wenn die Kapitalisten ihre Seeräubereien durch Proletarier ausführen lassen, so setzten die Barbarenhelden ihre eigene Person ein. Nur durch den Krieg konnte man sich damals ehrenvoll bereichern, daher hießen die Ersparnisse des römischen Familiensohns „peculium castrense“, d. h. im Feldlager zusammengebrachtes Vermögen. Später, als die Mitgift der Frau es vergrößerte, nannte man es: *peculium quasi castrense*. Dies allgemeine Räubertum machte das mittelalterliche Sprichwort: „Wer Land hat, hat Krieg“, zur buchstäblichen Wahrheit. Die Besitzer von [57] Herden und Feldern legten niemals die Waffen nieder; sie vollzogen die Funktionen des Gemeinwesens mit den Waffen in der Hand. Das Leben der Helden war ein langer Kampf; wie Achill und Hektor starben sie jung. Im achäischen Heer gab es nur zwei Greise, Nestor und Phönix. Es war eine solche Ausnahme, alt zu werden, daß das Alter ein Privilegium wurde, das erste, das sich in die menschliche Gesellschaft eingeschlichen hat.

Da die Patrizier die Verteidigung der Stadt übernahmen, so behielten sie sich natürlich auch vor, dieselbe zu regieren, und dies wurde den Familienvätern überlassen. Als indessen die Entwicklung von Handel und Gewerbe in den Städten eine zahlreiche Klasse reicher Plebejer hervorgebracht hatte, mußte man, nach vielen Bürgerkämpfen, ihnen wohl oder übel einen Platz in der Regierung einräumen. Servius Tullius schuf in Rom den Orden der Ritter aus Plebejern, die im Besitz eines durch den Zensus geschätzten Vermögens von mindestens 100.000 Sesterzen (etwa 5250 Francs) waren. Alle fünf Jahre wurde der Ritterorden revidiert, und die Ritter, deren Vermögen unter den Zensus herabgesunken war oder die irgendeine Unehre erlitten hatten, gingen ihrer Würde verlustig. Solon, der durch Handel reich geworden war, öffnete denen, welche die Mittel besaßen, ein Pferd (*hippeis*) und ein Paar Ochsen (*zeugitai*) zu halten, den Senat und die Gerichte Athens: in allen Städten, von denen sich historische Erinnerungen erhalten haben, findet man die Spuren einer ähnlichen Umwälzung, und überall gibt das Vermögen, welches zum Unterhalt eines Kriegssrosses gehört, das politische Recht. Die neue Aristokratie, die ihren Ursprung aus dem in Handel und Gewerbe und namentlich Wucher erworbenen Reichtum herleitete, konnte sich nur dadurch Geltung verschaffen und ihre soziale Stellung behaupten, daß sie sich dem Heldenideal der Patrizier anpaßte und einen Anteil an der Verteidigung der Stadt, die sie mitregierte, auf sich nahm.

Es gab im Altertum eine Zeit, wo es ebenso unmöglich war, sich einen Grundbesitzer ohne kriegerische Tugenden vorzustellen, als es heute sein würde, sich einen Bergwerksdirektor oder den Leiter einer Fabrik chemischer Produkte ohne administrative Fähigkeiten und verschiedene wissenschaftliche Kenntnisse zu denken. Der Besitz stellte zu jener Zeit bedeutende Anforderungen; er forderte von dem Besitzenden gewisse körperliche und geistige Eigenschaften. Die Tatsache schon, daß jemand Besitz hatte, ließ voraussetzen, daß er auch die Tugenden des Heldenideals besaß, da er nur unter dieser Bedingung überhaupt Eigentum erringen und behalten konnte. Die körperlichen und sittlichen Tugenden des Heldenideals waren sozusagen dem [58] materiellen Besitz einverleibt und teilten sich ihrem Eigentümer mit. So haftete zur Zeit des Feudalismus der Adelstitel am Grund und Boden: der seiner Burg beraubte Freiherr verlor seinen Titel, der denen seines Besiegers hinzugefügt wurde. Ebenso verhielt es sich mit Fron und Zins; diese wurden nach den Bedingungen des Bodens und nicht nach den Verhältnissen der innehabenden Personen bestimmt.<sup>8</sup> Nichts war also natürlicher,

---

<sup>8</sup> Das Rechnungsbuch der Abtei St. Germain-des-Prés, das aus dem neunten Jahrhundert stammt und welches Guérard 1847 unter dem Titel: *Polyptique de l'abbé Irminon* herausgab, verteilt die zahlreichen Klostergüter in drei Klassen: in „manses ingénueles, lidiles et serviles“, welche mit persönlichen Dienstleistungen und Naturalzins verschieden besteuert waren, ohne Ansehen des Standes der sie innehabenden Personen. So zahlten leibeigene Familien, die eine „manse ingénuele“, also eine freie, innehatten, weniger Zins und Fron als Freie, die eine „manse servile“ bebauten.

als der barbarische Anthropomorphismus, der den materiellen Gütern sittliche Tugenden verlieh.<sup>9</sup>

Übrigens war die Vaterlandsverteidigerrolle, welche die Besitzenden sich vorbehalten hatten, keine Sinekure. Aristoteles bemerkt in seiner „Politik“, daß während der Peloponnesischen Kriege die Niederlagen in Land- und Seeschlachten die reichen Klassen von Athen dezimierten. Im Kriege gegen die Japygen habe die Aristokratie von Tarent eine solche Menge ihrer Mitglieder verloren, daß die Demokratie Fuß fassen konnte, und dreißig Jahre vorher habe infolge der unglücklichen Schlachten die Zahl der Bürger in Argos dermaßen abgenommen, daß man den „Periöken“ (außerhalb der Stadt lebenden Kolonisten) das Bürgerrecht habe gewähren müssen. Der Krieg riß so furchtbare Lücken in ihre Reihen, daß die kriegslustige Aristokratie Spartas sich vor ihm scheute.

Das Vermögen der Reichen sowie ihre Person standen vollständig zur Verfügung des Staates: aus ihren Reihen erwählten die „leitourgoi“ die „trierarchoi“ usw., welche die Kosten der öffentlichen Feste und die Bewaffnung der Galeeren für die Flotte bestreiten mußten. Als nach den medischen Kriegen die von den Persern zerstörten Mauern Athens wieder aufgebaut werden mußten, riß man die öffentlichen Gebäude und Privathäuser nieder, um das zum Wiederaufbau nötige Material zu bekommen.

Da es nur den Besitzern beweglicher und unbeweglicher Güter gestattet war, tapfer zu sein und die Tugenden des Heldenideals zu besitzen, da jene sittlichen Eigenschaften ohne den Besitz materieller Güter ihren Besitzern unnütz, ja schädlich waren, wie das weiter oben berichtete Niedermetzeln der 2000 Heloten beweist; da erst im Besitz materieller Güter die eigentliche Begründung der sittlichen Tugenden lag, so war nichts logischer und natürlicher als eine vollständige Identifizierung der sittlichen Eigenschaften mit den materiellen Gütern und deren Bezeichnung durch dasselbe Wort. [59]

## 2. Zersetzung des Heldenideals

Die ökonomischen Erscheinungen und die durch dieselben erzeugten politischen Ereignisse bewirkten allmählich die Zerstörung des heroischen Ideals und die Auflösung der ursprünglich bestehenden Verschmelzung der sittlichen Tugend mit den materiellen Gütern, welche die Sprache in so naiver Weise feststellt.

Die Teilung des zuerst allen Mitgliedern des Clans gemeinschaftlich gehörenden urbaren Grund und Bodens führte zuerst Ungleichheit unter ihnen ein. Durch mannigfache Ursachen konzentrierten sich die Ländereien in den Händen einiger Familien des Clans und fielen endlich sogar in den Besitz von Fremden, sodaß eine wachsende Zahl von Patriziern ihrer Güter beraubt wurde. Diese suchten nun Zuflucht in den Städten, wo sie als Schmarotzer, als „Hornissen“, wie Sokrates sagt, lebten; es konnte auch nicht anders sein. Denn in der antiken und eigentlich in jeder auf Sklaverei basierten Gesellschaft wird Hand- und sogar Geistesarbeit, die nur von Sklaven und Fremdlingen ausgeübt wird, schlecht bezahlt und als erniedrigend angesehen, mit Ausnahme von Ackerbau und Viehzucht.

Die durch die ökonomischen Erscheinungen hervorgerufene politische Situation wird von Plato im VIII. Buche der „Republik“ mit einer Kraft und Klarheit des Blickes dargelegt, die

---

<sup>9</sup> Eine ganz entgegengesetzte Erscheinung von Hippomorphismus zeigte sich im Mittelalter. Da die Edlen allein das Recht hatten, bewaffnet zu reiten, hatten sie dadurch ein solches Übergewicht im Kampfe, daß das Roß dem Feudalherrn kriegerische Tugenden zu verleihen schien; daher nahm dieser, wie die Reichen der antiken Republiken, den Namen von seinem Reittier an und nannte sich „Ritter, chevalier, cavallero“ usw. Seine geschätztesten Eigenschaften bezogen sich auf das Pferd (chevaleresque, caballeresco, chivalrous). Don Quijote hielt das Pferd für so wichtig im fahrenden Rittertum, daß es seiner ganzen Kasuistik bedurfte, um Sancho Pansa zu gestatten, ihm auf einem Esel reitend zu folgen.

nicht genug zu bewundern ist. Ein heftiger Klassenkampf erschütterte die Städte Griechenlands. Der oligarchische, das heißt auf dem Zensus begründete Staat, sagt Sokrates, „ist nicht einheitlicher Natur; er schließt notwendig zwei Staatswesen ein, von denen eines aus Reichen, das andere aus Armen besteht, die denselben Boden bewohnen und einer gegen den anderen konspirieren“. Sokrates versteht unter Armen nicht die Arbeiter, noch viel weniger die Sklaven, sondern nur die verarmten Patrizier.

„Der Hauptfehler des oligarchischen Staates ist die Freiheit, die jedem gelassen wird, sein Gut zu verkaufen oder dasjenige eines anderen zu erwerben; die Freiheit für jeden, auch wenn er sein Gut verkauft hat, im Staate zu bleiben ohne jede Beschäftigung, sei es als Handwerker, Kaufmann, Ritter oder Hoplit, ohne jeden anderen Titel als den eines Dürftigen.<sup>10</sup> Es ist unmöglich, dieser Unordnung zu wehren, denn wenn man es täte, würden nicht einige übermäßigen Reichtum besitzen, während die anderen im äußersten Elend leben ...“

„Da die Mitglieder der regierenden Klasse ihre Macht nur den großen Reichtümern verdanken, die sie besitzen, so hüten sie sich wohl, die Ausschweifungen der jungen Wüstlinge durch Strenge einzudämmen und sie daran zu hindern, sich durch übertriebene [60] Ausgaben zu ruinieren, denn sie beabsichtigen, deren Güter anzukaufen und durch Wucher ihren Reichtum und ihre Macht noch zu steigern.“

Die Konzentration der Güter schafft im Staate eine Klasse „von Leuten, die wie Hornissen mit einem Stachel bewaffnet sind. Einige von Schulden erdrückt, andere als ehrlos angesehen, noch andere sowohl der Güter wie der Ehre bar, in einem Zustand fortwährender Feindseligkeit und Verschwörung gegen die befindlich, die sich mit den Trümmern ihres Vermögens bereichert haben, überhaupt gegen alle Bürger, und nur eines erstrebend, die Revolution ... Inzwischen sind die gierigen Wucherer an der Arbeit; den Kopf gesenkt, scheinen sie die nicht zu sehen, die sie ruiniert haben, und je nachdem andere auftauchen, schlagen sie ihnen tiefe Wunden mit dem Gelde, das sie ihnen zu hohen Zinsen leihen, und indem sie ihre Einkünfte vervielfältigen, mehren sie im Staate die Sippe der Hornissen und Bettler.“

Wenn diese „Hornissen“ durch ihre Zahl und Ungebärdigkeit die Sicherheit der herrschenden Klasse zu bedrohen schienen, schickte man sie aus, um Kolonien zu gründen, und wenn dies Hilfsmittel versagte, suchten der Staat und die Reichen sie durch Verteilung von Lebensmitteln und Geld zu beruhigen. Perikles konnte sich nur dadurch am Ruder erhalten, daß er die Hornissen exportierte und ernährte. So schickte er 1000 athenische Bürger aus, um den Chersones zu kolonisieren, 599 nach Naxos, 250 nach Andros, 1000 nach Thrakien, ebenso viel nach Sizilien und nach Thurium. Er verteilte die Ländereien der Insel Ägina, deren Einwohner verjagt oder getötet worden waren, durchs Los unter ihnen. Die Hornissen, von denen er Athen nicht befreien konnte, bezahlte er; er gab ihnen sogar Geld, um das Theater zu besuchen; er war es, der die Sitte einführte, 6000 Bürger, also fast die Hälfte der im Besitz politischer Rechte befindlichen Bevölkerung, zu bezahlen, damit sie das Richteramt ausübten(dikastes).<sup>11</sup> Das im Anfang auf einen Obulus bestimmte Gehalt der Richter wurde vom Demagogen Kleon auf 3 (etwa 0,41 Francs) erhöht; die jährliche Summe belief sich auf 5560 Talente oder ungefähr 930.000 Francs, und das war selbst für eine Stadt wie Athen bedeutend. Daher bestimmte Pisander, als er die demokratische Regierung daselbst abschaffte, daß die Richter nicht mehr bezahlt werden sollten, daß nur die Soldaten einen Lohn erhalten und

---

<sup>10</sup> Sokrates meint damit, daß sie kein Kriegsroß erhalten konnten, auch nicht die Mittel hatten, eine vollständige Rüstung zu kaufen, und daher weder als Ritter, noch als Hoplit – also als schwerbewaffneter Krieger – dienen konnten.

<sup>11</sup> Die Zahl der im Besitz politischer Rechte befindlichen Bürger von Athen betrug 14040, wie durch die Zählung erwiesen ist, die Perikles veranstaltete wegen Verteilung des Getreides, das ihnen von Ägypten zum Geschenk gesandt worden war.

das die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten nur 5000 Bürgern übertragen werden sollte, die instande wären, mit Geld und Gut wie mit ihrer Person dem Staate zu dienen. Um die Arbeiter, die mit den Hornissen gemeinsame Sache machten, zu [61] zügeln und zu befriedigen, hatte Perikles große öffentliche Arbeiten unternehmen müssen.

Die ökonomischen Erscheinungen, die dadurch, daß sie einen Teil der Patrizierklasse enteigneteten, eine Klasse verarmter und revolutionärer Deklassierten schufen, entwickelten sich in den Städten schneller, die durch ihre maritime Lage Mittelpunkte von Handel und Industrie wurden. Die Klasse der durch Handel, Gewerbe und Wucher reich gewordenen Plebejer wuchs in dem Maße, wie die Zahl der verarmten und schmarotzenden Patrizier zunahm. Diese reich gewordenen Plebejer verbündeten sich mit den depossedierten Edlen, um der Regierung politische Rechte zu entreißen, aber sobald sie diese erlangten, vereinigten sie sich wieder mit der Regierung, um die verarmten Patrizier und die armen oder weniger vermögenden Plebejer zu bekämpfen. Wurden diese dagegen Herren der Stadt, so schafften sie die Schulden ab, verjagten die Reichen und teilten sich in deren Güter. Die verbannten Reichen erflehten dann den Beistand des Auslands, um wieder in ihre Stadt zurückkehren zu können, und metzelten ihrerseits ihre Besieger nieder. Diese Klassenkämpfe wüteten in allen Städten Griechenlands und bereiteten sie für die makedonische und römische Oberherrschaft vor.

So hatten die ökonomischen Erscheinungen und die durch sie hervorgerufenen Klassenkämpfe die Lebensbedingungen vollständig umgewälzt, inmitten deren sich das Heldenideal herausgebildet hatte.

Auch die Art der Kriegführung war durch die ökonomischen Erscheinungen von Grund aus verändert worden. Piraterie und Räubertum, diese Lieblingsbeschäftigungen der Barbarenhelden, waren schwieriger geworden, seitdem die Städte durch verbesserte Befestigungen vor einem Handstreich gesichert waren. Obgleich Solon der Leiter einer Handelsstadt und selbst Kaufmann war, hatte er, den eingewurzelten Gewohnheiten zu Liebe, in Athen eine Piratenschule gründen müssen; allein die Gründung zahlreicher Kolonien längs der Küsten des Mittelmeers und das daraus sich ergebende Aufblühen des Handels hatte die Seestädte gezwungen, eine Seepolizei einzurichten und auf die Piraten Jagd zu machen, deren Handwerk übrigens an Reiz eingebüßt hatte, seitdem es geringere Profite abwarf.

In der Organisation der See- und Landheere hatten sich gründliche Veränderungen vollzogen. Die homerischen Helden, wie auch die Skandinavier, welche später die europäischen Küsten am Atlantischen Ozean verwüsten sollten, nahmen, wenn sie auf einen Seekriegszug ausführen, weder Ruderer noch Matrosen mit: die flachen Schiffe, die sie selbst bauten und die, nach [62] Homer, nur mit 50 bis 120 Mann besetzt werden konnten, waren nur mit Kriegern besetzt, die ruderten und kämpften. Auch fanden die Schlachten nur auf dem Lande statt; die Ilias erwähnt keine Seeschlacht. Nun machten aber die Vervollkommnungen, welche die Korinther im Schiffsbau entwickelten, sowie die Vergrößerung der Seekriegsmacht den Gebrauch bezahlter Ruderer und Matrosen nötig, die an dem Kampfe nicht teilnahmen, den die Hopliten und andere, weniger schwer bewaffnete Krieger zu Wasser und zu Lande ausfochten. Als die bezahlten Mannschaften erst in der Flotte eingebürgert waren, wurden sie auch im Landheer nötig. Dieses bestand zuerst nur aus Bürgern, die für drei bis fünf Tage von ihnen selbst gelieferte Lebensmittel mitführten, ebenso ihre eigenen Pferde und Waffen hatten. Wenn ihr Vorrat aufgebraucht war, ernährten sie sich auf Kosten des Feindes und kehrten nach beendigtem Feldzug, der stets von kurzer Dauer war, in ihre Häuslichkeit zurück. Als aber der Krieg in größeren Entfernungen geführt wurde und einen längeren Aufenthalt beim Heere nötig machte, war der Staat gezwungen, für die Ernährung der Krieger zu sorgen. Im Anfang des Peloponnesischen Krieges gab Perikles zum ersten Male den Kriegern einen Sold; dadurch wurden

sie Soldaten, d. h. bezahlte Soldempfänger. Der Sold belief sich auf 2 Drachmen, etwa 2 Francs täglich für die Hopliten. Diodor von Sizilien sagt, daß die Römer den Sold zum ersten Male bei der Belagerung von Veji in ihrem Heere anwendeten. Von dem Augenblick an, wo man für das Kämpfen bezahlt wurde, war der Krieg wieder ein einträgliches Handwerk wie in der Zeit Homers. Es bildeten sich nun Soldatenabteilungen, in welche arme Bürger und verarmte und deklassierte Patrizier sich aufnehmen ließen, wie es auch schon bezahlte Ruderer- und Matrosenkörps gab, die ihre Dienste dem Meistbietenden verkauften.<sup>12</sup>

Sokrates sagt, daß eine Oligarchie, also ein von den Reichen regierter Staat „unfähig ist, Krieg zu führen, weil er gezwungen ist, entweder die Menge zu bewaffnen und infolgedessen mehr von dieser als vom Feinde zu fürchten hat, oder er darf sich ihrer gar nicht bedienen und muß die Schlacht mit einem wirklich oligarchischen, das heißt einem nur aus reichen Bürgern bestehenden Heere liefern“. Indessen wurden die Reichen durch die neuen Kriegsbedingungen gezwungen, ihre Befürchtungen zu unterdrücken und die alten Gewohnheiten zu brechen: sie mußten die Armen und selbst die Sklaven bewaffnen. Die Athener warben für ihre Flotte Sklaven an, wofür sie ihnen die Freiheit versprachen, und befreiten diejenigen, die sich (406 v. Chr.) bei den Arginusen tapfer geschlagen hatten. Selbst die Spartaner [63] mußten Heloten bewaffnen und befreien; den von den Athenern belagerten Syrakusanern schickten sie eine Truppe von 600 Hopliten, aus Heloten und „Neodamodes“ (Neufreigelassenen) bestehend, zu Hilfe. Während die Regierung der Republik Sparta diejenigen Spartaner, welche bei Sphakteria die Waffen gestreckt hatten, für ehrlos erklärte, obwohl mehrere von diesen hohe politische Stellungen eingenommen hatten, gab sie den Heloten die Freiheit, die ihnen während der Belagerung durch die Athener Lebensmittel zugetragen hatten.

Der Sold, der den Krieger zum Söldner, zum Soldaten<sup>13</sup> machte, wurde in kurzer Zeit ein Werkzeug der sozialen Zersetzung. Bei Plataä hatten die Griechen geschworen, „daß sie den Haß gegen die Perser ihren Kindeskindern hinterlassen würden, damit dieser Haß dauern möge, solange die Ströme zum Meere hinabfließen würden“. Schon ein halbes Jahrhundert nach diesem stolzen Eide umschmeichelten jedoch Athener, Spartaner und Peleponneser im Wettstreit den König von Persien, in der Hoffnung auf Subsidien, mit welchen sie ihre Matrosen und Soldaten bezahlen könnten. Der Peleponnesische Krieg beschleunigte den Sturz der aristokratischen Parteien und ließ den durch die ökonomischen Erscheinungen allmählich vorbereiteten Verfall der heroischen Sitten offen zutage treten.

Die Reichen, die das Recht, Waffen zu tragen und das Vaterland zu verteidigen, als größtes Vorrecht für sich in Anspruch genommen hatten, gewöhnten sich rasch daran, sich im Heere durch bezahlte Leute vertreten zu lassen. Ein Jahrhundert nach Perikles' Neuerung bestand

---

<sup>12</sup> Thukydides erzählt, daß die Gesandten von Korinth, um die von den Seekräften Athens eingeschüchterten Spartaner zu bestimmen, sich mit ihnen zu vereinigen, zu ihnen sprachen: „Wir brauchen nur eine Anleihe zu machen, um durch höheren Sold die Ruderer Athens zu uns herüberzulocken.“ Nikias beklagt sich in dem Briefe, den er von Sizilien aus an die Versammlung der Athener richtet, über das Desertieren der Söldner. Einige Jahre später verließen die Matrosen die athenische Flotte in Kleinasien, um auf diejenige Lysanders überzugehen, der ihnen höheren Sold gab. – Die Karthager warben, um das griechische Heer in Sizilien zu bekämpfen, griechische Soldaten an, die handwerksmäßig für den Sold kämpften. Alexander fand griechische Söldner in Darius' Diensten und er nahm sie in sein Heer auf, nachdem er ihnen verziehen hatte, daß sie für Barbaren und gegen Griechen gekämpft hatten. Das beim Barbaren so wilde und tiefe Gefühl der Vaterlandsliebe wurde durch das Söldnertum ausgerottet; man fand griechische Söldner in allen Kriegsheeren. Als, lange vor den Christen, die Stoiker und Kyniker von der Brüderlichkeit der Menschheit sprachen, die sich über die engen Mauern der antiken Stadt hinaus erhob, gaben sie nur der durch ökonomische und politische Ereignisse vollendeten Tatsache einen humanitären und philosophischen Ausdruck.

<sup>13</sup> Das Wort „Soldat“, welches in den europäischen Sprachen das Wort „Krieger“ ersetzt hat (soldier engl., Soldat deutsch, soldado span., soldato italienisch) kommt von solidus, Geldstück, woher „Sold“ stammt. Der Soldat hat seinen Namen von dem Sold, den er bezieht. Historisch ist der Soldat der erste Lohnarbeiter.

der Hauptteil der athenischen Heere bereits aus Söldnern. Demosthenes sagt in einer seiner olynthischen Reden, daß in dem gegen Olynth geschickten Heere sich 4000 Bürger und 10.000 Söldner befanden, während in demjenigen, welches Philipp bei Chäronea schlug, 2000 Athener und Thebaner und 1000 Söldner waren. Die Reichen waren es, welche, ohne sich zu schlagen, die Vorteile des Krieges einheimsten: „Die Reichen verstehen sich vortrefflich darauf, Reichtümer zu sammeln“, sagte Athenagoras, der syrakusanische Demagoge, „sie überlassen die Gefahren der Menge und nicht zufrieden damit, den größten Teil der Kriegsvorteile vorwegzunehmen, reißen sie sie alle an sich.“

Die von Kindheit an mit allen Kriegsstrapazen vertrauten barbarischen Patrizier waren ganz unvergleichliche Krieger, während die neuen Reichen dieser Vorzüglichkeit bei weitem nicht entsprachen, was Sokrates bestätigt: „Wenn Reiche und Arme sich zu Lande oder zu Wasser im Heere zusammenfinden und sich in der Gefahr gegenseitig beobachten, dann haben die Reichen keinerlei Veranlassung, die Armen zu verachten. Im Gegenteil, wenn ein magerer und sonnverbrannter Armer auf dem Schlachtfeld neben einem Reichen steht, der im Schatten aufgewachsen und von seiner Fettleibigkeit beschwert pustet und nicht weiß, was er mit seinem Körper anfangen soll, was für ein Gedanke, glaubst du, wird ersterem in jenem Augenblick einfallen? Muß er sich nicht sagen, daß solche Leute ihren Reichtum nur der Feigheit der Armen verdanken? Und wenn diese unter sich sind, sprechen sie dann nicht untereinander: wahrlich, diese Reichen sind nicht viel wert!“

Indem die Reichen dem Militärdienst untreu wurden und die Verteidigung des Vaterlandes bezahlten Händen überließen, verloren sie die körperlichen und sittlichen Eigenschaften des heroischen Ideals und behielten dennoch die materiellen Güter, welche deren eigentliche Ursache waren. So geschah es, daß, wie Aristoteles bemerkt, „der Reichtum, fern davon, eine Belohnung der Tugend zu sein, es unnötig machte, Tugend zu üben“.

Indes gingen die heroischen Tugenden, die von den Reichen nicht mehr ausgeübt wurden, allmählich auf die Söldner, Freigelassenen und Sklaven über, die keine materiellen Güter besaßen; aber diese Tugenden, welche den Barbarenhelden zum Besitz geführt hatten, brachten ihnen nichts anderes ein, als daß sie von ihrem Sold elend leben konnten. So hatten denn die ökonomischen Erscheinungen eine Trennung der einst so eng miteinander verschmolzenen materiellen Güter und sittlichen Tugenden bewirkt.<sup>14</sup>

Unter diesen Söldnern mit Heldentugenden waren zahlreiche Patrizier, die durch Wucher und Bürgerkriege ihre Güter verloren hatten, während sich unter den Reichen viele Leute befanden, die vermögend geworden waren durch Handel, Wucher und selbst durch Kriege, die andere geführt hatten. So erzählt Thukydides, am Anfang des Peloponnesischen Krieges, als Korinth seinen Zug gegen Corcyra vorbereitete, habe der Staat den Bürgern, die ins Heer eintreten würden, die Verteilung der eroberten Länder versprochen, und die gleichen Vorteile denen, welche, ohne am Feldzug teilzunehmen, 50 Drachmen zahlen würden.

---

<sup>14</sup> Eine ähnliche Erscheinung wiederholte sich gegen Ende des Mittelalters. Der Feudalherr hatte nur unter der Bedingung ein Anrecht auf Naturalzins und persönlichen Dienst seiner Eigenen und Vasallen, daß er sie gegen die zahlreichen Feinde, die sie umgaben, beschützte. Als aber infolge ökonomischer und politischer Ereignisse der innere Friede sich verbreitete, hatte der Herr seine Beschützerrolle nicht mehr auszuüben, was ihn nicht hinderte, Zins und Abgaben aufrechtzuerhalten und sogar zu steigern, obwohl deren Ursache aufgehört hatte. Eine ähnliche Trennung hat in der kapitalistischen Zeit stattgefunden, ähnlich an Brutalität und ebenso reich an revolutionären Folgen. Am Anfang der kapitalistischen Periode, in den ersten Jahren des Jahrhunderts, gewann das Ideal des Kleinbürgers und Handwerkers ein gewisses Ansehen in der öffentlichen Meinung. Man betrachtete Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit als notwendige Begleiter des Besitzes; diese sittlichen Tugenden führten damals zum Besitz materieller Güter. Bürgerliche Ökonomen und Moralisten können heute nachplappern wie Papageien: Besitz ist die Frucht der Arbeit; er ist aber nicht mehr deren Lohn. Heutzutage führen die Tugenden des Kleinbürger- und Handwerkerideals den Lohnarbeiter nur noch in die Armenanstalt und ins Spital.

Das Heldenideal war zusammengebrochen, hatte die sittlichen Begriffe gestört und verwirrt, und diese Erschütterung hallte in den religiösen Ideen nach. In Athen blühte der grösste Unglaube weiter: Anaxagoras, Diagoras und Sokrates wurden zum Tode verurteilt und Protagoras' Schriften verbrannt wegen Lästerung der Götter, und währenddessen schleuderten die Komiker unter den Schriftstellern die kühnsten und zynischsten Ausfälle gegen [65] die Götter und, was noch viel kühner war, gegen die Priester. Demagogen und Tyrannen entweihten die Tempel und plünderten die heiligen Schätze, und Wüstlinge besudelten nachts auf den Straßen die Statuen der Götter und stürzten sie um. Die seit dem grauen Altertum überlieferten Sagen waren, solange sie sich mit den umgebenden Sitten in Einklang befanden, naiv als wahr genommen worden; nun aber beleidigten sie den verfeinerten Sinn. Pythagoras und Sokrates verlangten ihre Unterdrückung, auch wenn Homer und Hesiod darum verstümmelt oder sogar das Lesen ihrer Dichtungen verboten werden mußte. Epikur erklärte es für Atheismus, an die Göttersagen zu glauben und sie weiterzuverbreiten. Die Christen in den ersten Jahrhunderten haben das, was die Heiden im vollen Heidentum getan und kritisiert hatten, nur verallgemeinert und systematisiert.

Für die werdende bürgerliche Gesellschaft, für die auf persönliches Eigentum und kaufmännische Produktionsweise begründete Gesellschaft war die Stunde gekommen, ein sittliches Ideal zu formulieren und eine Religion zu bilden, welche den neuen, durch die ökonomischen Erscheinungen gemodelten gesellschaftlichen Bedingungen entsprach. Es gereicht der sophistischen Philosophie Griechenlands zur unvergänglichen Ehre, die Hauptzüge der neuen Religion und des neuen sittlichen Ideals entworfen zu haben. Die geistige Arbeit des Sokrates und Plato steht unübertroffen da.

### *3. Das bürgerliche Sittlichkeitsideal*

Das Heldenideal war einfach und logisch; es spiegelte die umgebende Wirklichkeit in der Gedankenwelt ab, und zwar ohne Verstellung und Verbildung. Es stellte diejenigen körperlichen und sittlichen Eigenschaften als erste Tugenden der Menschenseele auf, welche die Barbarenhelden besitzen mußten, um die materiellen Güter zu erobern und zu erhalten, durch welche sie zu den ersten Bürgern und zu den Glücklichen der Erde wurden.

In der entstehenden bürgerlich-demokratischen Gesellschaft entsprach die Wirklichkeit nicht mehr diesem Ideal. Reichtümer, Ehren und Genüsse waren nicht mehr der Lohn der Tapferkeit und der anderen heroischen Tugenden, ebensowenig wie in unserer kapitalistischen Gesellschaft Besitz der Lohn der Arbeit, der Ordnung und der Sparsamkeit ist. Trotzdem waren die Reichtümer nach wie vor das Ziel der menschlichen Tätigkeit, sie wurden sogar mehr und mehr das einzige und höchste Ziel. [66] Um dieses so heißersehnte Ziel zu erreichen, bedurfte man nicht mehr der früher so hochangesehenen heroischen Tugenden; aber da die menschliche Natur diese Tugenden nicht verloren hatte, obgleich dieselben unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen unnütz, ja schädlich für denjenigen geworden waren, der „seinen Weg machen“ wollte; da diese Tugenden außerdem in den antiken Republiken Unruhen und Bürgerkriege verursachten, so wurde es nötig, ihnen eine platonische Befriedigung zu schaffen, um sie zu überwinden und zu zähmen und sie für die Wohlfahrt und Erhaltung der neuen Gesellschaftsordnung nutzbar zu machen.

Die Sophisten unternahmen es. Einige, wie die Kyrenaiker, machten keinen Versuch, die Wirklichkeit zu verschleiern, sondern erkannten ganz offen und erklärten laut, daß „der Besitz des Reichtums das höchste Gut“ und die körperlichen und intellektuellen Genüsse, die er verschafft, „der letzte und höchste Zweck des Menschen seien“. Sie bekannnten sich dreist zu der Kunst, dieselben durch alle erlaubten und unerlaubten Mittel zu erreichen und sich allen unangenehmen Folgen zu entziehen, welche aus der ungeschickten Verletzung von Gesetz und Sitte hervorgehen können.



Andere Sophisten, wie die Kyniker und viele Stoiker, setzten sich in offenen Widerspruch gegen Gesetz und Sitte, wollten zum vorgesellschaftlichen Zustand zurückkehren und „naturgemäß“ leben; sie brüsteten sich mit Verachtung des Reichtums; „der Weise allein ist reich“, riefen sie ostentativ; aber diese Geringschätzung der außer ihrem Bereich liegenden Güter stand in zu schroffem Widerspruch mit dem Tagesbrauch und der allgemeinen Überzeugung, auch trat sie oft zu bombastisch auf, um in ernste Erwägung gezogen zu werden. Außerdem wußte keiner dieser Philosophen seiner Sittlichkeitstheorie eine sozial verwertbare Tragweite zu verleihen, und dies gerade verlangte die bürgerliche Demokratie.

Andere Sophisten, wie Sokrates, Plato und viele Stoiker, nahmen das Sittlichkeitsproblem direkt in Angriff. Sie erhoben die Verachtung des Reichtums nicht zum Dogma, im Gegenteil, sie erkannten an, daß derselbe eine der Grundbedingungen der Glückseligkeit und sogar der Tugend sei, obwohl die Tugend nicht mehr dadurch belohnt wurde. Der Gerechte solle nicht mehr von der äußeren Welt den Lohn der Tugend erhoffen, sondern ihn in seinem Innern, in seinem Gewissen suchen, das von ewigen, außerhalb der sichtbaren Welt liegenden Grundsätzen geleitet, diesen Lohn erst in einem anderen Leben erwarten dürfe.<sup>15</sup>

[67] Diese Philosophen stellten sich nicht, wie die Kyniker, in Widerspruch zu Gesetz und Sitte; sie rieten im Gegenteil, sich danach zu richten, und empfahlen jedem, auf seinem Platze zu bleiben und sich mit seiner sozialen Lage abzufinden. So machten Augustinus

---

<sup>15</sup> Im zehnten und letzten Buche der „Republik“ Platos berichtet Sokrates die Geschichte eines Pamphyliers als glaubwürdig, der zehn Tage als tot auf dem Schlachtfeld gelegen, dann (wie Christus) wiedererstanden sei und erzählt habe, daß er in der anderen Welt gesehen, „wie die Seelen für jede in diesem Leben begangene Ungerechtigkeit zehnmal bestraft würden“. Sie würden gemartert „von scheußlichen Männern, die feurig schienen – diese hätten die Verbrecher geschunden, sie vom Wege ab über Dornen geschleift usw.“. Die Christen, welche einen Teil ihrer Sittlichkeitsideen aus der platonischen Sophistik ableiteten, brauchten diese Geschichte des Sokrates nur zu vervollständigen, um ihre, durch so entsetzliche Schauer ausgeschmückte Hölle zu erfinden.

Die Seele als metaphysisches Wesen, selbständig und unabhängig vom Körper existierend, den sie während des Lebens beseelt und nach dem Tode verläßt, ist eine Erfindung der Wilden. Um die Erscheinung des Traumes zu erklären, hatten diese nichts einfacher gefunden, als den Menschen für ein Doppelwesen zu halten: der schlafende Körper blieb leblos liegen, während die Seele, die sie Doppelgänger nannten, auf Reisen ging, jagte, kämpfte, sich rächte und handelte, dann zurückkehrte, die körperliche Hülle wieder zu beleben. Der „Doppelgänger“ lebte nach dem Tode weiter, daher schlachtete man Tiere und zerbrach Waffen beim Begräbnis, damit deren Seelen dem Toten weiter dienen könnten. Die Seelen der Wilden und Barbaren, die in Gemeinschaft lebten, begaben sich, Weiber wie Männer, nach dem Tode in eine außerirdische Wohnung, wo sie ein ähnliches Leben weiterlebten wie auf Erden: die Seele des Eskimo jagte den Seehund, diejenige des Indianers den Bison, die des Skandinaviens kämpfte am Tage und bankettierte abends in Walhall mit den Walküren.

Die Umwandlung des ursprünglichen Kommunismus hatte zur Folge, daß die Vorstellung von jener überirdischen Wohnung sich im menschlichen Geiste verwischte, und der Begriff Seele wurde so dunkel, daß man während der patriarchalischen Periode annahm, nur der Familienvater allein lebe nach dem Tode weiter. Aber seine Seele, anstatt sich an einem paradisischen Orte zu befinden, führte ein äußerst trauriges Dasein im Grabe. Der Familienvater, der als Verwalter seiner Güter die Rechte seiner Angehörigen in seiner Person zentralisiert hatte, konzentrierte auch deren unsterbliche Seelen in der seinen. Da entdeckte man eine neue Traumerklärung: die Träume waren Mitteilungen der Gottheit, und man mußte sie deuten, um sein Schicksal zu erfahren. Oben habe ich erwähnt, welche Rolle die Unsterblichkeit der Seele des Familienoberhaupts in der Einrichtung des Rechtes der Erstgeburt spielte. Aus der neuen Traumerklärung entstand eine Kategorie von Ausbeutern der menschlichen Dummheit, deren Handwerk Traumdeuterei war; es wimmelte davon zur Zeit des Sokrates. Als das patriarchalische Regiment aufgelöst wurde, fanden alle Familienglieder, die Frauen ausgenommen, mit ihrer Unabhängigkeit und ihren Rechten auch ihre vom Familienvater konfiszierte unsterbliche Seele wieder; allein da die meisten derer, die nun wieder in den Besitz ihrer Seele gelangt waren, dagegen ihr Haus und irdisches Gut verloren hatten, waren sie sehr verlegen um eine Wohnung für dieselbe nach dem Tode; sie mußten also die außerirdische Wohnung der Wilden neu erfinden. Die aus den Trümmern der patriarchalischen Familie sich lösende Seele benutzten Sokrates und Plato sofort als Werkzeug, um die Menschen zu regieren. Die Pythagoräer waren ihnen auf diesem Wege vorangegangen, aber dem Christentum war es vorbehalten, die Ausbeutung der Seele zur höchsten Vollendung zu bringen.

und die Kirchenväter es den christlichen Sklaven zur Pflicht, doppelten Eifer im Dienste ihres irdischen Herrn zu entwickeln, um die Gnade des himmlischen Herrn zu verdienen.<sup>16</sup>

Sokrates, der im engen Verkehr mit Perikles stand, und Plato, der an den Höfen der Tyrannen von Syrakus gelebt hatte, waren bedeutende Politiker, die in der Religion und Moral nur ein Werkzeug zur Beherrschung der Menschen und zur Aufrechthaltung der sozialen Ordnung erblickten.

Diese beiden fein- und scharfsinnigen Geister der sophistischen Philosophie sind die Begründer der individualistischen Moral der Bourgeoisie, jener Moral, die zu nichts anderem führen kann, als Worte und Taten in Widerspruch zu bringen und die Zweiteilung des Lebens philosophisch zu sanktionieren: das ideale, reine, und das praktische, unreine Leben, eines als Ausgleich für das andere. Auf diese Weise war es den „hochedlen und hochachtbaren Damen“ des siebzehnten Jahrhunderts gelungen, ein doppeltes Liebesleben zu führen; sie entschädigten sich für die intellektuelle Liebe, deren sie sich mit platonischen Liebhabern erfreuten, indem sie die physische Liebe tüchtig mit ihren Ehegatten genossen – wenn nötig vervollständigt durch einen oder mehrere „echte“ Liebhaber.

Niemals kann die Moral einer auf der Warenproduktion beruhenden Gesellschaft dem Widerspruch entrinnen, der sich aus den Konflikten ergibt, zwischen denen sich der Bourgeoisemensch durchzukämpfen hat. Will er in seinen kaufmännischen oder industriellen Unternehmungen vorwärtskommen, so muß er sich mit Tugenden schmücken, um die gute Meinung des Publikums zu gewinnen; er kann diese Tugenden aber nicht ausüben, wenn er emporkommen will. Er verlangt aber, daß diese Paradetugenden für andere bindend seien. Wenn er also Schund liefert, so verlangt er Zahlung in gutem Geld.<sup>17</sup> Wenn auch die Bourgeoisie ihre Klassendiktatur nur durch die rohe Gewalt aufrechterhält, so muß sie doch, um die revolutionäre Energie der bedrückten Klassen einzuschläfern, den Glauben erwecken, daß ihre Gesellschaftsordnung so vollkommen wie möglich die ewigen Gesetze verwirklicht, die eine Zierde der liberalen Philosophie bilden und die Sokrates und Plato mehr als vier Jahrhunderte vor Christus teilweise formuliert hatten.

Die religiöse Moral kommt über den fatalen Widerspruch nicht [68] hinweg, daß, wenn auch das höchste Gebot des Christentums das ist: „Liebet einander“, so doch die christlichen Kirchen nur daran denken, mit Feuer und Schwert die Andersgläubigen zu bekehren, um, wie sie versichern, dieselben vor dem ewigen Höhenfeuer zu bewahren.

Das soziale Milieu der Barbaren, wie es Krieg und Geschlechtskommunismus hervorbrachten, spannte die edlen Eigenschaften des Menschen, als da sind: Körperkraft, Mut, sittliche

---

<sup>16</sup> Die Kyniker und nach ihnen die ersten Christen konnten die Abschaffung der Sklaverei verlangen, sie waren Revolutionäre: Sokrates aber und die Kirchenväter hatten sich im Gegenteil die Aufgabe gesetzt, die bestehenden sozialen Einrichtungen mit Hilfe der Religion und Moral zu festigen.

<sup>17</sup> Die Heiden machten keinen Versuch, die Wahrheit zu verschleiern, und stellten den Handel unter den Schutz Merkurs, des Gottes der Diebe. Die Katholiken handeln jesuitischer: die religiösen Orden, die sich nicht ausschließlich mit Erbschleicherei befassen, beschäftigen sich hauptsächlich, ja einzig mit Handel und Industrie, obwohl sie angeblich nur einen vollkommen reinen Gott anbeten, der frei von jeder Lüge und jeder Falschheit ist. Die erste Tat der kapitalistischen Bourgeoisie, als sie 1789 ans Ruder kam, war, den Diebstahl für frei zu erklären, indem sie Handel und Gewerbe von jeder Kontrolle befreite. Die nur für den einheimischen Markt und für ihre Nachbarn arbeitenden Handwerksmeister des Mittelalters hatten die Produktion unter strenge Kontrolle gestellt. Der Zunftvorsteher durfte zu jeder Zeit in die Werkstätten kommen, um das Rohmaterial und die Art seiner Verarbeitung zu prüfen. Um diese Prüfung zu erleichtern, blieben Fenster und Türen offen; die Arbeiter des Mittelalters arbeiteten buchstäblich unter den Augen des Publikums. Bevor die Sachen verkauft wurden, wurden sie unter Kontrolle des Zunftvorstands mit einem Blei oder anderen Zeichen gestempelt, wodurch die Zunft für gute Qualität garantierte. Diese fortwährende Kontrolle hemmte und drückte den Aufschwung des diebischen Genies in der kapitalistischen Bourgeoisie und war eine der Hauptursachen ihres Grolles gegen die Zünfte.

Unbeugsamkeit, Unterordnung mit Gut und Blut unter das Gemeinwesen, aufs äußerste an; das soziale Milieu der Bourgeoisie hingegen, das auf dem persönlichen Eigentum und der Warenproduktion aufgebaut ist, erhebt die schlimmsten Eigenschaften der Menschenseele zu Haupttugenden: Selbstsucht, Heuchelei, Intrige, Raffiniertheit und Spitzbüberei.<sup>18</sup>

Die bürgerliche Moral, von der Plato behauptet, daß sie vom Himmel stammt und über allen niederen Interessen schwebt, spiegelt die gemeine Wirklichkeit so bescheiden wider, daß die Sophisten kein neues Wort erfanden, sondern den landläufigen Ausdruck aufnahmen, um das Prinzip zu bezeichnen, welches nach Victor Cousin, der sich darauf versteht, „die ganze Moral darstellt“. Sie nannten es also einfach „das Gute“, to agathon. Als das christliche Ideal sich neben und nach dem philosophischen Ideal ausbildete, unterlag es derselben Notwendigkeit. Die Kirchenväter drückten ihm den Stempel der gemeinen Wirklichkeit auf.

„Beatus“ gebrauchten die Heiden zur Bezeichnung des Reichen, wie Varro sagt, dessen, „der viel Gut besitzt“, qui multa bona possidet; im kirchlichen Latein wird daraus „der, welcher die Gnade Gottes besitzt“; „Beatitudo“, was von Petronius und den Schriftstellern der Dekadenz für „Reichtum“ gebraucht wird, heißt unter der Feder des heiligen Hieronymus: himmlische Glückseligkeit. „Beatissimus“, das Epitheton, das die heidnischen Schriftsteller dem sehr reichen Manne beilegen, wird dasjenige der Patriarchen, der Kirchenväter und der Heiligen.

Die Sprache hat uns verraten, daß die Barbaren in ihrem gewohnten anthropomorphischen Verfahren ihre sittlichen Tugenden in den materiellen Gütern verkörpert hatten; aber die ökonomischen Erscheinungen und die politischen Ereignisse, die für die Produktions- und Austauschweise der Bourgeoisie den Boden vorbereiteten, lösten die ursprüngliche Vereinigung des Sittlichen und des Materiellen. Der Barbar schämte sich dieser Vereinigung nicht, denn diejenigen körperlichen und sittlichen Eigenschaften, die ihn mit dem größten Stolze erfüllten, wurden zur Eroberung und Erhaltung der materiellen Güter in Tätigkeit gesetzt. Der Bourgeois dagegen schämt sich der niedrigen Tugenden, die er zu üben gezwungen ist, um zum Reichtum zu gelangen; daher will er glauben machen und glaubt schließlich selbst, daß seine Seele über der Materie schwebt und von ewigen Wahrheiten und unwandelbaren Grundsätzen lebt. Die Sprache aber ist eine unverbesserliche Verräterin; sie enthüllt die Tatsache, daß hinter den dichtesten Wolken der geläutertsten Moral sich das höchste Idol der Kapitalisten verbirgt, das Gut, der Gott „Eigentum“.

Die Moral fällt ebenso wie die übrigen Erscheinungen der menschlichen Tätigkeit unter das von Marx formulierte Gesetz des ökonomischen Materialismus: „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt.“ [75]

---

<sup>18</sup> Die Bourgeois-Schriftsteller haben die Gewohnheit, Wilde und Barbaren mit allen Lastern der Kultur zu belasten. Die Kapitalisten aber bestehen diese, beuten und rothen sie aus unter dem Vorwand, sie zu zivilisieren, und dabei sind sie es selbst, die sie durch Alkohol, Syphilis, Zwangsarbeit, Bibel und Handel körperlich und geistig verderben.

Die Reisenden, die mit wilden Völkerschaften in Berührung kommen, welche noch nicht von der Kultur angekränkt sind, werden durch ihre sittlichen Tugenden in Erstaunen gesetzt, und Leibniz, der für sich allein so viel wert ist als alle Philosophen des Liberalismus zusammen, konnte nicht umhin, ihnen Bewunderung zu zollen. „Ich weiß mit Sicherheit“, schreibt er, „daß die Wilden in Kanada in Frieden miteinander leben; obwohl sie keinerlei Obrigkeit haben, sieht man in diesem Lande nie oder fast nie Streitigkeiten, Haß oder Krieg, es sei denn zwischen Männern verschiedener Nationen und verschiedener Sprache. Ich möchte das ein politisches Wunder nennen, welches Aristoteles nicht kannte und das Hobbes entging. Selbst die Kinder beim Spiele geraten selten aneinander, und wenn sie anfangen, sich zu erhitzen, werden sie sofort von ihren Kameraden zurückgehalten. Man soll aber nicht denken, daß dieser Friede von einem phlegmatischen und gefühllosen Charakter herrührt, denn nichts kommt ihrer Tätigkeit gegen den Feind gleich, und das Gefühl der Ehre ist bei ihnen äußerst lebhaft, das beweist ihr glühender Rachedurst und die Standhaftigkeit, mit der sie unter Qualen sterben. Wenn dieses Volk dereinst unsere Künste und Kenntnisse seinen großen natürlichen Eigenschaften hinzufügen könnte, so würden wir neben ihnen nur Jämmerlinge sein.“

## Die französische Sprache vor und nach der Revolution

Untersuchungen über die Wurzeln der modernen Bourgeoisie<sup>1</sup>

### 1. Sprache und Milieu

Eine Sprache wird gleich einem lebenden Wesen geboren, sie wächst und stirbt; sie hat in ihrem Lebenslauf eine Reihe von Evolutionen und Revolutionen durchzumachen, wobei sie Wörter, Wendungen und grammatikalische Formen teils sich einverleibt, teils ausstößt.

Die Wörter einer Sprache leben wie die Zellen einer Pflanze oder eines Tieres ihr eigenes Leben: ihre Lautverhältnisse, ihre Schreibweise ändern sich ohne Unterlaß; so schrieb man im Altfranzösischen *prebstre* (heute *prêtre* – Priester), *cognoistre* (*connaître* – kennen), *carn* (*chair* – Fleisch), *charn* (*charnel* – fleischlich) usw. Ebenso wechselt ihre Bedeutung: *bon* (heute fast nur mehr adjektivisch: gut) wurde früher als Substantiv gebraucht für Gut, Gunst, Gewinn, Vorteil, Gutdünken und anderes<sup>2</sup>; *Jean le bon* bedeutete nicht Johann der Gute, sondern der *Tapfere*; *bonhomme* war zuerst gleichbedeutend mit Mann von Mut und Klugheit, während es jetzt einen gutmütigen Schwachkopf bezeichnet. Das griechische Wort *νόμος* (*nomos*), von dem auch „Nomade“ her stammt, hat eine ganze Reihe der verschiedensten Begriffe nacheinander bezeichnet, die auf den ersten Blick auch nicht den mindesten Zusammenhang untereinander zu haben scheinen. Anfangs hieß es „Weide, Trift“, dann „Aufenthalt, Wohnsitz, Landesteil“, bis es zu guter Letzt den Sinn „Gebrauch, Sitte, Gesetz“ bekam. Die verschiedenen Bedeutungen des *νόμος* kennzeichnen ebensoviele Stufen, die ein Hirtenvolk durchzumachen hatte, als es seßhaft wurde, zum Ackerbau überging und sich zum Begriff des „Gesetzes“ emporschwang, das im Grunde nur die Aufzeichnung alter Sitte und Gewohnheit darstellt.<sup>3</sup>

Wenn die Sprache ständig in Umwandlung begriffen ist, so rührt das daher, daß sie das unmittelbarste, charakteristischste Produkt menschlichen Geistes darstellt. Die wilden und die barbarischen Völkerstämme teilen sich bei ihrem Wachstum in Grup-[76]pen, die geschieden voneinander leben: so kommt es, daß diese Abzweigungen sich nach einer gewissen Zeitspanne gegenseitig nicht mehr verstehen, so stark haben sich die Dialekte verändert.

Jeder Wechsel im menschlichen Wesen, im Milieu, in dem es sich entwickelt, gibt sich in der Sprache kund. Änderungen in den Lebensgewohnheiten, wie der Übergang vom Land- zum Stadtleben, politische Ereignisse, alle hinterlassen ihre Spuren in der Sprache. Völker mit rascher politischer und sozialer Entwicklung ändern ebenso rasch ihre Sprechweise, während andere, die keine Geschichte haben, zäh an der alten Sprache festhalten.

Rabelais' Französisch verstanden schon hundert Jahre nach seinem Tode nur mehr die Gelehrten; andererseits hat sich das Isländische, die Muttersprache des Norwegischen, Schwedi-

---

<sup>1</sup> Die vorliegende Arbeit erschien schon im Februar 1894 in der vortrefflichen Monatsschrift des wissenschaftlichen Sozialismus „L'Ere Nouvelle“, der leider kein langes Leben beschieden war. Außerhalb Frankreichs ist die Lafargue'sche Studie über die der Revolution entspringenden Wandlungen der französischen Sprache nicht bekannt geworden. Sie gehört zu den wenigen seiner wissenschaftlichen Abhandlungen, die nicht sofort nach ihrem Erscheinen ins Deutsche übersetzt wurden. Der Redaktion der „Neuen Zeit“ war schon 1894 das Recht gegeben worden, die Arbeit zu veröffentlichen; wir scheuten davor zurück, weil wir fürchteten, sie könnte zu ihrem Verständnis Kenntnisse des Französischen erheischen, die wir bei der Mehrzahl unserer proletarischen Leser nicht voraussetzen durften. In der vorliegenden Übersetzung ist hoffentlich diese Schwierigkeit beseitigt und damit ein wichtiger Beitrag zur Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung dem deutschen Publikum erschlossen. Wir glauben den Todestag unseres unvergeßlichen Freundes (26. November) nicht besser feiern zu können als durch diese Wiedergabe einer seiner bedeutendsten und originellsten historischen Leistungen. (Anmerkung der Redaktion.)

<sup>2</sup> La Curne de Sainte-Palaye, Dictionnaire de l'ancien langage françois depuis son origine jusqu'au siècle de Louis XIV.

<sup>3</sup> In meinen Untersuchungen über den „Ursprung der Idee des Gerechten und Ungerechten“ habe ich nachzuweisen versucht, daß man durch Zurückgreifen auf die Urbedeutung der Wörter dazu kam, den Ursprung abstrakter Ideen in den Köpfen der Menschen zu erklären, von denen man bislang annahm, sie seien ihnen von Natur aus angeboren.

schen und Dänischen, in Island in fast ungetrübter Reinheit erhalten. Vico<sup>4</sup> hat zuerst darauf hingewiesen, daß die meisten Wörter dem „wildem, bäuerlichen“ (selvaggie e contadinesche) Zeitalter entstammen: wie die marmornen Rundtempel Roms die Form der Holz- und Lehmhütten der altlatinischen Barbaren verewigten, so tragen die Wörter einer jeden Kultursprache noch den Stempel des urmenschlichen Waldlebens. So bedeutet im Griechischen γονή (gone) Same, Frucht, Junges eines Tieres und Kind; σπέρ (sperma) Samenkorn, (tierischer) Same, Rasse. Βοῦς (bus – Ochse) hat im Griechischen eine Menge Wörter bilden helfen; manche davon sind auch ins Französische übergegangen, das viele Worte hellenischen Ursprungs aufzuweisen hat, so bouvier (Kuhhirt), bouvart (junger Stier), bouvard (Münzhammer), bousculer (herumstoßen), bouse (Kuhmist), bouffer (gierig fressen), bouffon (Hanswurst): βουφόνος (buphonos – Ochsentöter) hieß in Athen ein Priester des Zeus, der vor und nach der Opferung eines Ochsen Komödie zu spielen und ihn anzuklagen hatte, er habe vom Altar des Gottes Opfergaben gefressen (Pausanias, I, XXIV).

Vielleicht noch klarer als die einzelnen Wörter lassen sprichwörtliche und familiäre Redewendungen erkennen, wie eng eine Sprache an die Erscheinungen des Milieus gebunden ist. Zur Zeit, als noch die Talgkerze (chandelle) das Hauptbeleuchtungsmittel darstellte, mußte sie den Dichtern zu den feinsten Vergleichen herhalten. So machte Ronsard<sup>5</sup> einer Dame das Kompliment, „ihre Augen strahlten wie Kerzen“. Das Wörterbuch von Trevoux (1743) bemerkt: „Man sagt von sehr lebhaften, glänzenden Augen, sie glänzten wie Kerzen.“ „Economiser des bouts de chandelles – Lichtstümpfchen sparen“ (dann überhaupt knausern), „le jeu ne vaut pas la chandelle – das Spiel lohnt [77] nicht die Kerze“ (die Sache ist nicht der Mühe wert), „se brûler à la chandelle – sich am Licht verbrennen“ (sich blenden lassen), sind Ausdrücke der Umgangssprache, die nun verblasen, seit uns Petroleumlampe, Stearinkerze und Gas leuchten.<sup>6</sup>

Eine Sprache kann sich nicht von ihrem gesellschaftlichen Milieu unabhängig machen, ebensowenig wie man eine Pflanze ohne weiteres aus ihren klimatischen Verhältnissen herausreißen kann. Die Sprachforscher wissen für gewöhnlich nichts von der Wirkung des Milieus oder wollen nichts von ihr wissen; viele von ihnen glauben den Ursprung der Wörter, ja selbst mythologischer Geschichten einfach im *Sanskrit*, der Sprache der Hindus, zu finden. Der Sanskrit ist für den Sprachforscher, was die Schädellehre für den Anthropologen: das „Sesam, tu dich auf“ zu allen Mysterien. Ich könnte zum Entsetzen des Lesers ein endloses Verzeichnis von Wörtern wiedergeben, die ein berühmter Orientalist aus dem Sanskritwort für „glänzen“ ableitet. Die etymologischen Resultate der Orientalisten müßten übrigens doch etwas weniger widerspruchsvoll sein, um uns dazu bewegen zu können, ihrer Methode zuliebe die Milieuthorie aufzugeben, die sich in allen Zweigen der Natur- und Geschichtswissenschaften immer uneingeschränkter Geltung zu verschaffen sucht.

Eine geniale Frau hat in Frankreich die Milieuthorie in die Literaturkritik eingeführt. Frau von Staël wies 1796 in ihrem Werke: „De la littérature dans ses rapports avec les institutions sociales“ (Die Literatur und ihr Verhältnis zu den gesellschaftlichen Einrichtungen) klar und deutlich darauf hin, daß eine neue Literatur notwendig geworden sei, um die neuerwachten Bedürfnisse des von der Revolution geschaffenen Milieus zu befriedigen, doch nur nebenbei und nur um zu tadeln kommt sie dort auf die Umwandlung zu sprechen, die die Sprache, das

<sup>4</sup> Giambattista Vico (1668-1743) war der scharfsinnige Begründer der modernen Völkerpsychologie und Geschichtsphilosophie. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>5</sup> Pierre de Ronsard (1524-1584), der „Fürst der Dichter“, als begabtestes Mitglied der „Plejade“, des „Siebengestirns“, einer Schule von sieben Dichtern, Begründer des gelehrten Klassizismus in der französischen Literatur. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>6</sup> Das wurde vor zwanzig Jahren geschrieben, ehe noch das elektrische Licht seine Herrschaft angetreten hatte. (Anmerkung des Übersetzers.)

Werkzeug jeder Literatur, durchgemacht hat.<sup>7</sup> Nach der Revolution und der Zertrümmerung des anciens régimes war es ebenso unmöglich, sich mit der alten Literatur aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. zu begnügen, als seine Sprache weiterzusprechen.

Aufgabe unseres Artikels soll es sein, den Charakter und die Bedeutung dieser sprachlichen Umwandlung zu untersuchen.

## 2. Die Sprache vor der Revolution

Nach der Auflösung der französischen Akademie am 18. Juli 1793<sup>8</sup> beschloß der Konvent am ersten Ergänzungstag des Jahres III (1795), „das Exemplar des Wörterbuchs der französischen Akademie, das mit Randnoten versehen in der Bibliothek des [78] Ausschusses für das öffentliche Unterrichtswesen liege, sei den Verlegern Smits, Maradan & Cie. zur Veröffentlichung zu übergeben; ... besagte Verleger sollten mit dazu von ihnen ausersehenen Männern der Wissenschaft die für die Arbeit notwendigen Vereinbarungen treffen, unter der Bedingung, daß 15.000 Exemplare gedruckt und eine bestimmte Anzahl davon den staatlichen Bibliotheken überlassen würden“.

Im Jahre VI (1797/98) erschien diese Ausgabe, die fünfte des Wörterbuchs der Akademie, im Buchhandel zum Preise von 24 Livres (zirka 20 Mark): die Herausgeber hatten an die Spitze ein Vorwort, an das Ende einen Nachtrag gestellt, die nicht mehr von den Mitgliedern der hingerichteten Akademie herrührten. Die Vorrede enthielt Ketzereien, die Voltaire die Haare noch ganz anders zu Berge getrieben hätten als etwa die Rückkehr der Jesuiten. „Man hat es für gut befunden“, heißt es hier, „nicht die Sprache der feinen Welt als höchste, entscheidende Autorität anzurufen, denn die feine Welt denkt und spricht schlecht ... und schließlich ist der Unterschied zwischen der feinen Sprache, die den sehr wunderlichen Phantasien der feinen Welt entspricht, und der guten Sprache, die aus den natürlichen Beziehungen der Wörter und Begriffe besteht, ganz außerordentlich.“ Voltaire hatte einmal gesagt, er sei „betrübt darüber, daß in Sachen der Sprache wie auch in anderen wichtigeren Gebräuchen der Pöbel die Edlesten und Besten der Nation leite“. Der Nachtrag enthielt 336 Wörter, die die Revolution geschmiedet oder eingebürgert hatte: er konstatierte damit den Sieg jenes „Pöbels“.

Neuerer wie Konservative waren mit dieser Auflage des Wörterbuchs in gleichem Maße unzufrieden. Die Neuerer – und ihrer waren nicht wenige – machten den Herausgebern zum Vorwurf, die Spalten zweier Bände einer ganzen Menge neuer Wörter verschlossen zu haben. Um gegen diese lexikographischen Ausweisungen zu protestieren, veröffentlichte Mercier (1740-1814), der schon vor der Revolution einen Kampf gegen Sprache und Literatur des Jahrhunderts Ludwigs XIV. geführt hatte, im Jahre 1801 seine „Néologie“, sein „Wörterbuch 2000 neuer Wörter“; 1831 ließ eine Sprachgesellschaft einen „Nachtrag zum Wörterbuch der Akademie“ erscheinen, „enthaltend zirka 11.000 neue Wörter, neue Bedeutungen und technische Ausdrücke, die Gebrauch und Wissenschaft seit 1794 in die Umgangssprache eingeführt haben und die nicht im Wörterbuch der Akademie stehen“. Diese Sprachgelehrten täuschten sich; die übergroße Mehrzahl ihrer neuen Wörter war schon vor 1794 im Gebrauch gewesen.

---

<sup>7</sup> Taine hat sich von seinem ersten Auftreten an durch die Anwendung der Milieutheorie in seinen sehr bemerkenswerten literarischen Arbeiten den Erfolg gesichert; hätte er bei seiner großen Belesenheit Frau von Staëls Buch erwähnt, man könnte glauben, er habe sich bei ihr die Anregungen für seine literarischen Theorien geholt und von ihr seine Kritik der Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts in den Hauptzügen entlehnt. – Ich werde im Fortgang des vorliegenden Artikels einige Stellen aus dem Werke der Frau von Staël zitieren, die dem Leser einen Begriff von seiner Feinheit und Tiefe geben sollen.

<sup>8</sup> Im Jahre 1635 verwandelte Richelieu eine private Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellern in eine offizielle Körperschaft, die Académie française, deren Hauptaufgabe die Förderung der Literatur und die Reinhaltung der Sprache wurde. Zu diesem Zwecke gab sie ein offizielles Wörterbuch heraus, Dictionnaire de l'Académie française, dessen erste Auflage 1694 erschien (Anmerkung des Übersetzers.)

[79] Auf der anderen Seite entrüsteten sich die Puristen, die Sprachreiner; sie forderten einen „Senat zur Konservierung der Sprache“. Der Abbé Morellet<sup>9</sup>, „der älteste der alten Knaben, der mit achtzig nicht hält, was er mit sechzig versprochen“, erwiderte auf die gleichmachenden Theorien der Herausgeber des Wörterbuchs, „im Wörterbuch der französischen Akademie sei Umgangssprache niederzulegen, so wie sie in der Klasse der durch Rang, Vermögen und Bildung hervorragenden Bürger gesprochen werde“. In edlem Zorne fährt er fort: „In diesem Wörterverzeichnis (dem Anhang mit den 336 neuen Wörtern) finden Wörter wie *enragé* (toll), *motionner* (einen Antrag stellen), *révolutionner* (aufwiegeln), *sans-culotte*, *sans-culottide* (Sanskulottentag) ihre Anerkennung, barbarische oder gemeine Ausdrücke, die das Wörterbuch der französischen Sprache nicht besudeln sollten, Eintagsfliegen, die sie sind, und Ausfluß einer Art revolutionären Jargons oder Rotwelschs, nur dazu da, den Torheiten und Verbrechen des revolutionären Regiments zum Ausdruck zu dienen ... Soll ich“, fährt er hitzig fort, „aus den abscheulichen Artikeln des Wörterbuchs Wörter zitieren wie *fournée*, ein weibliches Hauptwort, das die Karrenladungen der zur Guillotine verurteilten Individuen bezeichnete, wie *guillotine*, *lanterner* (an der Laterne aufhängen), *mitraille* (Massenhinrichtung durch Kanonenfeuer), *noyade* (Massenersäufung), *septembriseur* (Septembermörder), *septembrisade* (Septembermord)?

Die Grausamkeit und Gemeinheit, die diese Ausdrücke in der Revolution Fuß fassen ließen, sollten sie aus der Gesellschaft der anständigen Leute verbannen, auf immer sind sie aus dem Wörterbuch zu tilgen, wie Blutflecken aus den Gemächern eines Palastes. Kann man das für möglich halten, daß es Gelehrten, ja Mitgliedern unserer großen literarischen Körperschaft, des Institut national de France, einfallen konnte, so abscheulichen Wörter den offiziellen Segen zu geben?“<sup>10</sup>

Ärger noch als Morellet tobte Gabriel Feydel; sein Zorn entlud sich nicht allein über den Nachtrag mit den Revolutionswörtern, sondern über das ganze Werk obbesagter Akademie überhaupt. Das Wörterbuch sei beschmutzt durch Ausdrücke aus dem „Rotwelsch der Spielhöllen, der Kaschemmen, der Kneipen und der Buhlnaben Heinrichs III. ... durch Artikel, scheußlich zu lesen, die die Friseurin einer Akademikersgattin oder das Kindermädchen eines Akademikers zu Urhebern haben ... durch Kuhmagd- und Marketenderinnenausdrücke, die mit französischer Feinheit nichts zu tun haben, würdig der Fräulein Gorgibus<sup>11</sup>, wie man sie nur in Vorzimmern aus dem Munde von Dienst.[80]boten zu hören kriegt ... durch starke Ausdrücke von Näherinnen und Barbierjungen, denen die Kundschaft vergessen hat, ein Trinkgeld zu geben ... durch den Jargon von Marktweibern, die ihren Witz zeigen wollen ... durch die Sprache von Stubenmädchen, Dirnen und Waschweibern, die dem Nationalcharakter einfach ins Gesicht schlägt ... durch Redensarten, die höchstens in den Mund eines Arbeiters gehören ... durch Redensarten von Schweinehirten, Barbieren und vom gemeinsten Janhagel, die für ein Gemüseweib passen und die man in Räuber- und Diebsnestern verfaulen lassen sollte.“<sup>12</sup> Genug an diesen Beispielen, die jedoch notwendig waren, um den Leser instand zu setzen, sich selbst ein Urteil darüber zu bilden, wie die Puristen über die französische Sprache dachten, aus der sie die Sprache aller jener Franzosen verbannt sehen wollten, die sich dem Spiele ergeben hatten oder die sich als Barbieri, Marktfrauen, Wäscherinnen, Schneider usw. ihr Brot verdienten.

Die Puristen waren in Verzweiflung: Legionen roher, gemeiner und niedriger Wörter belagerten die Festung, in der sich die feine Sprache der guten Gesellschaft verschanzt hielt, erober-

<sup>9</sup> Andre Morellet (1727-1859), französischer Enzyklopädist, war befreundet mit den großen französischen Philosophen. 1785 wurde er Mitglied der Akademie. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>10</sup> A. Morellet, Du projet de l'institut national de continuer le Dictionnaire de l'Académie française, Jahr IX (1800).

<sup>11</sup> Die Fräulein Gorgibus, die Heldinnen von Molières Lustspiel „Les précieuses ridicules“, waren ebenso ungebildet wie eingebildet auf ihre gezierte, affektierte Sprache. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>12</sup> G. Feydel, Remarques morales, philosophiques et grammaticales sur le Dictionnaire de l'Académie française. 1807

ten sie und warfen das Werk zweier Jahrhunderte aristokratischer Geistesblüte über den Haufen. Wie der Staat, die Gesellschaft, das Eigentum und die Gebräuche, so wurde auch die Sprache im Feuer der Revolution umgegossen. Die Sprachhistoriker tun dieser sprachlichen Renaissance kaum Erwähnung, die den Gebildeten in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts so viel zu schaffen machte. Sie verfallen in denselben Irrtum wie die Akademiker von 1835 und unterschätzen die Tragweite dieser plötzlichen Revolution, denn die französische Sprache blieb scheinbar „dieselbe, das heißt ebenso verständlich ... während sie bis in die ersten Jahre des Jahrhunderts Ludwigs XIV. niemals fixiert worden war; bis dahin mußten dieselben Dinge von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder in einem neuen Französisch neu geschrieben werden, das bald wieder alt wurde und aus der Mode kam. Schrieb man ein älteres Manuskript in unserer Sprache ab, so mußte man es manchmal halb übersetzen. Lange Zeit hielt man die letzte der späteren Versionen Joinvilles<sup>13</sup> für den Urtext, da sie bald so veraltet war, daß sie den Eindruck des Originals hervorbrachte.“<sup>14</sup>

Derselbe Prozeß hatte sich unter der Revolution vollzogen; neue Wörter und Ausdrücke stürmten in solcher Menge auf die Sprache ein, daß man die Zeitungen und Schriften dieser Zeit, hätte man sie den Höflingen Ludwigs XIV. verständlich machen wollen, hätte übersetzen müssen.

Nach der Revolution fand jedoch eine Reaktionsbewegung statt, [81] die feine Sprache suchte wieder ihren Einfluß auf die herrschenden Klassen zurückzuerobern und aus ihrem Schoße all die Neubildungen zu entfernen, die sich wie Diebe eingeschlichen hatten. Nach reiflicher Erwägung hüteten sich auch die kühnsten Schriftsteller ängstlich vor „den männlichen Ausdrücken *republikanischer Sprache*, die ihnen vier, fünf Jahre lang vertraut gewesen waren. Es liegt etwas in ihr, das die *monarchistische Sprache* auf immer verdunkelt.“<sup>15</sup> Mercier kündigte selbst an, er habe „aus seinem Wörterbuch, bis auf wenige Ausnahmen vielleicht, alle Wörter ausgemerzt, die auf die Revolution Bezug haben. Die meisten sind starke, kraftvolle Ausdrücke und entsprechen schrecklichen Gedanken; die meisten sind kraus und wunderlich, dem Strudel der Ereignisse angepaßt; wenn die Winde heulen und der Sturm das Schiff peitscht, so fluchen die Matrosen, aber dennoch führen sie die rettenden Manöver aus.“ Doch allen Puristen zum Trotz war die Sprachschöpfung der Revolution nicht mehr ungeschehen zu machen; die Fessel aus blankem Stahl, die die Sprache gefangengehalten hatte, war gesprengt, die Freiheit war ihr zurückerobert.

Um jedoch über die Art und Bedeutung dieser Wiedergeburt der französischen Sprache urteilen zu können, müssen wir uns erst über die Auffassung klar werden, die die Wissenschaft des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts von der Sprache hatte. Ich will daher den Leser zuerst mit den Anschauungen der damaligen Schriftsteller bekannt machen.

Im Mittelalter hausten die Adligen auf ihren Schlössern, inmitten ihrer Vasallen und Hörigen, erst die Politik der Monarchen führt sie in Paris zusammen; der König ist nun das Zentrum, das sie anzieht, und sie bilden seinen Hof. Sie verlieren, ihre alte feudale Selbständigkeit, zerreißen alle Bande, die sie mit den andern Klassen verknüpfen, und bilden eine Kaste, die sich vom übrigen Volke absondert, ihm schließlich ganz fremd wird und sich nach Versailles, der Adelshauptstadt, zurückzieht. Der Adel lebte nicht das Leben der Bourgeoisie, geschweige denn des niederen Volkes, er schuf sich seine eigenen Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen, die ebensowohl von denen der großen Mehrzahl des Volkes abwichen, wie seine Privilegien von den Rechten und Pflichten des Bürgers und Handwerkers verschieden waren; so kam es ganz von selbst dazu, daß er sich wie in der Kleidung so auch in Gebaren und Redeweise von den übrigen Bürgern unterschied. Die Sprache der Adligen, die sie wie eine unübersteigbare Mauer um sich

---

<sup>13</sup> Jean Sir de Joinville (gest. 1318), Frankreichs erster bedeutender Historiker, schrieb die Geschichte Ludwigs IX., des Heiligen. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>14</sup> Dictionnaire de l'Académie française, 6. Auflage, 1835, Vorwort.

<sup>15</sup> S. Mercier, Dictionnaire néologique, 1801, Vorwort.



auftürmten, trennte sie von den anderen Klassen, ebenso wie die Feinheit ihrer Manieren, [82] ihre zeremoniöse Etikette und selbst ihre Art, sich bei Tische zu bedienen und zu essen.<sup>16</sup>

Die gekünstelte Sprache, die den Aristokraten kennzeichnete, wurde nicht mit einem Male geschaffen wie jene Weltsprache, die Leibniz schon lange vor den Volapükisten erfunden hatte; sie wurde abgeleitet aus der Volkssprache, die Bourgeois und Handwerker, Stadt und Land sprachen. Dieser selbe Spaltungsprozeß hatte sich ehemals auch in der lateinischen Sprache vollzogen: zur Zeit des zweiten Punischen Krieges trennte sich in Rom der *sermo nobilis*, die Adelsprache, vom *sermo plebejus*, der Plebejersprache.

Die Sitten und Gebräuche der feinen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts bewirkten, daß die Zahl der Wörter in der gekünstelten Sprache, die Mercier die *monarchistische* nannte, die er besser die *aristokratische* getauft hätte, gering war. Der Adel kannte keine Beschäftigung als das Waffenhandwerk und hatte natürlich nicht das geringste Interesse daran, Ausdrücke kennenzulernen, die den verschiedenen Berufen eigen waren; daher fand man in den ersten Auflagen des Wörterbuchs der Akademie wohl zahlreiche Ausdrücke der Heraldik, während die Fachausdrücke der verschiedenen Gewerbe fast völlig ausgeschlossen waren. Diese Ausschließung war eine der Hauptveranlassungen zu dem Kampfe, den Furetière<sup>17</sup> gegen die Akademie führte.

Ich kann es größeren Gelehrten überlassen, darzustellen, wie sich allmählich die Sprache der guten Gesellschaft immer weiter entwickelte. Nur einen Punkt will ich hervorheben, auf dessen Bedeutung nicht genug hingewiesen werden kann: Es geschah durch systematisches Zurechtstutzen der *Volkssprache*, daß sich die Sprache der Schriftsteller des Zeitalters Ludwigs XIV. bildete, die im achtzehnten Jahrhundert „so verbreitet war und der lateinischen Sprache den Ruhm streitig machen konnte, die Sprache zu sein, die alle Völker in stillschweigender Übereinkunft lernen, um sich verstehen zu können.“<sup>18</sup> Diese besondere Ehre wurde der aristokratischen Sprache nur zuteil, weil Frankreich dazumal das einzige große Land in Europa war, in dem der Adel, um seinen Lehnsherren geschart, einen großen Hof bildete und es zu einer Feinheit und Eleganz brachte, die von den Aristokraten ganz Europas bewundert und nachgeäfft wurde. Die Romane von d’Urfé<sup>19</sup>, der Inbegriff aristokratischer Lebensart, drangen überall hin, sogar bis in die fernsten Winkel Norwegens.

Die Adligen, mehr Krieger als Gelehrte, „hatten nicht die törige Anmaßung und Vermessenheit etwelcher gelahrter Herren, daß unser gemein Volk solle ungeschickt sein zu aller guten Wissen-[83]schaft und Gelehrsamkeit“<sup>20</sup> ohne sich viel den Kopf zu zerbrechen, entlehnten sie ihm schlankweg die Wörter, Ausdrücke und Wendungen, die sie im täglichen Verkehr brauchten, wobei freilich kritisch gesiebt und nur eine sehr beschränkte Zahl behalten wurde: erst wenn sie gewogen und wieder gewogen, genehmigt und gestempelt waren, wurden sie für würdig erachtet, in der feinen Gesellschaft und den von ihr begönneten Werken zu zirkulieren. Die Literaten, wenigstens jene, die um die Gunst der Gesellschaft buhlten und die nach dem strengen,

---

<sup>16</sup> Frau v. Staël bemerkt, „daß die Höflichkeit, anstatt die Menschen zu vereinen, sie in Klassen trennte“. Lange Übung und ständige Überwachung aller seiner Bewegungen, Worte, Ideen und Gefühle waren erforderlich, um sich das Maß vollendeter Anmut anzueignen, zu dem es der Adel gebracht hatte, das ihn von den anderen Klassen schied und das sich bis auf den heutigen Tag in unserer Gesellschaft noch nicht ausgeglichen hat.

<sup>17</sup> Antoine Furetière (gest. 1688), französischer Lexikograph, gab ein „Wörterbuch der Wissenschaften und Künste“ heraus, das 1690 erschien. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>18</sup> Diderots Enzyklopädie, Vo. Langue française.

<sup>19</sup> Honoré d’Urfé (1568-1625), berühmt durch seinen sentimental, zierlichen Schäferroman „Astrée“, dessen fünf Bände 1610-1627 nacheinander erschienen. Der Hauptheld, der getreue Seladon, ist sprichwörtlich geworden für einen schmachtenden, zärtlichen Liebhaber. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>20</sup> Joachim Du Bellay, *La défense et illustration de la langue française*, 1549, Buch I, Kapitel I. Ausgabe von Becq de Fouquières. Du Bellay (1525-1560) war ein berühmter französischer Dichter und mit Ronsard Mitbegründer der Plejade. Vgl. Anm. 5. (Anmerkung des Übersetzers.)

aber gerechten Ausspruch eines Kritikers nur „die angenehmen Unterhalter der Gesellschaft“ waren, sahen sich gezwungen, dieser auserlesenen Sprache zuliebe die starke, aber rohe Sprache eines d'Aubigné und Montluc<sup>21</sup> aufzugeben, die man nicht mehr zu kennen vorgab.

Herausgerissen aus ihren Burgen und in Paris vereint, gaben sich die Adligen alle Mühe, ihre Krautjunker-Manieren<sup>22</sup> zu vergessen und sie gegen die Höflingssitten zu vertauschen. Das Rodeo und Lichten des dichten, kraftvollen und verschlungenen Urwaldes, als den das fünfzehnte Jahrhundert die Sprache hinterlassen, ging also Hand in Hand mit der Zurechtstufung der rohen Manieren der Feudalherren und der Verfeinerung ihres Geschmacks. Diese Abschleifung der alten feudalen Gewohnheiten und Sprechweisen ging im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vor sich in einer Unzahl von Vereinigungen, Salons, Alkoven und Damenschlafzimmern (ruelles)<sup>23</sup>, die vom Faubourg St. Germain bis in die Tiefen des Marais (des Templeviertels im Nordosten von Paris) zu finden waren und die der Grand Dictionnaire des précieuses<sup>24</sup> von Somaize mit befriedigter Genugtuung aufzählt: tonangebend war das Hotel de Rambouillet, der Mittelpunkt dieser Reform der Sprache. Anfangs fand der Adel in seinen eigenen Reihen die Lehrer, die er brauchte, er brachte auch Schriftsteller von bleibendem Werte hervor wie La Rochefoucauld, die beiden Frauen Madame de Sévigné und de Lafayette und andere, was ihm in der Folge versagt blieb. Trotzdem gesellte er sich, um sein Erziehungswerk zu gutem Ende zu führen, einen Stab von „Silbenstechern“ (regratteurs de mots) und „rabulistischen Schulfüchsen“ (pédants chicaneurs) bei, Vaugelas, Balzac<sup>25</sup>, Voiture, die Boileau in seiner „Art poétique“ auf eine Stufe mit Racine und Molière stellte, Godeau, Coëffeteau, Chapelain, den Stiefvater der „Pucelle“, der Jungfrau von Orleans<sup>26</sup>, und den Pater Bouhours, der in dem Bestreben, die Sprache zu bereichern, sie nur noch ärmer machte, und andere längst vergessene Größen: sie alle gehörten der 1635 gegründeten Akademie an und posaunten ihr edles [84] Vorhaben in alle Welt hinaus, die Sprache von „ihrem gascognischen Akzent zu befreien“ (dégasconner la langue) – das heißt, sie jeder provinziellen Frische zu berauben. Hätte Voltaire damals gelebt, er hätte sich gewiß in diese gelehrte Gesellschaft von Präziosen aufnehmen lassen; er glaubte nämlich, „es sei Corneilles Unglück gewesen, daß er in der Provinz erzogen ward, weil man zu oft sprachliche Verstöße bei ihm fände“.<sup>27</sup> Doch gab es auch Schriftsteller, die, da sie sich diesem Reinigungsprozeß des Hotels de Rambouillet und seiner Anhängsel, der

---

<sup>21</sup> Théodore Agrippa d'Aubigné (1555-1630) war Feldherr, Staatsmann, Historiker und Dichter. Er war Hugonott und Freund Heinrichs IV. Seine Dramen, ein Spiegel der Religionskriege, zeichnen sich durch prachtvolles Pathos und Gewalt und Kühnheit der Sprache aus. Seine „Histoire universelle“ (1616-1620) ist eine der wichtigsten Quellen für die Zeit Heinrichs IV. – Blaise de Montluc (1502-1577) war ein glänzender Taktiker und Militärschriftsteller. Seine Mémoires – Heinrich IV. nannte sie die Bibel des Soldaten – sind für die Kriegsgeschichte von größter Bedeutung. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>22</sup> Im Original steht Pourceaugnac, die possenhafte Bildung eines Adelsnamens aus dem Worte pourceau, Schwein, also etwa „Schweinichen“. Mr. de Pourceaugnac“, Herr von Schweinichen, ist der Titel eines Molièreschen Lustspiels, in dem – ähnlich wie im „Rosenkavalier“ der edle Ochs von Lerchenau – ein rüpelhafter Edelmann vom Lande, der sich um ein schönes, junges Mädchen bewirbt, um die Braut geprellt wird und mit langer Nase abziehen muß. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>23</sup> Ruelle, eigentlich Gäßchen, nannte man unter Ludwig XIV. die Schlafzimmer, in denen die vornehmen Damen von Geist es damals liebten, im Bette liegend Besuche zu empfangen. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>24</sup> Précieux, kostbar, gesucht, fein, gebildet. Die vornehmen Damen, die die neue Sprache schufen und sprachen, wurden précieuses (Präziosen) genannt. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>25</sup> Jean Louis Guez de Balzac (1597-1654) hat nichts gemein mit seinem genialen Namensvetter Honoré. Er war das Orakel des Hotel Rambouillet und der Akademie und übte durch seine zwar formvollendeten, aber meist leeren Schriften einen überragenden Einfluß auf die Prosa seiner Zeit aus. Vaugelas (1585-1650) war ein berühmter französischer Grammatiker, Voiture (1598-1648) ein glänzender, wenn auch frivoler Briefschreiber. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>26</sup> Er schrieb 26 Jahre lang an einem Heldengedicht über die Jungfrau von Orleans, das so jämmerlich ausfiel, daß es seinem Dichterruhm ein Ende setzte. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>27</sup> Voltaire, Dictionnaire philosophique, Vo. Langue.

Damenschlafzimmer und der Akademie, nicht unterwerfen wollten, mit den Schmeichelnamen „Lüderjahne“ (Libertins), „Schmutzdichter“, „Dichter mit Kupfernasen“ (poètes de la trogne rouge) gebrandmarkt wurden. Von feurigem Temperament, stürmischem, ungebundenem Schwunge und kecker philosophischer Überlegenheit, verschmähten sie es nicht, sich der alten, noch nicht „degasconnierten“ Sprache zu bedienen und in gutbürgerlichem, bodenständigem (pidestre) Stil zu schreiben: sie wandten sich an ein Publikum, das sich aus gebildeten Bürgerlichen und aus unerzogenen und unerziehbaren Adligen zusammensetzte.

Die Geschichte der verschiedenen Auflagen des „Wörterbuches der Akademie“ gibt uns genau den Entwicklungsgang der aristokratischen Sprache. Die ersten Akademiker, die sich in kindlichem Enthusiasmus als „Wortarbeiter“ bezeichneten, „die an Frankreichs Erhöhung arbeiten“ (ihre Nachfolger unter der Regierung Ludwigs XIV. hatten nur den einen Ehrgeiz, „alle Wörter und alle Silben unsterblich zu machen, die dem Ruhme ihres erlauchten Schutzherrn geweiht waren“), gerieten in große Verlegenheit, als es sich darum handelte, ein Verzeichnis der Sprache aufzustellen. Ihre Manier, die Wörter zu klassifizieren, hielt sie im Anfang auf: die erste Auflage des Wörterbuches der Akademie grupperte die Wörter nach Familien. Diese Art der Anordnung, die seitdem aufgegeben worden, ist neuerdings von Dr. Freund<sup>28</sup> in seinem „Gesamtwörterbuch der lateinischen Sprache“ wieder aufgenommen worden; wollte man ein systematisches philologisches Wörterbuch der französischen Sprache begründen, so mußte man wieder auf sie zurückkommen.

Die Akademiker hatten noch eine zweite, ungleich ernstere Schwierigkeit zu überwinden: es waren die Wörter auszulesen, denen man die Ehre angedeihen lassen konnte, im Wörterbuch zu figurieren. Nach langem Hin und Her wurde entschieden, es seien nur Ausdrücke zulässig, die durch Schriftsteller von Ruf offiziell eingeführt seien, und zu diesen bekannten Schriftstellern zählten natürlich in erster Linie die Akademiker selber; indes [85] waren zwei, die soeben selig verblichen waren, als völlig Unbekannte gestorben. In der Liste der auserwählten Schriftsteller, die ihnen das Material liefern sollten, prangten Namen wie Amyot, Montaigne, Desportes, Charron, die Königin Margarete, Ronsard, Marot und andere, aber sie bemerkten bald, daß jene Schriftsteller trotz ihres Wortüberschwanges eine unendliche Menge von Wörtern und Ausdrücken nicht gebraucht hatten, die im Verkehr des täglichen Lebens unentbehrlich waren; sie mußten wohl oder übel reuevoll zur Umgangssprache zurückkehren, wollten sie nicht ein bloßes Verzeichnis der Wörter berühmter Schriftsteller geben, die, wie Pellisson<sup>29</sup> sagte, „in ein paar Jahren Barbaren wurden“, sondern das Wörterbuch der Sprache ausarbeiten. Die erste Auflage ist weit mehr Entwurf als wirkliches Lexikon.

Als es sich um die Vorbereitungen zur zweiten Auflage von 1717 handelte, stolperten die Akademiker über eine neue Schwierigkeit. Der Adel schuf ebenso wie die Leute aus dem Volke Argotausdrücke<sup>30</sup> wie zum Beispiel *sabler le vin* (den Wein hinuntergießen), *battant l'œil* (Morgenhäubchen), *falbala* (Falbel, Volant), *fichu* (Halstuch), *ratafia* (Branntwein); sollte man solchen Ausdrücken das Recht auf Einreihung ins Wörterbuch verleihen? Nach langem Schwanken kamen die Akademiker zu dem Urteil, „daß ein Wort, sobald es in der Sprache eingebürgert ist, sich auch das Heimatsrecht im Wörterbuch erworben hat; oft könne man eher ohne das Ding auskommen, das ein Wort bedeute, als ohne das Wort, das zu seiner Bezeich-

---

<sup>28</sup> Wilhelm Freund (1806-1894), Philologe und Organisator israelitischer Gemeindeschulen, gab 1844-1845 das oben erwähnte Wörterbuch heraus. Bekannt und bei allen Gymnasiasten beliebt machte er sich durch die Fabrikation seiner vielberufenen Übersetzungen und Präparationen zu den Schulklassikern. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>29</sup> Paul Pellisson (1624-1693), Akademiker, der die Geschichte der Akademie schrieb. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>30</sup> Argot, ursprünglich gleich „Rotwelsch“ oder „Gaunersprache“, nachher überhaupt gleich „Kunstsprache, Jargon eines Gewerbes oder einer Klasse“; so *argot des coulisses* – Theaterjargon und anderes. (Anmerkung des Übersetzers.)

nung erfunden worden sei, so bizarr das auch erscheinen mag<sup>31</sup>. Voltaire, Aristokrat bis in die Spitze seiner Feder, kannte solche Bedenken nicht: „Was dem Adel der Sprache schadet, sind nicht die Sprachfehler der guten Gesellschaft ... Das ist vielmehr die affektierte Vorliebe mitelmäßiger Autoren, von ernstesten Dingen im Konversationston zu plaudern.“<sup>32</sup> Die Akademiker von 1717 stellten in ihrem Vorwort die Regeln auf, die jedem Lexikographen hätten zur Richtschnur dienen sollen. „Es scheint“, heißt es da, „unter den Wörtern einer Sprache eine Art Gleichheit zu bestehen wie unter den Bürgern einer und derselben Republik und wie der gemeine Soldat und der kleinste Handwerker ebensogut Bürger sind wie der General und der Bürgermeister, ungeachtet ihrer verschiedenen Beschäftigungen, so sind auch die Wörter, die zur Bezeichnung der gemeinsten, verächtlichsten Dinge dienen, ebensogut französische Wörter und nicht weniger französisch als die Worte ‚Gerechtigkeit‘ und ‚Tapferkeit‘, wenn diese auch die ersten Tugenden bezeichnen.“ Ein Jahrhundert später, 1817, dreiundzwanzig Jahre nach der Revolution, hätten [86] diese Akademiker keine solche Sprache mehr geführt: aber um nicht das Andenken der Akademie mit der Beschuldigung demagogischer Theorien zu beschweren, wollen wir schleunigst hinzusetzen, daß die Akademie damit nicht etwa beabsichtigte, ihr Wörterbuch volkstümlichen Redensarten zu erschließen, sondern daß sie nur den „bizarren Ausdrücken“ der guten Gesellschaft Zugang gewähren wollte, mochten sie auch zuweilen nach Kneipe und Bordell duften. Zu Richelieus und Mazarins Zeiten suchte der Adel, der sich noch nicht ganz in die Lebensweise der feinen Welt zu schicken wußte, gern die lockere Gesellschaft der „Lüderjahne und kupfernasigen Dichter“ auf, um sich von den Strapazen der feinen Sitte und der Langeweile der Etikette zu erholen und in den Kneipen von der offiziellen Würde auszuruhen. Wenn aber die Akademie sehr gewagte Worte der Adligen aufnahm, konnte der Dichter La Fontaine, der ständig an den Sitzungen teilnahm, doch nicht die Aufnahme der ihm bekannten Wörter durchsetzen, die er bei Marot und Rabelais gefunden hatte.

Das Vorwort zur dritten Auflage (1740) zeigt, wie sehr sich inzwischen die Sachlage geändert hat: die feine Sprache ist in Gefahr, strengste Wachsamkeit tut not. Die Akademie denkt nicht mehr daran, alle Wörter zum Range gleichberechtigter Bürger einer Republik zu erheben; im Gegenteil, sie erklärt, „sie habe es stets für nötig befunden, ihr Wörterbuch auf die Umgangssprache zu beschränken, die die feine Welt spricht und die unsere Redner und Dichter gebrauchen“. Sie entwickelte ganz unverhohlen ihre aristokratische Auffassung von der Sprache, die nicht die der Bürger und Handwerker, sondern die der guten Gesellschaft und der von ihr protegierten Schriftsteller sei. Die Akademie, die sich einbildete, „die Sprache gehöre ihr wie die Barbierkunst den Barbieren“ (Furetière), näherte sich Bossuets Ideal, der wünschte, „eine ständige souveräne Körperschaft solle eingerichtet werden, deren auf die Billigung des Publikums (soll heißen des Hofes) gestütztes Ansehen die Ungereimtheiten des Sprachgebrauches unterdrücken und seine Ausschweifungen im Zaume halten könnte“. Daher erklärte auch die Vorrede zur dritten Auflage, „da anständige Leute sich hüteten, Ausdrücke zu gebrauchen, die ihnen die Erregung eingegeben oder die die Schamhaftigkeit verletzten, so habe man solche Worte von der Aufnahme ausgeschlossen“. Noch nicht zufrieden mit diesem Ausschließungsdekret, legten die Akademiker zum erstenmal die Wörter fest, die poetischer und gehobener Stil gebrauchen dürfe, und jene, die für den Hausgebrauch reserviert blieben. Man dachte im achtzehnten Jahrhundert, die Sprache habe ihre [87] höchste Vollendung erreicht und müsse nun fixiert werden; die Akademie war das Priesterkollegium, das ihren Kultus zu besorgen hatte. Frankreich ist das einzige Land, das es zur Errichtung einer tyrannischen akademischen Zensur der Sprache gebracht hat; aber der Wunsch danach regte sich auch anderwärts. Ein irischer Schriftsteller, der durch die Kühnheit seiner Gedanken und seiner Sprache den guten Bossuet noch mehr erschreckt hätte als etwa das Erschei-

<sup>31</sup> Vorwort zur zweiten Auflage des Dictionnaire de l'Académie.

<sup>32</sup> Voltaire, Dictionnaire philosophique, Vo. Langue.

nen Beelzebubs, Jonathan Swift, machte den Vorschlag, der sich gerade aus seiner Feder mehr als sonderbar ausnimmt, eine Akademie zu begründen, um die englische Sprache im Zaume zu halten und zu fixieren, eine Menge Ausdrücke auszumerzen, andere zu verbessern, wieder andere von den Toten aufzuerwecken. „Kein Wort, das von dieser Gesellschaft sanktioniert wird, darf in der Folge veralten und verworfen werden.“<sup>33</sup> Voltaires Freund, der Große Friedrich, verfaßte eine deutsche Grammatik, um die Sprache seines Volkes ebenso von oben herab zu regeln und zu drillen wie die Übungen seiner Soldaten.

Du Bellay erkannte an, daß „die Volkssprache aufs beste geeignet sei, die schwere Last menschlicher Begriffe zu tragen“, wenn sie auch „wie Gras und Kräuter und Bäume von selbst entstanden ist“.<sup>34</sup> Aus dieser ungehobelten Volkssprache suchten die Schriftsteller des Hotels Rambouillet und der Akademie eine geglättete Sprache herauszudestillieren, ledig jeder volkstümlichen Wendung, aller naiven Ausdrücke und gemeinen Redensarten. Mit diesem Versuch konnten sie nur Erfolg haben, wenn sie sich aufs angestrengteste mühten, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

Ihre langen und langweiligen Erörterungen über die Wörter, ja selbst über die kleinen Partikel mögen nichtssagend und kindisch erscheinen und auch lächerlich gemacht werden, sie zeugen trotz alledem von dem ernstesten, bedächtigen Eifer, der die Schöpfer der aristokratischen Sprache beseelte.

Einmal der Willkür und Phantasie des einzelnen entzogen und eingezwängt in zahllose genaue grammatikalische Regeln, konnte die Sprache der guten Gesellschaft, die nun endgültig festgelegt war, durch Bücher verbreitet und durch Erziehung eingepaukt werden. Wenn auch ein künstliches Gebäu, wurde sie doch damals zur nationalen Sprache der Aristokratie, der herrschenden Klasse. Im Wesen der Versailler Höflinge trat sie so sehr in den Vordergrund, daß es ihnen ebenso unmöglich erschien, die Volkssprache zu sprechen, als die groben, dunklen Kleider der Bürger und Handwerker anzuziehen, die sie von ihren Karossen [88] aus sahen, wenn sie wie toll durch Paris jagten, um sich zu Hofe zu begeben.

Im achtzehnten Jahrhundert verschob sich der soziale Schwerpunkt, er kehrte von Versailles nach Paris zurück, die Volkssprache, von deren Existenz der Adel vielleicht eine dunkle Ahnung haben mochte, die für ihn aber nicht in Betracht kam, fand nun Gelegenheit, sich zu befestigen: ihre Wörter und Ausdrücke drängen sich in die feine Sprache ein zur selben Zeit, als die Finanz und die reiche Bourgeoisie ihren Einzug in die Salons und die Adelsfamilien hält, deren Wappenschilder sie neu vergoldet. Sorglos lachte der Adel über diese Sprachrevolution und über die Anmaßungen der Parvenüs, die linkisch sein Benehmen nachzuäffen strebten: so blindlings vertraute er auf die ewige Dauer seiner Gerechtsame und Privilegien, daß ihm seine soziale Vormachtstellung unerschütterlich erschien; und ebenso unerschütterlich das Sprachgebäude, das im Hotel Rambouillet begonnen und von den Schriftstellern unter Ludwig XVI. zur höchsten Vollendung geführt worden war.

Die Literaten dagegen, die sich als Erhalter der Sprache des großen Jahrhunderts fühlten, standen der drohenden Sprachrevolution nicht so sorglos gegenüber wie der Adel; ihre Befürchtungen, die Sprache möchte durch die Berührung mit der Volkssprache beschmutzt werden, ihre Anklagen und Beschimpfungen, ihre Wut gegen familiäre, gewöhnliche Ausdrücke lassen die so unendlich oft verspotteten Lächerlichkeiten der Preziösen weit hinter sich. Die Preziösen des siebzehnten Jahrhunderts – zu ihnen sind auch die Schriftsteller des Port Royal<sup>35</sup> zu zählen, ebenso

---

<sup>33</sup> Jonathan Swift, A proposal for correcting, improving and ascertaining the English tongue in a Letter to the lord high treasurer.

<sup>34</sup> Du Bellay, a. a. O.

<sup>35</sup> Port Royal des Champs, ein altes Zisterzienserkloster in der Nähe von Versailles, war der Hauptplatz des *Jansenismus*, einer katholischen Oppositionspartei gegen die Jesuiten und das von den Jesuiten beherrschte

wie ihre Gegner, die Jesuiten, die ihnen „die einförmige Schwere ihrer langen Satzgebäude und ihrer veralteten Ausdrucksweise“ vorhielten – waren auf ihre Art auch schöpferisch tätig, ihre strenggebaute, durchsichtige, geglättete Sprache nimmt einen Ehrenplatz in der französischen Literaturgeschichte ein. Die Literaten des achtzehnten Jahrhunderts hielten dagegen nur Krankenwacht bei einer Sterbenden, deren Leben sie durch akademische Beschlüsse zu verlängern trachteten.

Hätten sich die Adligen zum Schutze der Sprache des Zeitalters Ludwigs XIV. erhoben, man könnte es verstehen; sie war ihre Muttersprache, in ihr hatten sie ihre ersten Worte gestammelt, in ihr dachten und fühlten sie. Aber sie ließen sich darum keine grauen Haare wachsen: in der revolutionären Epoche waren es gerade aristokratische Blätter und Schriften, die den Marktweiberstil in Mode brachten. Jene Schriftgelehrten dagegen, die als feurige Drachen der Grammatik und des guten Stiles die Königin aller Sprachen hüteten, hatten sie nicht mit der Muttermilch [89] eingesogen, sondern die Rute ihrer Lehrer hatte sie ihnen in der Schule eingebleut. In der Akademie, die manchmal mehr Adlige als Gelehrte aufzuweisen hatte, unterwarfen sie sich ihrer Disziplin und sprachen sie die Sprache der guten Gesellschaft; zu Hause, im täglichen Verkehr sprachen sie nur die Volkssprache, sie schrieben sie in ihren Privatbriefen, während sie die andere nur brauchten, um ihre Elegien, Tragödien und Oktavbändchen in die Welt zu setzen. Wie die Pedanten, von denen Du Bellay spricht, „vermeinten sie nichts Gutes zu schreiben, wenn es nicht in fremder Zunge und unverständlich gemeinem Volk geschah“. „Ich zweifle nicht daran“, sagte Diderot, „daß wir bald wie die Chinesen eine Sprech- und eine Schriftsprache haben werden.“ Die Spaltung war so vollkommen, daß die Schriftsteller ständig in der größten Sorge waren, sie könnten aus Versehen einmal eine familiäre Wendung gebrauchen; im Handwerk wohl-erfahrene Leute wie Voltaire schrieben überhaupt nur mit dem Ellenbogen auf Wörterbuch und Grammatik, um sich auch nicht den kleinsten Schnitzer zuschulden kommen zu lassen.

Das Vorwort zum „Wörterbuch der Akademie“ von 1835 zahlt Voltaire den gebührenden Zoll und erinnert daran, „daß er ein bewundernswerter und schier ängstlicher Hüter der Sprache war“. Diesen ungestümen, geistvollen Frondeur muß man studieren, will man die Lächerlichkeiten der Präziösen des achtzehnten Jahrhunderts kennenlernen.

„Nach manchen Behauptungen könnte man wirklich glauben“, ruft Mercier, „daß man in Frankreich erst zu schreiben angefangen habe, da Boileau und Racine zur Feder griffen; daß es vor ihnen nicht Geist noch Urteilskraft, noch Stil gab ... Geht nur, ihr Schöngelster, bleibt unwissend und berauscht euch an eurer eleganten und nichtssagenden Ausdrucksweise, gemischt aus französischen Versen und der Prosa der Schulstube.“

Man könnte geneigt sein, das für eine vorübergehende Laune dieses unruhigen, fahigen Kopfes zu halten; aber nein, er wollte gar nicht schlecht von den Anschauungen der Präziösen sprechen; ergab nur genau die Anschauungen der Puristen wieder. Man höre nur Voltaire, der doch immer als Widerspiel aller Schulfuchserie gegolten hat: „Die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts war weder edel noch genau. Der Geist der Unterhaltung war aufs Scherzen gerichtet, die Sprache wurde reich an lächerlichen und naiven Ausdrücken, während sie an edlen, wohlklingenden verarmte ... Darum allein hatte Marot kein Glück im ernsten Genre, darum vermochte Amyot Plutarchs Feinheiten nur in naiver Weise wiederzugeben. Das Französische gewann an Kraft unter Montaignes Feder, aber es fehlt ihm noch an [90] Schwung und Wohlklang ... Edler und klingender wurde die Sprache mit der Gründung der französischen Akademie.“<sup>36</sup> Andernortes schließt er: „Seit die Franzosen sich zu schreiben vermaßen,

---

Papsttum. Glänzende Talente traten für ihn ein, allen voran Blaise Pascal (1623-1662), der in seinen berühmten „Provinzialbriefen“ die laxen Moral und Kasuistik der Jesuiten mit ebensoviel Witz wie sittlichem Pathos geißelte. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>36</sup> Enzyklopädie, Vo. Français.

ist kein Buch in gutem Stil herausgekommen bis zum Jahre 1656, wo die ‚Provinzialbriefe‘ (von Blaise Pascal) erschienen.<sup>37</sup> Noch exklusiver zeigte sich Victor Hugo (1824): „Boileau teilt mit unserem Racine das Verdienst, die französische Sprache festgelegt zu haben“ (Vorwort zu den ‚Nouvelles Odes‘).

Wenn Voltaire und die Präziösen die alte Sprache so ungeschlachtet, so roh und so häßlich klingend fanden, so waren dagegen die besten Schriftsteller der Zeit Ludwigs XIV. über den Verlust dieser alten Sprache untröstlich. „Es will mich bedünken“, schreibt Fénelon in seinem „Brief über die Beredsamkeit“ an die Akademie, „daß man in dem Bestreben, die Sprache zu reinigen, sie eingezwängt und ärmer gemacht hat, ... man sehnt sich nach der alten Sprechweise zurück, wie man sie bei Marot, Amyot und dem Kardinal Ossat findet: sie hatten etwas Kurzes, Ungekünsteltes, Kühnes, Lebhaftes und Leidenschaftliches.“

Selbst Racine beklagte sich, „er fände in Amyots Stil eine Anmut, die er ihm in der neumodischen Sprache kaum nachmachen könne“. (Vorwort zum ‚Mithridate‘.) Diderot, ein weißer Rabe, tadelte „jene affektierte Noblesse, die uns aus unserer Sprache eine ganze Menge kraftvoller Ausdrücke ausmerzen läßt ... Durch allzuviel Verfeinern haben wir unsere Sprache arm gemacht; da wir oft nur ein Wort für einen Gedanken besitzen, so lassen wir lieber die Kraft eines Gedankens verblassen, als daß wir keinen ‚edlen Ausdruck‘ dafür gebrauchen. Wieviel Worte haben wir nicht verloren, die wir mit Freuden bei Amyot und Montaigne wiederfinden! Der gute Stil hat sie zuerst deshalb verstoßen, weil sie im Volk gebräuchlich waren; das Volk selbst, das auf die Dauer ja immer der Affe der Großen ist, wollte sie dann selbst nicht mehr aufnehmen, und so wurden sie vergessen.“ Voltaire hielt ihm entgegen: „Verschiedene Leute haben geglaubt, seit Amyots Zeiten sei die französische Sprache verarmt; man stößt ja wirklich bei diesen Autoren auf so manchen Ausdruck, der nicht mehr zulässig ist; aber das sind zum größten Teil familiäre Ausdrücke, die durch gleichbedeutende ersetzt worden sind. Die Sprache ist reicher geworden an edlen, kraftvollen Ausdrücken.“<sup>38</sup>

Racine, der später die Zielscheibe der Romantiker wurde, war der Greuel des Hotels Rambouillet gewesen: man machte ihm zum Vorwurf, er habe seine Sprache nicht genug gereinigt, er gebrauche „familiäre bürgerliche Redensarten, gemeine platte [91] Ausdrücke“. Voltaire nahm hundert Jahre später diese Beschuldigungen auf eigene Faust wieder auf. Um die ganze Kleinlichkeit und Tadelsucht seiner Kritik darzutun, hier einige Verse Racines, die Voltaire „familiär und bürgerlich“ fand:

„... de si belles mains  
Semblent vous demander l’empire des humains –

... so schöne Hände  
Scheinen von euch die Herrschaft über die Sterblichen zu fordern.“ (Berenice, II, 2.)

Crois-tu, si je l’épouse,  
Qu’Andromaque en son cœur n’en sera point jalouse? –

... Glaubst du, daß, wenn ich ihn heirate,  
Andromache im Herzen nicht eifersüchtig sein wird?“ (Andromaque, II, 5.)

„Tu vois que c’en est fait, us se vont épouser –  
Du siehst, die Sache ist im reinen, sie werden sich heiraten.“ (Bajazet, III, 3.)

In Wirklichkeit sind Berenikens Hände, die ein Reich zu fordern scheinen, von ausgesuchter Geschraubtheit, mögen auch die Verse aus „Andromache“ und „Bajazet“ gewöhnlich sein. Aber diese Reinigungswut ging so weit, daß der Verfasser des „Candide“ (Voltaire) es wagte,

<sup>37</sup> Dictionnaire philosophique, Vo. Style.

<sup>38</sup> Enzyklopädie, Vo. Français.

die einfache, kraftvolle Ausdrucksweise folgender bedeutender Gedanken „trivial, gemein und eines Pascal unwürdig“ zu finden:

„126. Das Beispiel von Alexanders Keuschheit hat nicht so viele Enthaltene als das seiner Trunksucht Säufer gezeitigt. Man schämt sich nicht, ebenso lasterhaft zu sein wie er.“

„104. Das ist wunderbar; man will nicht, daß ich einen Mann ehre, der mit Brokat angetan und von sieben bis acht Lakaien gefolgt ist. Und doch! Er wird mir Prügel geben lassen, wenn ich ihn nicht grüße. Sein Kleid ist eine Macht: nicht ebenso ist es mit einem gesattelten, gezäumten Pferde gegenüber einem andern.“<sup>39</sup>

Frau von Staël schien zu glauben, man könne die Literatur erneuern, ohne an die Sprache zu rühren; in Voltaires Augen sind beide dagegen so eng miteinander verbunden, daß jede Veränderung der einen notwendig eine entsprechende der andern Gefolge hat: wenn er sich zum eifersüchtigen Hüter der Sprache aufwirft, so greift er auch die literarischen Neuerer wütend an, die sich zur Rechtfertigung ihrer Bestrebungen auf Shakespeare berufen. Seine Kampagne gegen das größte dramatische Genie, das die Menschheit seit Aischylos hervorgebracht hat, verdient wirklich studiert zu werden: sie ist bezeichnend dafür, wie es in den Köpfen zu jener Zeit aussah, und kann als [92] Vorpostengefecht zu dem großen Kampfe angesehen werden, den Klassiker und Romantiker nach der Revolution gegen Racines und Shakespeares Werke eröffneten.

Als der Sekretär der königlichen Bibliothek 1776 die Veröffentlichung der ersten französischen Shakespeareübersetzung ankündigte, da zitterte der Patriarch von Ferney (Voltaire) für die Tragödie und die Sprache. Kannte er doch „das Untier“ nicht vom bloßen Hörensagen wie seine romantischen Verehrer, sondern er hatte Shakespeare gelesen und geplündert: die Schriftsteller, die bis dahin sorglos ihre Regeln durchbrochen hatten, konnte man mit Achselzucken abtun; aber dieser „Barbar“ war Manns genug, gefährlich zu werden: um jeden Preis war dieser böse Geist aus Frankreichs Literatur zu bannen wie einst die Wörter eines Montaigne, De la Noue und Rabelais aus seiner Sprache.

Voltaire war außer sich vor Angst, er schrieb aus der Schweiz an die Akademie gegen „Gilles Shakespeare“ und seinen Übersetzer „Pierrot Letourneux“<sup>40</sup>; er glaubte sie dadurch treffen zu können, daß er ihre Namen lächerlich machte. Ein Brief von Voltaire war ein Ereignis, ein Tag ward bestimmt, um ihn in öffentlicher Sitzung zu verlesen, der 25. August. Voltaire tat sein möglichstes, um die Verlesung eindrucksvoll zu gestalten: er lud seine Freunde ein, sich einzufinden „als gute Franzosen und Hüter des guten Geschmacks“.<sup>41</sup> Er rät d'Alembert, „die Königin und die Prinzessinnen zu veranlassen, unsere Partei zu ergreifen ... Die Königin liebt das tragische Theater, sie unterscheidet zwischen gutem und schlechtem Geschmack, als ob sie ‚von Milch und Honig lebte‘ (Jesaia VII, 15), sie wird die Stütze des guten Geschmacks sein.“

D'Alembert bekam den Auftrag, den berühmten Brief zu lesen; er überschüttete ihn mit guten Ratschlägen über die Art, anstößige Stellen aus Shakespeare vorzutragen, sie zu verblümen, wenn sie die Zuhörer allzusehr verletzen. „Das Drollige bei der Geschichte besteht in dem Gegensatz der wundervollen Stücke Corneilles und Racines zu den Ausdrücken von Saumenschern und Fischweibern, die der göttliche Shakespeare seinen Helden und Heldinnen fortwährend in den Mund legt ... Man kann nicht Dinge im Louvre aussprechen, die Shakespeare so leichthin vor der Königin Elisabeth sagen ließ.“<sup>42</sup> Man sieht, Voltaire genierte sich durch-

<sup>39</sup> Voltaire, *Dernières remarques sur les „Pensés“ de Pascal*. Ausgabe von Garnier. Band XXXI.

<sup>40</sup> Ein unübersetzbares Wortspiel: Voltaire verhunzt die Vornamen Shakespeares und seines Übersetzers, William oder französisch Guillaume zu „Gilles“ gleich Hanswurst und Pierre zu „Pierrot“, was ungefähr dasselbe bedeutet. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>41</sup> Brief an Herrn de Vaines, so. August 1776, Band 50, *Correspondance*, Ausgabe von Garnier.

<sup>42</sup> *Correspondance de Voltaire*. Brief vom 13. August, Band 50, Ausgabe von Garnier.



aus nicht in seinen Privatbriefen; in seinen Romanen und Geschichten hatte er sich sehr unartige Freiheiten mit der erhabenen Sprache und dem guten Geschmack herausgenommen. D'Alembert antwortete ihm: „Shakespeare oder Racine, einer von beiden muß auf dem Platze bleiben, ... leider [93] gibt es unter den Literaten sehr viel Ausreißer und falsche Brüder; aber die Ausreißer werden gefangen und gehangen werden. Mich ärgert nur, daß die Früchte dieser Gehenkten nichts taugen, denn sie sind sehr mager und trocken.“<sup>43</sup> Tatsächlich waren die Schriftsteller, die vor der Revolution gegen die Tragödie und das Wörterbuch der Akademie Stellung genommen hatten, bloße Freischärler, denen Glück und Ruhm nicht hold waren.

Voltaire kann es sich in seinem Briefe an die Akademie nicht versagen, Shakespeare die Rede des besoffenen Türstehers zum Vorwurf zu machen, der von den „Buhlerei befördernden und dämpfenden“ und den harntreibenden Wirkungen des Trinkens spricht; es liegt ja allerdings etwas in dieser Stelle, was die ach so keuschen Ohren dieses Jahrhunderts verletzen mußte.<sup>44</sup> Racine hatte sich in seinem Meisterwerk „Les plaideurs“ (Die Prozeßsüchtigen) getraut, eines der Worte fallen zu lassen, die jener Macbethsche Pförtner gebraucht; doch diese Sünde war verzeihlich, denn es handelte sich hier um kleine Hündchen. Man mußte schon auf Scarron und Rabelais zurückgehen, wollte man einen derartig freien Ton wiederfinden, wie ihn selbst die modernen Naturalisten noch nicht anzuschlagen gewagt haben. Es ist also zu verzeihen, wenn Voltaire sein Angesicht verhüllt und Zeter schreit. Shakespeare geht hier und noch an manch anderer ergötzlichen Stelle tatsächlich weit über das hinaus, was aristokratischer und kapitalistischer Geschmack dulden kann.

Aber Voltaire nahm nicht allein an den Worten eines Trunkenholdes Anstoß, sondern sogar an der Antwort einer Schildwache: „Keine Maus rührt sich.“ (Hamlet, I, 1.) „Ja, ja, Verehrtester“, fuhr der literarische Großinquisitor gegen den unglückseligen „Pierrot“ Letourneux fort, „ein Soldat kann so antworten, wenn er auf der Wache steht, aber nicht auf der Bühne, vor den allerhöchsten Persönlichkeiten der Nation, die sich erhaben ausdrücken und vor denen man sich ebenso auszudrücken hat.“ Nun, daß ein Soldat eine Maus beim Namen nennt, mag noch hingehen, aber unerträglich erscheint es, daß Heinrich V. von England zu Katharina, der Tochter Karls VI., Königs von Frankreich, also spricht: „Wahrhaftig, wenn Ihr mich Euretwegen zum Verse machen oder Tanzen bringen wolltet, Kätchen, so wäre ich verloren. Für das eine habe ich weder Worte noch Maß; und für das andere habe ich nicht die richtige Stärke im Maß, jedoch ein richtiges Maß von Stärke“ (Heinrich V., V, 2); und ebenso unerträglich, daß Hamlet im Gedanken an die Ehe, die seine Mutter einen Monat nach dem Tode seines Vaters geschlossen, ausruft: „Schwäche, dein Name ist Weib! Was, nicht einen kurzen Monat warten! Ehe sie noch die Schuhe abgenutzt, mit denen sie in dem [94] Leichenzug meines Vaters gegangen! O Himmel! Die vernunftlosen Tiere hätten länger getrauert!“ (Hamlet, I, 2. Die Übertragung gibt hier nicht direkt die Worte Shakespeares, sondern die der Voltaireschen Übersetzung wieder.)

Könige und Königinnen, wenn auch nur auf der Bühne, wie einfache Sterbliche sprechen zu lassen, das ging dem Vater der „Pucelle“ doch über die Hutschnur. Frau du Deffand sagte nach ich weiß nicht welcher Tragödie von Voltaire: „Er übt sich in jedem Genre, auch im langweiligen.“ Der Brief an die Akademie überbietet alles: er, der vollendete Schriftsteller, verirrt sich in dieser Apostrophe bis ins Grotteske: „Urteilt jetzt, ihr Höfe Europas, Akademiker aller Länder, ihr Leute von Bildung und Geschmack in allen Staaten. Ja, mehr noch, ich wage es, die Königin von Frankreich und die Prinzessinnen zu Richtern aufzurufen, die als

---

<sup>43</sup> Correspondance de Voltaire, Brief von d'Alembert vom 20. August, Bd. 50

<sup>44</sup> Macbeth (2. Akt, 3. Szene). Auch Schiller war die Szene zu derb, er legt in seiner Übersetzung anstatt ihrer dem Pförtner einfach frommes Morgenlied in den Mund (II, 5). Bürger, der sonst nicht gerade allzu zart besaitet war, ließ in seiner Übertragung des Macbeth den ganzen Passus aus, da er für die Bühne schrieb. Vergleiche seine Vorbemerkung zu seiner Übertragung. (Anmerkung des Übersetzers.)

Töchter so vieler Helden wissen, wie Helden sprechen.“<sup>45</sup> Die Töchter Ludwigs XV. wußten, wie ihr Vater mit seinen Mätressen sprach. Der Verfasser der „Henriade“ vergaß ganz, daß sein Held Heinrich IV. zu einer Zeit lebte, in der die Menschen ebenso sprachen und handelten wie die Personen, die Shakespeare so lebenswahr auf die Bühne brachte, und daß dieser Heinrich ähnliche und noch viel saftigere Reden führte, darob sich die Prinzessinnen der Zeit Ludwigs XV. noch ganz anders entsetzt hätten.

Aber nicht nur um die Sprache der Tragödie war Voltaire in Sorge; nicht nur sie wollte er vor dem Einbruch familiärer Wörter und volkstümlicher Redewendungen schützen: nein, auch die Sprache der Wissenschaft, die Zeitungs- und sogar die Unterhaltungssprache. Ganz zweifelt sagt er: In unseren neuen philosophischen Büchern kann man lesen, es sei nicht nötig, de faire en pure perte les frais de penser (sich ganz ohne Zweck in die Kosten des Nachdenkens zu stürzen), die Sonnen- und Mondfinsternisse seien en droit d’effrayer le peuple (könnten billigerweise das Volk erschrecken), Epikurs Äußeres sei à l’unisson de son âme (stehe im Einklang mit seiner Seele), und tausend andere derartige Ausdrücke, die des Lakaiens in den „Précieuses ridicules“ würdig sind ... In Zeitungen steht zu lesen: „Wir haben erfahren, daß die Flotte am 7. März unter Segel gegangen ist und die Scilly-Inseln umschiff hat (doubler les Sorlingues).“ – Alles vereinigt sich, eine so weitverbreitete Sprache zu korrumpieren ... Die Kaufleute führen ihre Geschäftsausdrücke in die Konversationssprache ein und sagen, daß England „eine Flotte armiert“, „wohingegen“ Frankreich „seine Schiffe ausrüstet“.<sup>46</sup> Dieser letzte Schmerzensschrei ist charakteristisch für die Sprache, die die „lächerlichen Präziösen“ des acht-[95]zehnten Jahrhunderts zu schützen trachteten: sie ächteten alle Wörter und Ausdrücke, die im Laden und in der Werkstatt das Licht der Welt erblickt hatten.

Armer Voltaire! Seine Besorgnisse waren durchaus nicht übertrieben, die Volkssprache schlug doch wieder durch, die die großen Schriftsteller nicht in den Hintergrund hatten drängen können, mochten sie sich auch nur des künstlichen Elaborats bedienen, das das Hotel Rambouillet ausgekocht hatte. Man begann wieder, wie er jammerte, „Tragödien im Allobroger-(Flegel-)stil zu schreiben ... Für Sprachschneider und barbarische Wendungen für den lächerlichsten Bombast ist seit einiger Zeit das Gefühl verlorengegangen, denn die geheimen Zusammenrottungen und die läppische Begeisterung des Pöbels führen zu einer Trunkenheit, die völlig unempfindlich ist.“ Er prophezeite für eine nahe Zukunft den Untergang des guten Geschmacks und der Sprache „durch diese westgotischen, vandalischen Werke ... Dieses Unglück bricht für gewöhnlich nach den Jahrhunderten der höchsten Vollendung herein. Aus Furcht, Nachahmer zu sein, gerieten die Künstler auf Abwege; sie entfernen sich von der schonen Natur, die ihre Vorgänger umfaßt hielten ... Das neuerungssüchtige Publikum läuft ihnen nach ... Der Geschmack geht verloren, wir sind von Neuerungen umgeben, die einander jagen und auslöschen. Der gute Geschmack ist ein Schatz, den einige gute Geister fern von der Menge hüten.“<sup>47</sup>

---

<sup>45</sup> Lettre de M. de Voltaire à l’Académie française, verlesen am 25. August 1776, Ausgabe von Garnier, Band 19, Vermischtes.

<sup>46</sup> Voltaire, Dictionnaire philosophique, Vo. Langue. – Voltaire spielt hier mit schwer übersetzbaren Ausdrücken. Er stellt das unfranzösische, aus dem Englischen übernommene: armer une flotte (englisch to arm a fleet) dem richtigen équiper les vaisseaux gegenüber. Auch der Hieb, der in dem „wohingegen“ liegt, ist deutsch nicht wiederzugeben, denn das französische par contre wird nur familiär und als kaufmännischer Geschäftsausdruck gebraucht, worob Voltaires feines Sprachgefühl natürlich eine Gänsehaut überläuft. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>47</sup> Voltaire, Dictionnaire philosophique, Vo. Goût. – Gustave Rodolphe Boulanger (1824-1888), der berühmte Maler, veröffentlichte gelegentlich der Ausstellung von 1885 ein Schriftchen, betitelt: „A nos élèves“(Unseren Schülern), in dem er das Abgehen von der erhabenen Art der Kunst beklagt. Für ihn sei Jules Bastien-Lepage (1848-1884) nur eines der betörten Opfer des „Naturalismus“, des *Impressionismus*, um im Argot zu reden, „der glaubt, die Unfähigkeit und die Faulheit zu verherrlichen ... Das schwerste Symptom des Unheils, das uns bedroht, ist die Sucht nach Originalität.“ Ich will Boulanger durchaus nicht mit Voltaire vergleichen und Bastien-Lepage, einen Maler von so persönlichem, vielseitigem Talent, nicht mit Crébillon, dem „Allobroger“, auf den

Eine ganze Phalanx von Schriftgelehrten stand Voltaire gegen die „Ostgoten und Vandalen“ der Literatur zur Seite, die das Werk zweier Jahrhunderte aristokratischer Kultur zertrümmerten; indes standen in seinem eigenen Lager Ketzer gegen die Dogmen der alleinseligmachenden Akademie auf: sie beschwerten sich über die Armut der Sprache; ja noch mehr, Voltaire hatte sie selbst in jungen Jahren als „stolze Bettlerin, der man gegen ihren Willen Almosen geben müsse“, behandelt. Besonders die Gelehrten beklagten sich über den Widerstand, den ihnen die Sprache bot, wenn sie sie um neue wissenschaftliche Bezeichnungen bereichern wollten, da doch jede neue Erkenntnis den Gebrauch neuer Wörter erfordert. Aber, ruft einer der Enzyklopädisten, „den Leuten, die durch Rang und Geburt den Ton angeben könnten, fehlt es an theoretischen Kenntnissen und an praktischer Erfahrung. Wären solche Leute etwas mehr aufgeklärt, unsere Sprache würde um tausend passende oder bildliche Bezeichnungen bereichert, die ihr fehlen und die von den Gelehrten, die schreiben, schwer vermißt werden.“<sup>48</sup>

Welcher Götzendienst wird hier mit der feinen Sprache getrieben! Der Gelehrte macht sich ein Gewissen daraus, einen wissenschaftlichen Ausdruck zu gebrauchen, den nicht die Dummköpfe der guten Gesellschaft offiziell genehmigt haben.

„Gestehen wir es nur ein“, fährt der Verfasser des Artikels fort, „die Sprache der feinen Franzosen ist bloß ein zartes, liebliches Gezwitscher; kurz und gut, unsere Sprache hat keinen erheblichen Umfang, sie entbehrt kühner Bilder, prunkvoller Rhythmen und jener starken Bewegungen, die das Außerordentliche wiedergeben könnten; sie ist nicht episch ... Es gibt eine Menge wesentlicher Dinge, denen die französische Sprache aus falschem Zartgefühl nicht Ausdruck zu geben wagt.“

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts machte sich das Bedürfnis nach einer Sprachrenaissance ebenso stürmisch fühlbar wie das Bedürfnis nach einer Wiedergeburt der sozialen und politischen Verhältnisse. Billigerweise kann man wohl die Frage aufwerfen, warum Voltaire und die Enzyklopädisten, die theoretischen Vorkämpfer für dieses allgemeine Bedürfnis, sie, denen die historische Mission zufiel, die Köpfe der Menschen für die kommende Revolution vorzubereiten, warum sie vor den Gebräuchen und Regeln der aristokratischen Sprache so riesigen Respekt hatten?

Die Enzyklopädisten schrieben nicht fürs Volk, sondern für die gebildeten, intelligenten Teile der Bourgeoisie, die nach der Abschaffung der Privilegien des Adels verlangten, aber doch seine Manieren zu kopieren strebten. Die Philosophen, die oft auf dem Fuße vollkommener Gleichheit in den Salons der Adligen aus- und eingingen, bemühten sich, sie den Reformideen geneigt zu machen; sie mußten sie, wie Frau v. Staël sagt, „daran gewöhnen wie die Kinder, mit dem zu spielen, was sie fürchteten“. Sie mußten sich also notgedrungen die Sprache des Adels zu eigen machen: sie waren sogar gezwungen, seinen Purismus noch zu übertreiben, um nicht allzu billiger Kritik Blößen zu geben. Sie waren in der Hauptsache Polemiker; sie hatten durch unbarmherzige Kritik all die überkommenen Anschauungen und Ideen zu zerstören, die die Pfeiler des ancien régime bildeten. Sie verloren keine Zeit damit, erst die Sprache zu reformieren; sie gaben sich Mühe, sie frischer und schärfer zu machen, scheinen aber davor zurückgeschreckt zu sein, Wörter und Redensarten einzuführen, die durch ihre Neuheit die Aufmerksamkeit hätten ablenken und den eigentlichen Sinn ihrer Angriffe verschleiern können. Eine klare, durchsichtige Sprache zur Hand zu haben, die den Gegner wie ein Degen traf, war eine stehende Forderung schon seit Descartes.

---

es der Verfasser. des „Dictionnaire philosophique“ besonders abgesehen hat, aber es erschien mir doch ganz pikant, zwei hervorragende Vertreter zweier so verschiedenen Künste gegeneinander zu halten, die durch mehr als ein Jahrhundert voneinander getrennt, trotzdem dasselbe Mißtrauen gegen die Originalität, den Tod jedes Konventionalismus, an den Tag legen.

<sup>48</sup> Encyclopédie de Diderot, Vo. Langue français.

Aber außerhalb der Reihen der Enzyklopädisten war eine stille Arbeit an der Sprache unerbittlich im Gang; schon einige Zeit [97] vor der Revolution begann ihr Wirken merkbar zu werden; nun werden wir sie offen hervorbrechen und wie mit einem Zauberschlag die Sprache in ein paar Jahren, von 1789 bis 1794, umschmelzen sehen.

### *3. Die Sprache nach der Revolution*

Im achtzehnten Jahrhundert wandelte sich die Sprache um: sie verlor den aristokratischen Schliff, um die demokratischen Manieren des Bürgertums anzunehmen: so mancher Schriftsteller fing, dem Zorne der Akademie zum Trotz, an, seine Wörter und Ausdrücke schlankweg den Kneipen und der Straße zu entlehnen. Diese Entwicklung hätte sich langsam, Schritt für Schritt weiter vollzogen, wenn ihr nicht die Revolution einen gewaltigen Stoß nach vorn versetzt hätte, der sie weit über das Ziel hinaus führte, das durch die gesellschaftliche Lage notwendig gegeben war.

Die Sprachumwälzung ging Hand in Hand mit der Entwicklung der Bourgeoisie: um die Wurzeln des sprachlichen Geschehens bloßzulegen, müssen wir erst das soziale und politische Geschehen kennen und begreifen lernen, von dem jenes nur das Ergebnis ist. Die Bourgeoisie des achtzehnten Jahrhunderts war reich, gebildet und übte einen wenn auch verborgenen Einfluß auf den Lauf der Staatsgeschäfte aus; sie kämpfte gegen den Adel, nicht mehr wie im Mittelalter, um Rechte für einzelne Stadtgemeinden zu erobern, sondern um die Macht im Staate mit ihm zu teilen und in Eigentum, Gesetzgebung und Finanzwesen die für ihr Vorwärtskommen unerläßlichen Reformen durchzuführen. Unter den starken Persönlichkeiten dieser Heldenzeit haben Mirabeau und die Männer, die ihn inspirierten, klar das Ziel vorausgeahnt, das zu erreichen war: sie wollten nicht die Monarchie stürzen, sondern sie in die konstitutionelle Form gießen, die Englands Größe und Gedeihen und die bewundernde Sehnsucht der Enzyklopädisten und Physiokraten ausmachte. In die konstitutionelle Monarchie lief auch die Bewegung nach den blutigen Kämpfen der Revolution schließlich aus; und seit 1815 hat sich der Parlamentarismus unaufhörlich entwickelt, wenn auch unter den verschiedensten Regierungsformen und Benennungen.

Die politischen und wirtschaftlichen Reformen bezweckten nicht die Unterdrückung des Adels als herrschende Klasse, sondern das Aufsteigen einer neuen, durch Reichtum und Wissen mächtigen Klasse neben ihm. Doch die Adligen konnten nicht be-[98]greifen, daß die notwendigen Reformen, mochten sie auch ihre Eitelkeit verletzen und einige ihrer vielen Privilegien schädigen, den Wert ihres Grundbesitzes beträchtlich steigern mußten: nachdem sie sich erst am 4. August durch eine Anwandlung von Begeisterung, wie sie dem französischen Volke so eigentümlich ist, hatten fortreißen lassen, wollten sie, unfähig, sie zu leiten, der bürgerlichen Entwicklung wieder Halt gebieten, statt sie ruhig ihren Gang gehen zu lassen. Aber das Bürgertum war schon zu stark, um nicht, einmal im Sattel, alle Hindernisse niederzurennen. Diese Entwicklung war für seine Existenz eine so gebieterische Notwendigkeit, daß es vor nichts zurückschreckte, sie zu Ende zu führen. Die bluttriefenden Massenhinrichtungen, die Massenexpropriationen, die kolossalen Verschwendungen, die Gesetze zur Festsetzung der Maximalpreise, mit einem Wort die ganzen Ausnahmemaßregeln der Revolution, die dem bürgerlichen Empfinden ihrem Wesen nach so ganz fremd sind, sie hätten den revolutionären Führern, die sie ergreifen mußten, wohl ebenso mißfallen wie dem guten Taine, wären sie ihnen nicht durch Umstände aufgedrängt worden, die gänzlich unabhängig waren von menschlichem Willen.

Um des Adels, der bei den Monarchien ganz Europas Schutz und Hilfe fand, Meister zu werden, mußte die Bourgeoisie die Volksmassen zur Empörung bringen, die sie gar nicht hatte in die Bewegung mit hineinziehen wollen. Die Schriftsteller und Philosophen, die in den Köpfen die Revolution vorbereiteten, kümmerten sich bis auf ein paar seltene Ausnahmen herzlich wenig um das Los der Arbeiter: sie wandten sich nur an Adel und Bürgertum. „Voltaire

wollte, daß die Aufklärung nicht des guten Tones vergäbe und daß die Philosophie allgemein geachtet sei“, bemerkt Frau v. Staël. Aber die Volksmassen, einmal in Fluß, verlangten nun ihrerseits wieder nach Reformen, sie wollten den leeren Deklamationen der Bourgeoisie einen realen Untergrund verleihen: statt sich mit der bürgerlichen Gleichheit vor dem Gesetz zu begnügen, forderten sie auch wirtschaftliche Gleichheit gegenüber den Existenzmitteln. Einen Augenblick lang konnten sie ihre kommunistischen Tendenzen in Paris zur Geltung bringen, brüderliche Speisungen einführen und an Agrarreform und Gemeineigentum denken. Aber diese Volksbewegung, künstlich auf die bürgerliche Revolution aufgepfropft und vorzeitig in den Kämpfen zwischen Bürgertum und Adel in die Höhe gebracht, mußte scheitern.

Solange die Bourgeoisie noch mit dem Adel zu kämpfen hatte, mußte sie den Forderungen des Volkes nachgeben: sie mußte brennen lassen, was nicht zu löschen war, und Reformen ver-[99]sprechen, die ihr wider den Strich gingen und die sie auch prompt zurücknahm, als sich die Lage zu lichten begann. Die Reaktion begann mit Robespierre und ging, immer stärker betont, unter dem Direktorium weiter. Die Verfassung von 1793, die allgemeines Wahlrecht gewährte, kann als der Gipfelpunkt der Revolutionsbewegung gelten; am 23. Juni angenommen, wurde sie sofort suspendiert und durch die Verfassung vom Jahre III (1795) ersetzt, bevor sie noch je zur Anwendung hätte kommen können.

Diese politischen, vor- und rückschreitenden Bewegungen schlugen ihre Wogen auch in die Religion, die Kunst, die Sitten und die Sprache. Der Atheismus wurde zuerst zur Religion erhoben, galt aber bald wieder als Verbrechen; Gott, eben noch durch Volksbeschluß abgeschafft, wurde feierlichst wieder eingesetzt, und der Katholizismus wurde nach der Verehrung von Robespierres Höchstem Wesen wieder Staatsreligion. Der Sensualismus des achtzehnten Jahrhunderts, der die Revolution eröffnet hatte, beherrschte während der Revolution die Pariser Kommune; nachdem ihn Robespierre für verdächtig erklärt und er angeklagt worden war, „die Ausschreitungen und Verbrechen von 1793“ genährt zu haben, wurde er unter dem Direktorium durch die harmonische Kompensationsphilosophie von Azais verdrängt, diese wieder durch die Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die Royer-Collard aus Schottland einfuhrte, und diese endgültig durch Cousins phrasenhaften Eklektizismus.<sup>49</sup> Der Maler David, seine Schüler und Nebenbuhler, die die „Kuriatier“ und die „Psychen“ aufgegeben hatten, um die Dramen der Straße und die Kämpfe der republikanischen Soldaten realistisch zu verherrlichen, sie alle kehrten unter dem Direktorium reumütig zu ihrer Jugendliebe zurück, zu Römern und Sabinerinnen. Kleidung, Möbel, die herkömmlichsten gesellschaftlichen Gebräuche, alle bekamen die Wirkung der zwiefachen politischen Umwälzung zu spüren. Da der republikanische Kalender das Jahr mit dem 22. September (1. Vendémiaire) anfing, galt der 1. Januar als verdächtig; es wurde verboten, ihn als Neujahrstag weiter zu feiern. Ja, es wird behauptet, daß an diesem Tage Briefe auf der Post erbrochen wurden, um nachzusehen, ob sie nicht vielleicht Neujahrswünsche enthielten. Unter dem Direktorium, im Jahre V (1796/97), wurde die Feier des Neujahrsfestes wieder eingeführt.

Auch die Literatur entging nicht dem allgemeinen Schicksal, soweit man von Literatur überhaupt sprechen kann, die sich in so wirrer Zeit auf die Zeitungen, Flugschriften und politischen

---

<sup>49</sup> Pierre-Hyacinthe Azais (1766-1845) brachte es durch seine Philosophie der „Compensations“ zu einer gewissen Tagesberühmtheit; sogar Napoleon, der sonst wenig genug für die Ideologen übrig hatte, stand seiner Lehre, die die Resignation predigte, sympathisch gegenüber. Azais lehrte, daß Gutes und Schlechtes in der Welt gleichmäßig verteilt sind und sich in der Summe für alle Menschen gegenseitig aufheben. – Royer-Collard (1763-1843), oppositioneller Abgeordneter unter der Restauration führte die schottische Philosophie von Hume und Hamilton, die die Metaphysik verwarfen, in Frankreich ein. – Victor Cousin (1792-1867) wurde der Begründer des eklektischen Spiritualismus in Frankreich. Er suchte zwischen den Schotten und der deutschen Schule (Schelling und Hegel, seinen „deux illustres amis“), dem absoluten Idealismus, der die Metaphysik a priori konstruierte, zu vermitteln. Wertvoller sind seine Arbeiten zur Geschichte der Philosophie. (Anmerkung des Übersetzers.)

Dis-[100]kussionen in den Klubs und den Parlamentstagungen beschränkte. Mit dem Beginn der Revolution wurde die Sprache des achtzehnten Jahrhunderts zum alten Eisen geworfen, ohne jeden Übergang stürzte man sich in den Stil des Demagogen­tums. Unter dem Direktorium wurden die B...s und die F...s, die der „Père Duchêne ressuscité“<sup>50</sup> wieder zum Leben erwecken zu können geglaubt hatte, auf Befehl der Regierung geächtet, „als handgreifliche Beweise für eine Neigung zur Anarchie von 1793, die man schon im Keime zu Staub zermahlen müsse“.

Der Adel spielte in der sprachlichen Revolution dieselbe Rolle wie früher in der philosophischen Bewegung: er hatte durch seine Freude an den gewagtesten Paradoxen, die für ihn nur geistige Näschereien waren, viel zur Untergrabung seiner bevorzugten Stellung beigetragen. Die Emigranten, die an den Höfen Deutschlands, Italiens und Savoyens vor den revolutionären Proskriptionen Zuflucht suchten, waren von der oppositionellen Kritik der Philosophen dermaßen angesteckt, daß man sie für Revolutionäre hielt und sogar manchmal als solche auswies. Die adligen Abgeordneten prunkten anfangs mit ihrem philosophischen Geiste, solange sie dachten, daß er keine Konsequenzen nach sich ziehe. Sie glaubten am 4. August ihre Privilegien opfern und selbst auf ihre Adelstitel verzichten zu können, um sich gemeine, bürgerliche Namen beizulegen, ohne an ihrer Stellung etwas zu ändern, so sehr waren sie von ihrer Überlegenheit überzeugt und sich des unendlichen Abstandes bewußt, der sie vom Bürgerpack trennte, in dem sie nur Lieferanten und Schmarotzer unterschieden.

Der Adel trieb die literarische Revolution bis zum äußersten. In ihrer *Histoire de la société française pendant la Revolution et sous le Directoire* (Geschichte der französischen Gesellschaft während der Revolution und unter dem Direktorium), einem Werk, das reich ist an originellen Untersuchungen, die leider entstellt werden durch stilistische Abgeschmacktheiten, bemerken die Gebrüder Edmond und Jules de Goncourt, daß die Aristokraten mit dem Stil der Straße den Anfang machten. So im *Journal des Halles* (im Markthallenblatt), das als Motto den Spruch trug: „Wo Zwang herrscht, gibt es kein Vergnügen.“ Die erste Nummer begann mit dem Satze: „J’entends gueuler à nos oreilles des papiers“<sup>51</sup> – „Ich höre Zeitungen vor unseren Ohren plärren ...“ Dieselbe Sprache führt die *Chronique scandaleuse* (die Skandalchronik), das *Journal de la cour et de la ville* (die Hof- und Stadtzeitung), das *Journal à deux liards* (das Zweifennigblättchen). In all diesen Zeitungen „gingen sie den Revolutionären im gemeinen Pöbelstil voraus und fingen schon [101] vor den Duchêne-Leuten an, die Sprache der Straße in den Dienst der Polemik zu stellen“. Der Adel und seine Verteidiger hatten den außergewöhnlichen Einfluß wohl vorausgeahnt, den die populäre Presse, die damals das Licht der Welt erblickte, zu erringen im Begriff stand. Lemaire<sup>52</sup> sagte: „Mit der Feder hat man die Federbüsche der Ritter in den Dreck gerissen; mit der Feder hat man die Dame Bastille Gavotte tanzen lassen; mit der Feder hat man die Throne der Tyrannen gestürzt, den Erdball aufgewiegelt und die Völker angestachelt, zur Freiheit zu marschieren.“<sup>53</sup>

Der Adel hatte wohl gefühlt, wie notwendig es war, das Volk für sich zu gewinnen und es als Sturmbock zur Niederwerfung der Bourgeoisie zu gebrauchen; er gab daher, um es zu er-

---

<sup>50</sup> B... und F..., die Anfangsbuchstaben für zwei gemeine französische Flüche (*bougre* und *foutre*); die eine bedeutende Rolle in dem von dem anarchistelnden Journalisten Hébert gegründeten Blatte *Père Duchêne* spielten, das sich erfolgreich bemühte, den Ton der unteren Volksschichten zu treffen. Näheres über den Charakter Héberts und seiner Zeitung siehe in Heinrich Cunow, *Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs*, 1908, S. 289 ff. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>51</sup> Es war unter den Hofleuten des sechzehnten Jahrhunderts Mode gewesen, die 1. Person Singularis: ich mit der 1. Pluralis des Verbums zu verbinden (was sich deutsch kaum wiedergeben läßt), zum Beispiel *j’avons* (ich haben), *j’aime* (ich lieben) usw. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>52</sup> Ein früherer Postbeamter, der seit 1790 in Paris die *Lettres bougrement patriotiques du père Duchêne* (Saumäßig patriotische Briefe des Vaters Duchêne) herausgab. Vgl. Cunow, a. a. O., S. 290. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>53</sup> *Lettres bougrement patriotiques du père Duchêne*, No. 199.

obern, leichten Herzens die höfische Sprechweise zugunsten des Jargons der Marktweiber auf, die „trimant in galère (Galeerenarbeit verrichtend), tirant le diable par la queue (den Teufel beim Schwanz ziehend, soviel wie sich mühselig durchschlagend), ayant ben de la peine“ (sich entsetzlich abrackernd) verlangten, daß sie „deshalb doch nicht länger als bloße Nullen gelten wollten“ (Cahier des plaintes et doléances des dames de la halle et des marchés de Paris rédigé au grand salon des Porcherons, August 1789).

Der Adel verfolgte seine übliche Taktik: in den blutigen Bürgerkämpfen der Städte im Mittelalter hatte er oft Partei für die niederen Klassen ergriffen, für die Gesellen gegen die Meister und gegen die städtischen Adelsgeschlechter, für den *populo minuto* gegen den *populo grosso*, wie die Florentiner zu Savonarolas Zeiten so ausdrucksvoll sagten. Die englische Aristokratie versuchte im neunzehnten Jahrhundert, um sich gegen die Eingriffe der Bourgeoisie zu wehren und um die Agitation der Antikornzoll-Liga zu parieren, das proletarische Element der Industriestädte für sich zu gewinnen, indem sie im Gegensatz zu den Liberalen vom Schlage der Cobden und Bright Gesetze für die Regelung der Arbeitszeit durchgehen ließ.

Die Revolution in der Literatur nahm, als der Adel einmal den Anstoß gegeben hatte, also bald einen beträchtlichen Aufschwung. Zeitungen, Broschüren und Flugblätter begannen nur so zu hageln: erst nur politische Waffen, wurden sie bald zu einem Mittel der Bereicherung. „Was ist das noch für ein Verdienst, Patriot zu sein“, sagte Saint-Just zu einem Buchhändler, „wenn eine Broschüre euch Tausende von Franken einbringt.“ Um den Leser zu fesseln, mußte man ihm im Markthallenton aufwarten; um den Käufer zu ködern, wählte man sensationelle, überspannte, groteske, pöbelhafte, gemeine oder fürchterliche Titel. Hier ein paar Beispiele: *La bouche de fer* (Das Eisenmaul) vom [102] Abbé Fauchet, den der „Anti-Jakobinus“ zum „Bischof von Gottes Zorn“ stempelte, *Les Œufs de Pâques, œufs frais de Besançon* (Die Ostereier, frisch aus Besançon), *Le Rocambole des journaux, ou Histoire aristo-capucino-comique de la Revolution* (Der Rocambole<sup>54</sup> der Zeitungen oder aristo-kapuzino-komische Geschichte der Revolution), ferner die schon erwähnten *Lettres bougrement patriotiques du père Duchêne* mit dem Motto: „Kauft das für zwei Sous, und ihr lacht für viere!“, und die *Lettres bougrement patriotiques de la mère Duchêne* (der Mutter Duchêne), *Le Plumpudding, ou Récréation des écuyers du roi* (Der Plum pudding oder die Belustigung der königlichen Junker), *Je m'en fouts* (Ich scheiß drauf) mit der Überschrift: „Freiheit, libertas, zum Henker!“ Mit der fünften Nummer wechselt das Blatt seinen Namen und heißt nun: *Jean Bart, ou suite de je m'en fouts* (Jean Bart<sup>55</sup> oder Fortsetzung des Ich scheiß drauf), *Journal de la Rapée ou Ça ira, ça ira!*<sup>56</sup> (Rapeezeitung oder Es wird schon gehen, es wird schon gehen!), das mit den Worten anfangt: „Wir sind ja doch nur einen Scheißdreck wert“, *Le Tailleur patriote, ou les Habits de Jean Foutre* (Der patriotische Schneider oder Hansarschs Kleider), *A deux liards mon journal! Le journal de l'autre monde, ou Conversation vraiment fraternelle du diable avec saint Pierre* (Meine Zeitung für zwei Heller! Die Zeitung aus der anderen Welt oder Die wahrhaft brüderliche Unterhaltung des Teufels mit dem heiligen Petrus), die als Kopf den Halsausschnitt einer Guillotine führt, bekränzt mit abgehackten Köpfen, und die Inschrift trägt: „Abbildung aus der Naturgeschichte des Teufels. Warnung für Intriganten.“

<sup>54</sup> Rocambole, eine komische Theaterfigur. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>55</sup> Jean Bart (1651-1702), berühmter französischer Seeheld, der als Führer eines Korsarenschiffes den Engländern und Holländern so großen Schaden zufügte, daß er trotz seiner niedrigen Herkunft – sein Vater war Fischer – von Ludwig XIV. an die Spitze eines Geschwaders gestellt wurde. Anstatt sich zu bedanken, sagte er nur: „Sire, das ist gescheit von Ihnen.“ (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>56</sup> La Rapée, ein Kai im zwölften Arrondissement von Paris. Von alters her befand sich dort der Weinhafen von Paris, infolgedessen wimmelte es natürlich in jener Gegend von Kneipen. Ça ira, der berühmte Refrain eines alten Revolutionsliedes aus dem Jahre 1789. Vollständig: „Ah, ça ira, ça ira, ça ira! Les aristocrates à la lanterne!“ Freiligrath hat ein paar Revolutionsgedichte aus dem Jahre 1846 unter dem Titel: „Ça ira!“ vereinigt. (Anmerkung des Übersetzers.)

Die Rotten der Camelots, der Zeitungsverkäufer – damals hießen sie Proclamateurs –, riefen diese Namen aus und stellten auch zuweilen an den Straßenecken die Artikel oder Sensationsnachrichten des Blattes, das sie verkauften, mimisch dar.

Zu Hunderten lockten Flugschriften und Broschüren den Käufer mit ebenso schreienden Titeln: Si je me trompe qu'on me pende! (Ich laß mich hängen, wenn ich nicht recht habe!), Prenez votre petit verre (Nehmt euer kleines Gläschen!), Le Parchemin en culottes (Das Pergament in Kniehosen), Bon Dieu! qu'ils sont donc bêtes, ces Français! (Herr du meine Güte, wie dumm sind doch die Franzosen!), Les Demoiselles du Palais-Royal aux Etats généraux (Die Jungfrauen vom Palais-Royal in den Generalständen), La Mouche cantharide nationale contre le clergé (Die nationale spanische Fliege gegen die Pfaffen), Lettre de Rabelais, vol-au-vent aux décrets de l'assemblée, boudin à la Barnave, dindon à la Robespierre (Ein Brief von Rabelais, Pastete aus Beschlüssen der Nationalversammlung, Blutwurst à la Barnave, [103] Truthahn à la Robespierre), Le Dernier Cri du monstre (Der letzte Schrei des Untiers), La Botte de foin ou Mort tragique du sieur Foulon<sup>57</sup> (Das Bündel Heu oder Tragischer Tod des Herrn Foulon), L'Audience aux enfers de MM. de Launay, Flesselles, Foulon et Sauvigny<sup>58</sup> (Die Audienz der Herren Delaunay, Flesselles, Foulon und Sauvigny in der Hölle), Le Coup de grâces des aristocrates (Der Gnadenstoß der Aristokratie), Gebete für die Sterbenden mit einer Totenmesse, die also anhebt: „Hol der Teufel die Aristokratie“, Adresse de remerciement de Monseigneur Belzébuth pour l'envoi des traîtres, le 14 et 22 juillet (Dankadresse von seiner Durchlaucht Beelzebub für die Übersendung der Verräter vom 14. und 22. Juli).

Die leidenschaftliche, heftige Sprache der Zeitungen und Flugschriften war geboren: ihre vom Augenblick geschmiedeten Ausdrücke machten mächtigen Eindruck; wie Keulenschläge sausten diese von einer neuen Redekunst geschwellten Sätze auf den Gegner nieder. Die beiden Goncourts, die literarische Feinheit mit wirklichem Wissen verbanden, machen zwar aus ihren royalistischen Gefühlen in den obenerwähnten zwei Bänden kein Hehl, sie können aber doch dem literarischen Talent der revolutionären Schriftsteller ihre Anerkennung nicht verweigern. Sie sagen von diesen: „Sie antworten (den Aristokraten) im Tone der Markthallen, in einer Sprache, die sie im Rinnstein auflesen und der sie Biagsamkeit verleihen, ohne ihr etwas von ihrem Kraft zu nehmen, die sie fügsam und schmiegsam machen, ohne ihrem gesunden Farbe, ihrem kernigen, starken Wesen Abbruch zu tun. Man darf sich durch den ersten Anblick dieser Zeitungen, durch all die B... und F... nicht täuschen lassen, denn diese bilden eigentlich nur so eine Art Interpunktion in jenen: überwindet man seinen Widerwillen dagegen, so entdeckt man bald neben dieser Sprechweise vom Qual de la Rapée eine geschickte Taktik, eine gewandte Art, die Volksmassen anzulocken, ihr Regierungsgrundsätze und abstrakte politische Lehren mundgerecht zu machen. Man findet da eine starke, gesunde, kraftvolle, eines Rabelais würdige Sprechweise, der jeden Augenblick ein treffender Witz oder eine Grobheit zu Gebote steht; einen sehr beweglichen Geist, eine starke Dialektik, einen groben, vierschrötigen, plebejerhaften, aber gesunden Menschenverstand ... Es wird die Zeit kommen, wo man Geist, Originalität, ja vielleicht sogar Beredsamkeit, die einzig wirkliche Beredsamkeit der Revolution im Vater Duchêne und besonders bei Hébert finden wird.“<sup>59</sup>

<sup>57</sup> Joseph François Foubon (1717-1789), einer der reichsten und schlimmsten Blutsauger des ancien régime. Man erzählte von ihm die Äußerung, die Franzosen seien nicht besser als seine Pferde, und wenn sie kein Brot hätten, sollten sie Heu fressen. Als er nach Neckers Entlassung (11. Juli 1789) zu dessen Nachfolger bestimmt wurde, richtete sich die Wut des ganzen Volkes gegen ihn. Er wurde am 22. Juli als eines der ersten Opfer der Französischen Revolution an der Laterne aufgeknüpft. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>58</sup> Delaunay, der Kommandant der Bastille, und Flesselles, der verräterische Bürgermeister von Paris, fanden beide am 14. Juli 1789 nach dem Bastillensturm von unbekannter Hand den Tod; Sauvigny fiel zugleich mit seinem Schwiegervater Foulon als Intendant von Paris der Volkswut zum Opfer. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>59</sup> E. und J. de Goncourt, Histoire de la société française pendant la Revolution, S. 239-240, vierte Auflage.



Die Waffe, die die Aristokraten zuerst geführt hatten, wurde ihrer Hand entrissen und gegen sie gerichtet; ihre Zeitungen er-[104]freuten sich nur geringer Verbreitung und mußten des öfteren aus Mangel an Lesern ihr Erscheinen einstellen, während „die kraftvollen Vadés<sup>60</sup> der Revolution“ eine unerhörte Popularität belohnte.

Der Erfolg des Vater Duchêne und sein weitreichender Einfluß auf den Gang der Ereignisse darf uns nicht vergessen lassen, daß die Royalisten die ersten waren, die ihre Blätter mit der „Blüte dem Pöbelsprache“ schmückten. Diese Vergeßlichkeit zu üben war eine Hauptsorge des Ausschusses des Institut national, der Fortsetzung der 1793 aufgehobenen Akademie, in seinem Rapport sur la continuation du Dictionnaire de la langue française (Bericht über die Fortführung des Wörterbuches der französischen Sprache) vom Jahre IX (1800/01). „Im Verlauf der Revolution“, steht hier zu lesen, „hat die Übertriebenheit der Ideen auch zu einer Übertriebenheit der Wörter geführt; merkwürdige Verknüpfungen unzusammenhängender Ausdrücke hat man für Beredsamkeit genommen; Menschen, die gar keine oder nur eine schlechte Bildung genossen hatten, glaubten sich zu Rednern, zu Dichtern, zu Schriftstellern berufen; sie wollten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und da sie das mit vernünftigen Mitteln nicht zuwege brachten, die dem Geschmack hätte gutheißen können, so suchten sie ihr Heil in einer Keckheit der Sprache, die nur zugut zu der ihres Benehmens paßte; sie haben barbarische Wörter und übertriebene Redensarten geschaffen und haben nur zu viel Nachahmer gefunden, die Schwulst für Größe, sinnlose Gewagtheiten für gelungene Kühnheiten nahmen.“ Das Institut nahm die Angriffe wieder auf, die sich damals (1800) von allen Seiten gegen „die zahllosen Schwätzer“ richteten, „die die Revolution ausgebrütet hat und die uns aus ganz Frankreich all die Schreckensausdrücke und -redensarten beschert haben, die heute die Sprache eines Racine und Buffon beschmutzen“. (Décade philosophique<sup>61</sup> vom 30. Fructidor des Jahres X, 1802.) Die Literaten erfreuten sich dazumal großer Verachtung, „da sie aus den Reihen jenes unendlichen Haufens von Journalisten hervorgegangen sind, die die Revolution in die Welt gesetzt hat: junge Beamte ohne Beschäftigung, Kleriker, die aus dem Seminar entlaufen waren, haben da versucht, ihre Witze für einen Groschen die Spalte zu verkaufen, und die verschiedensten Parteien haben sie besoldet, vom Vater Duchêne bis zum Courier de la cour (Hofkurier)“ (Bulletin de Paris, 7. Messidor des Jahres X).

Man begreift, daß so furchtsame Schriftsteller wie ein Laharpe<sup>62</sup> und ein Morellet über die demagogische Sprache der revolutionären Blätter empört waren; sie verstieß zu sehr gegen ihre akademischen Gepflogenheiten und ihre Feinheit. Ein Politiker [105] jedoch oder ein Historiker, der Verständnis für die Aufgabe hat, die jenen Journalisten durch die Ereignisse aufgebürdet wurden, der weiß, daß sie die Aufmerksamkeit eines literarisch vollkommen unkultivierten Publikums zu fesseln, seine Leidenschaften zu entflammen und seine Unterstützung für die von ihnen erwählte Sache zu gewinnen hatten – er wird verstehen, daß ihr Stil allein den herrschenden Verhältnissen angemessen war, und staunen, daß sich so viele begabte Schriftsteller fanden, die sich dieser als veraltet geltenden Sprache bedienten, um „die lumpenhafte Bewunderung der tiefsten Niedrigkeit“ zu gewinnen. Der revolutionäre Zeitungs- und Flugschriftenschaiber ist kein Professor der Rhetorik, der nur auf seine sprachliche Fehlerlosigkeit zu achten hat; statt an grammatische und stilistische Regeln zu denken, hat er wie der Dramatiker in erster Linie darauf bedacht zu sein, die Masse, an die er

---

<sup>60</sup> Jean Joseph Vadé (1720-1757), französischer Liederdichter, hatte das genre poissard (Marktweiberggenre), eine Vaudevillegattung in der Sprache der Masse, in die französische Literatur eingeführt und sich dadurch bei den Aristokraten starken Beifall errungen. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>61</sup> Die Décade philosophique ist eine französische Zeitschrift (1794-1807). (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>62</sup> Jean François de Laharpe (1739-1803), französischer Kritiker und Dichter, berühmt wegen seines eleganten, feinen Stils. 1786-1798 war er Literaturprofessor an dem neugegründeten Lyzeum. (Anmerkung des Übersetzers.)

sich wendet, mit sich fortzureißen: er ist Polemiker und hat sich vor der Sprache, dem Geschmack, den Gewohnheiten und dem Bildungsgrad seiner Leser zu beugen.

Die mit saftigen Flüchen gespickte Sprache der Volksmassen, die Bürger und Adlige vorübergehend wie eine faschingsmäßige Maskerade angenommen hatten, mußte also bald verpönt werden, sobald die Schlacht für die Bourgeoisie gewonnen war. Die feierliche Aussprechung des Bannfluches über die Bougres und Foutres des Vaters Duchêne, von der wir schon weiter oben gesprochen, war nur der erste Schritt, den man zur Säuberung der Revolutionssprache tat. Lauter Protest erhob sich gegen „die Einführung oder den Gebrauch neuer Redensarten, die weder notwendig noch entschuldbar sind, ... gegen diese neumodischen Wendungen, diese Verkupplungen von Wörtern, die eins sich übers andere wundern ... Sie verdanken ihre Einführung nur dem vollständigen Vergessen jeglichen Anstandes, der absoluten Verwirrung aller gesellschaftlichen Abstufungen, jenen tollen, zügellosen Zeiten, die aus der Albernheit einen Anspruch auf die Macht ableiteten, dem Bedürfnis, sich zu erniedrigen, um Verfolgungen zu entgehen.“ (Mercure de France, Thermidor des Jahres VIII, 1800.) Das Institut von Frankreich<sup>63</sup>, das sich ebenso zum Sprachensor berufen glaubte wie ehemals die Akademie, beanspruchte für sich das Vorrecht, die oberste Anstalt zur Säuberung der Sprache von Revolutionswörtern sein zu dürfen.

„Am Institut ist es, wieder Ordnung in die französische Sprache zu bringen“, heißt es im vorerwähnten Bericht.

Die Décade vom 20. Messidor des Jahre IX (1801) verkündet, daß der Institutsausschuß, der mit dem Wörterbuch beauftragt war, seine erste Sitzung der Aufgabe gewidmet habe, „die Wörter [106] zu prüfen, die während zehn oder zwölf Jahren neu in die Sprache eingeführt seien, um nur jene zu behalten, die für notwendig, ordnungsgemäß und wohlklingend befunden seien, sowie jene, die langer Gebrauch geweiht habe“.

Die Jagd auf Wörter und Redensarten, die nun einsetzte, war kein harmloser Literatenzeitvertreib, sondern ein ernstes politisches Werk; man trachtete danach, in der Sprache wie auch in Philosophie, Religion und Lebensweise jede Spur der Revolution zu verwischen; wie ein Alp lastete sie auf allen, die vor ihr gezittert hatten und jetzt nur ans Genießen dachten. In einer Untersuchung dieser Geistesrichtung sagt Frau von Staël: „Jedesmal, wenn uns unser Ideengang dazu bringt, über das Schicksal des Menschen nachzudenken, taucht die Revolution vor uns auf; vergebens sucht man seinen Geist an den Gestaden der Vergangenheit zu erheben; ... wenn in diesen metaphysischen Regionen ein Wort nur in uns Erinnerungen erweckt, so gewinnen die Gemütsbewegungen die Oberhand. Der Gedanke hat alsdann nicht mehr die Kraft, uns aufrechtzuerhalten.“<sup>64</sup>

Man ließ es jedoch bei der Ächtung der Flüche aus dem Vater Duchêne nicht bewenden, man machte jetzt auf die anständigsten, farblosesten Ausdrücke aus der Revolutionszeit Jagd. Der Mercure, für den Fontanes<sup>65</sup>, Chateaubriand und die Männer der Katholischen Partei schrieben, geriet schon in Harnisch über den Gebrauch von Wörtern wie nouveauté (Neuheit), enrichissement (Bereicherung), étroitesse (Enge), hommes verveux (Enthusiasten), plume libérale (freigeistige Feder), er nannte das „haarsträubende Sprachwidrigkeit (barbarisme monstrueux)“ (1. Vendémiaire des Jahres X, 1801). Der Décade philosophique suchte man aus ihrem Titel einen Strick zu drehen und riet ihr, ihn zu ändern; sie erwiderte schüchtern (in jenen Zeiten war es nicht angezeigt, als revolutionär zu gelten): „Wenn man das Wort *décade* wäh-

---

<sup>63</sup> Das Institut von Frankreich, L'institut de France, wurde 1795 vom Direktorium begründet, um die 1793 aufgehobenen alten Akademien zu ersetzen und fortzusetzen. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>64</sup> Madame de Staël, De la littérature etc., I. Teil, Kapitel IX.

<sup>65</sup> Louis Marquis de Fontanes (1757-1821), französischer Dichter und Staatsmann, ein Gegner der Revolution, wurde 1804 zum Präsidenten der Gesetzgebenden Körperschaft gewählt. Unter Napoleon wurde er Großmeister der Universität, Senator und Marquis. Trotzdem schlug er sich während der Restauration unbedenklich auf Ludwigs XVIII. Seite, der ihn zum Pair und Mitglied des Staatsrats ernannte. (Anmerkung des Übersetzers.)

rend der Revolution gebraucht hat, muß man es darum ächten? Wir können es verstehen, daß man die Namen, die die verschiedenen Parteien bezeichneten, nicht ohne Unbehagen hört, es sind beschmutzte Worte, wir wünschen, daß sie, wenn möglich, vergessen werden möchten. Aber das Wort *décade* kann man nicht dazu zählen. Es bedeutet nur die Einteilung des Monats in Zeiträume von je zehn Tagen. Die *décadis*<sup>66</sup> sind als Feiertage unterdrückt worden, aber nicht die Dekaden.“ (10. Thermidor des Jahres X, 1802.)

Unter den Worthenkern tat sich zumal Laharpe hervor: er schrieb eine Broschüre, um seinen Abscheu gegen das Duzen kundzutun, das ihm im Jahre 1793 aufgezwungen worden war, und einen Band von über hundert Seiten, um die französische [107] Sprache von der revolutionären Schmutzkruste sauber zu waschen. „Ehedem“, sagte er, „lieferten die ‚Beinhauschreiber‘ (*écrivains des charniers*)<sup>67</sup> einem jeden nach Begehr Neujahrs-, Liebes- und Schmähbrieft: es gab da einen Stil zu 10, 20 und 30 Sous. Den einen für das niedere Volk, das nicht schreiben noch lesen konnte, den andern für die, so beides gelernt hatten; den dritten endlich für stutzerhafte Ladenschwengel. Dieser letztere war ein blumenreicher Stil: für 30 Sous bekam man schon Geist und Ausdruck. Ebenso war es mit der Rangordnung der ‚revolutionären Schöngestei‘ bestellt; sie hat vielleicht fünf, sechs Schriftsteller und ebensoviel Redner vom Berge<sup>68</sup> hervorgebracht, die sich bis zum Dreißigsousstil emporgeschwungen haben ... Diese Koryphäen verachten im besten Glauben von der Welt ihre Zehnsouskollegen. Die armen Leute haben keine Ahnung, daß einst der Tag kommt, da man sie alle ohne Unterschied über einen Kamm scheren wird, so wie wir es heute mit unseren alten Beinhauschreibern tun.“ Nachdem er solcherart die Schriftsteller in die Pfanne gehauen, säbelt er die Wörter nieder: „*Démocratiser* (demokratisch machen)“, schreit er, „auch eins von den Wörtern, die die Revolution geschmiedet hat, *moraliser* ist ein intransitives Verbum, es hat nie bedeutet: jemanden moralisch machen, sondern nur: von Moral sprechen, Moral predigen; *demoraliser* sollte demnach bedeuten: aufhören von Moral sprechen. *Fanatiquer* ist nicht minder barbarisch, es widerspricht allen Regeln der Wortbildung, ebenso wie es dem Sprachgeist widerspräche, wollte man *authentiser* oder *héroiser* sagen für authentisch oder heroisch machen usw. Kein Adjektiv auf *-que* (*fanatique*, *authentique*, *héroïque*) kann ein Verbum auf *-iser* bilden.“<sup>69</sup> Man gab ihm zu bedenken, daß man doch auch *électriser* (von *électrique*), *tyranniser* (von *tyrannique*), *dogmatiser* (von *dogmatique*), *canoniser* (von *canonique*) sage, ja daß er selbst diese Wörter gebraucht habe.

Maric-Joseph Chénier<sup>70</sup> warf sich zum Schützer der verpönten Wörter auf: „Viele Leute hasen in den neuen Wörtern vielleicht nur die neuen Ideen und Institutionen. Dabei muß man indes vorsichtig sein; denn so manches Wort, von dem man glaubt, es sei mit der französischen Republik zusammen entstanden, gehört schon der Zeit der Monarchie an ... Viele möchten gerne *civique* (bürgerlich) und *citoyen* (Bürger) als neuerungsverdächtig geächtet sehen, es sind aber alte Wörter.“ Das Alter eines Wortes machte wenig aus; war es einmal von den Revolutionären gebraucht worden, so wurde es schon verdächtig, verurteilt und verdammt. Der *Mercure* vom 3. Vendémiaire des Jahres XI (1802) entschuldigte sich, das Wort *patriotisme* gebraucht zu [108] haben, das hier in seiner ursprünglichen Bedeutung zu verstehen sei, denn

<sup>66</sup> *Décadi*, der zehnte Tag der Dekade, der Sonntag des republikanischen Kalenders. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>67</sup> *Charniers des Saints-Innocents* hießen bedeckte Galerien rings um den Friedhof des Innocents in Paris, wo sich gern arme Schriftsteller aufhielten. 1786 wurden die Galerien zerstört. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>68</sup> Der *Berg* (*montagne*), die Linke im französischen Konvent (1793) im Gegensatz zur *Ebene* (*plaine*) oder zum *Sumpf* (*marais*), wie die gemäßigten Parteien genannt wurden. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>69</sup> Laharpe, *Le Fanatisme dans la langue révolutionnaire*, *Œuvres complètes*, Band V, 1820.

<sup>70</sup> M. J. Chénier (1764-1811), Dramatiker der Französischen Revolution, zeigte sich in seinen Stücken als Fortsetzer von Voltaires Tendenztragik. Sein *Karl IX.*, in dem die Bartholomäusnacht gebrandmarkt wurde, schlug dem Königtum am Vorabend der Revolution (1789) eine tiefe Wunde. Sein Bruder Andre (1762-1794) vertrat die elegische Seite der Revolution, er verewigte den Schmerz dieser großen Zeit in wunderbar innigen, zarten Gedichten. 1794 fiel er unter der Guillotine, drei Tage vor Robespierres Sturz. (Anmerkung des Übersetzers.)

„die Leute von 1793 hatten keinen Patriotismus, mochten sie auch das Vaterland im Munde führen“. Chateaubriand behauptete, man bliebe „kalt gegenüber den Szenen der Horatier, denn hinter all diesen Worten: ‚Was! ihr wollet mich beweinen, der ich sterbe für mein Vaterland!‘ sieht man nichts als Blut, Verbrechen und die Sprache der Konventstribüne“.<sup>71</sup>

Trotz dieser tollen Jagd auf Wörter und Redensarten erhielt sich nichtsdestoweniger eine ganze Menge von ihnen in der Sprache, die durch die Bresche der Revolution eingedrungen waren: der ohnmächtige Zorn der Sprachforscher und Puristen diente nur dazu, offiziell die Geburt der Bourgeoisprache zu konstatieren. Es handelt sich für uns darum, diese Spracherneuerung in Ursache und Wirkung zu untersuchen.

Die Revolution berief eine neue Klasse ins politische Leben, das sie gleichzeitig schuf: die Staatsgeschäfte, die bis dahin in der Stille des königlichen Kabinetts ihre Erledigung gefunden hatten, wurden nun in aller Öffentlichkeit in Zeitungen und Parlamentssitzungen diskutiert. Die öffentliche Meinung wurde zu einer Macht, an sie mußte sich eine Partei wenden, sich ihrer Hilfe versichern, wollte sie sich im Staate behaupten. Die neuen politischen Verhältnisse verlangten eine ebenso neue Sprache, die aus der politischen Sphäre allgemach auf das rein literarische Gebiet hinübergleiten mußte.<sup>72</sup>

Die Männer, die während der Revolution mit den Staatsgeschäften betraut waren und sie auf der Rednerbühne und in der Presse diskutierten, kamen aus den verschiedensten Provinzen und waren fern vom Hof und dem Einfluß der Akademien und Salons auferzogen; andere, die wie Talleyrand eine aristokratische Bildung genossen hatten, waren sich der Unzulänglichkeiten der Sprache wohl bewußt.<sup>73</sup> Die, welche sie in ihrem Hause, ihrem Laden, ihrer Kanzlei sprachen, war die Sprache der Bourgeois, ihrer Freunde und Kunden und nicht die der Höflinge von Versailles und der akademischen Schriftsteller; diese, immer in Berührung mit der feinen Welt, um deren Beifall sie buhlten, hatten sich redliche Mühe gegeben, nur deren gefeilte Sprache zu gebrauchen. Aber die Journalisten und Redner der Revolution hatten es mit einem anderen Publikum zu tun; selbst Bourgeois, trachteten sie danach, Bourgeois zu überzeugen und zu gewinnen. Sie sprachen und schrieben natürlich die Sprache, die sie um sich, in ihrem sozialen Milieu hörten, ebenso wie es ein Rabelais, Montaigne und Calvin getan, die „Väter unserer Sprache“, von deren Wörtern und Ausdrücken sie viele zu neuem Leben erweckten. Die politischen Ereignisse, in deren Strudel [109] sie sich warfen, spielten sich so „unerwartet und überstürzt ab, daß sie, gezwungen, unter dem Eindruck des Augenblickes zu schreiben und zu sprechen, gar nicht Zeit und Lust hatten, sich akademischen Regeln anzupassen, sich ihre Ausdrücke sorgfältigst auszusuchen oder auch nur den elementarsten Regeln der Grammatik zu folgen. Und dann waren sie ja dazu berufen, Einrichtungen einer Gesellschaft über den Haufen zu werfen, die die Entwicklung ihrer Klasse verhinderten;

---

<sup>71</sup> Chateaubriand, *Le Génie du christianisme*, erste Auflage, 1802, Band IV, S. 589.

<sup>72</sup> Frau v. Staël spricht in ihrer blinden und etwas gemachten Begeisterung für ihren Vater, Jacques Necker, ihm die Ehre zu, er sei „das erste und bis heute unübertroffene Vorbild für Staatsmänner, in der Kunst zu schreiben“, gewesen. (*De la littérature*, II. Teil, Kapitel VII.) – Neckers sentimentaler, schwülstiger Stil ist viel eher ein Muster jener schönen Literatur, die die Finanzleute in ihren Reklamen lieben, wo sie sich gleichzeitig für 6 Prozent und für Moral, für die Interessen des Familienvaters und die hohen Erträge eines Bergwerkes begeistern. Der Brief, den er am 23. Juli 1789 von Genf aus an Ludwig XVI. schrieb, ist ein auserlesenes Pröbchen seiner Schreibweise: „Ich nehme mir nur Zeit, Majestät, die Tränen zu trocknen, die mir Ihr Brief erpreßt hat, und fliege, mich in Ihren Dienst zu stellen. Mein Herz kann ich Ihnen nicht bringen, da es bereits auf Grund von tausend Ansprüchen ganz Ihnen gehört und ich kein Recht mehr darauf habe. Ungeduldig erwarte ich den Augenblick und suche ihn zu beschleunigen, in dem es notwendig wird, Ihnen den letzten Tropfen meines Blutes darzubieten usw. ...“

<sup>73</sup> „Unsere Sprache“, sagt Talleyrand, „hat eine Menge Wörter verloren, die ein eher schwächerer, denn feiner Geschmack verbannt hat; sie müssen ihr wiedergegeben werden. Die alten und auch manche von den neuen Sprachen sind reich an kraftvollen Ausdrücken, kühnen Wendungen, die einer neuen Lebensweise vollkommen entsprechen; solcher müssen wir uns bemächtigen.“ Zitiert bei Mercier, *Néologie*, s. v. *synonymique*.

wie hätten sie da vor der Sprache und den Gepflogenheiten der literarischen Clique Respekt haben sollen, die sich zu ihrer Beschützerin aufgeworfen hatte. Die Auflösung der Akademie, „dieser letzten Zuflucht aller Aristokraten“<sup>74</sup>, war die logische Folge der Ereignisse.

Unbekümmert um alle Tradition in Sprache und Schrift durchbrachen sie den engen Kreis, der die feine Sprache gefangenhielt; ohne es zu ahnen und zu wollen, zerstörten sie im Handumdrehen das Werk des Hotels Rambouillet und des Jahrhunderts Ludwigs XIV. Sie bedienten sich ganz ungeniert der familiären Wörter und Redensarten, deren Kraft und Verwendbarkeit ihnen der tägliche Gebrauch überzeugend dargetan, ohne daran zu denken, daß sie bei Hofe und in den Salons auf die schwarze Liste gesetzt waren: sie brachten Dialektausdrücke aus ihren Heimatsorten mit; sie gebrauchten die Ausdrücke aus ihrem Fache oder Geschäft, schmiedeten neue Wörter, wenn ihnen passende fehlten, und gaben anderen einen neuen Sinn, wenn ihnen der alte nicht mehr behagte. Die Revolution war wahrhaft schöpferisch, in der Sprache wie auf politischem Gebiet, und mit Recht konnte Mercier sagen, „die Mundart des Konvents war ebenso neu wie die Lage Frankreichs“.

Ich habe an verschiedenen Zitate das wütende Bestreben Voltaires und der Puristen vor und nach der Revolution dargetan, ihr Bestreben, koste es, was es wolle, die aus der Mode gekommene Sprache des siebzehnten Jahrhunderts zu behaupten; um ein Bild von der plötzlichen Sprachrevolution zu geben, die sich zwischen 1789 und 1794 vollzog, will ich ein paar sehr unvollständige Verzeichnisse neuer und alter Wörter wiedergeben, die sich die Sprache damals zu eigen machte; sie werden trotzdem den Leser ausreichend erkennen lassen, daß die neuen Wörter, die seither in Gebrauch kamen, schon in diesen wenigen Revolutionsjahren geschaffen wurden.

„Man hat die Sätze durch neue Wörter kürzer machen wollen, die den Stil jeder Anmut entkleiden, ohne ihm dafür mehr Genauigkeit zu geben“, sagte Frau von Staël, und sie zitierte zum Beweis: *utiliser* (nutzbar machen), *\*preciser* (präzisieren), *\*ac-[110]tiver* (beschleunigen).<sup>75</sup> Die unvergleichliche Genauigkeit der Sprache des achtzehnten Jahrhunderts, die die moderne bei ihrer Überladenheit mit allen möglichen Bildern und glänzenden, aber für gewöhnlich ungenauen Vergleichen niemals erreichen wird, war nicht die Eigenschaft, die die Revolutionäre von einer Sprache verlangten: sie brauchten eine Sprache reich an wirkungsvollen Bildern und Ausdrücken; da es in der aristokratischen an Zeitwörtern fehlte, so wandelten sie einfach Hauptwörter in Zeitwörter um, ohne sich viel um ihre grammatische Regelmäßigkeit und die vollkommene Genauigkeit ihrer Bedeutung zu scheren. In der Aufzählung von Wörtern, die die Revolution eingeführt oder geschaffen hat, und in den anderen, die ich weiterhin noch anführe, erwähne ich bis auf ein paar Ausnahmen nur Wörter, die trotz des akademischen Scherbengerichtes durch den Gebrauch zur Annahme gelangt sind.

*\*Républicaniser* (republikanisch machen), *pactiser* (einen Vertrag schließen), *centraliser*, *\*réquisitionner* (Anträge stellen), *\*légiférer* (Gesetze geben), *égaliser* (gleichmachen; Linguet:<sup>76</sup> „Die Bastille und der Tod machen alles gleich, was sie verschlingen“), *\*journaliser* (für Zeitungen schreiben), *dire* (wählen; Mercier, *Dictionn. néolog.*: Das Wort war kaum bekannt vor der Revolution), *ordonnancer* (zur Bezahlung anweisen), *\*pamphletiser*, *\*radier* (streichen: von der Liste der Emigranten zum Beispiel), *\*baser* (gründen, basieren; *Mercure* vom 1. Germinal X: „ein schwerfälliger, unnützer Schmarotzer, ist das Wort die unglücklichste Schöpfung moder-

<sup>74</sup> Bericht, von der Konventstribüne am 8. August 1793 von David, Abgeordneter des Departements Paris, verlesen.

<sup>75</sup> *De la littérature*, II. Teil, Kapitel VII, *Du Style*. Die hier und später mit einem Sternchen bezeichneten Wörter stehen nicht in dem Wörterbuch der Akademie von 1835, wenn sie sich auch in den Büchern einzelner Akademiker finden.

<sup>76</sup> Simon Linguet (1736-1794), französischer Schriftsteller und Advokat, kannte die Bastille aus seiner eigenen Anschauung, denn er hatte zwei Jahre in ihr gesessen. Das Schreckensregiment schickte ihn 1794 als verdächtig auf die Guillotine. (Anmerkung des Übersetzers.)

ner Sprachneuerung: bisher sagte man dafür *fonder, établir* ... mag es den Volksrednern erhalten bleiben wie den Advokaten die Ausdrücke der Gerichtspraxis“), \**scélératiser* (Verbrechen begehen), \**juillettiser* (sich benehmen wie am 14. Juli 1789, dem Tage der Eroberung der Bastille); „wenn also die Völker nach dem Beispiel von Paris die Bastillen stürzen und den Julitag erneuern werden“ (*renverseront les bastilles et juillettiseront*), \**caméléoner* (seine Ansicht häufig wechseln), \**mobiliser*, \**démarquiser* (einem den Titel Marquis nehmen), \**démocratiser*, \**déprêtriser* (der Priesterwürde entsetzen; „der Pariser Gemeinderat beschließt, ein Register aufzulegen zur Einschreibung der Erklärungen all der Bürger, die sich ‚entpriestern‘ lassen wollten“), *détiarer* (entpapsten), *religionner* (religiös machen), *athéiser* (atheistisch machen), \**messer* (Messe lesen: *messer une messe en quatre temps*: eine Messe im Viervierteltakt lesen).

*Domestiquer* (zum Haustier machen), \**esclaver* (zu Sklaven machen; eine Nation zum Beispiel), *héroiser* (zum Helden machen), *révigoré* (wieder kräftigen), \**viriliser* (zum Manne ma-[111]chen), \**enjuponner* (Unterrock anziehen), \**gigantifier* (ins Ungemessene steigern; zum Beispiel die Gefahr), \**abominer* (verabscheuen), \**soporifier* (einschläfern).

*Fabuliser* (ausschmücken; zum Beispiel Nachrichten), *féruler* (aufpeitschen; zum Beispiel eine Versammlung), \**paroler* (Worte machen), \**forcener* (ins Toben bringen; zum Beispiel seine Sprache in Raserei versetzen wie *Collot d’Herbois*)<sup>77</sup>, *léoniser* (zu Löwen machen; *Mandar*)<sup>78</sup>: „Die Revolution gibt den Gemütern jene Wut, die die Völker zu Löwen macht, stark genug, die Tyrannen zu verschlingen“, \**girouetter* (sich wie eine Wetterfahne [*girouette*] drehen, ein gerade in diesen Zeiten so notwendiges Wort, wo man so oft seine Anschauungen wechselte, daß das Lexikon der Zeitgenossen bezeichnenderweise das „Lexikon der Wetterfahnen“ hieß), *fanger* (schmutzig machen; zum Beispiel durch die Korruption der Städte, wie *Rétif de la Bretonne* sagt<sup>79</sup>, einer der eifrigsten Sprachneuerer), *ligaturer* (unterbinden; zum Beispiel ein Volk), *juvenaliser* (beißend schreiben wie *Juvenal*), \**machiaveliser*, \**cromwelliser*, \**don quichotter*, \**avocasser* (Winkeladvokat sein), \**convulser* (krampfhaft verzerren), \**coquiner* (ein liederliches Leben führen), \**desexualiser*, \**diamanter* (mit Diamanten verziern), *enceinturer* (schwanger machen), \**pyramider* (eine Pyramide bilden; „eine Verrücktheit, die uns aus Ägypten kommt“, indes schon *Diderot* hatte geschrieben: „*Ce groupe pyramide bien*, Diese Gruppe bildet eine schöne Pyramide“), *pantoufler* (in den Tag hinein reden oder behaglich ohne Zwang plaudern, wie man es zu Hause tut, im Schlafrock und Pantoffeln; „Die Nationalversammlung hat den König *Coco* darauf beschränkt, mit der Königin über Politik zu schwätzen“ [*à pantoufler avec la reine etc.*]. *Frau v. Sévigné* hatte gesagt: „Wir sind jetzt so traulich beisammen und können nun nach Herzenlust *pantouflieren*“), \**ébêtir* (dumm machen), \**deshumaniser* (entmenschen), \**impressionner* (Eindruck machen), *imager* (ausschmücken; zum Beispiel seine Sprache), \**expressionner* (Ausdruck verleihen; zum Beispiel durch Betonung), \**gester* (Gebärden machen; *Lekain*)<sup>80</sup> gestierte mit edlem Ausdruck), *historier* (erzählen), \**editer* (ein Buch herausgeben), *tomer* (ein Buch in Teile teilen; zum Beispiel in mehr Teile teilen, als es der Stoff erlaubt), *mystifier* (mystifizieren, hinters Licht führen), \**agrémenter* (verziern) \**susurrer* (flüstern), \**futiliser* (wertlos machen), \**moderniser*, \**fanfarer* (Reklame machen), \**mélodier* (vertonen oder singen, wie die

<sup>77</sup> Jean Marie Collot d’Herbois (1751-1796), französischer Revolutionär und „Schreckensmann“, wurde nach dem 9. Thermidor nach Cayenne deportiert, wo er starb. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>78</sup> Michel-Philippe Mandar (1759-1823), französischer Publizist und Revolutionär. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>79</sup> Nicolas Edme Rétif de la Bretonne (1734-1806), französischer Romanschriftsteller von großer Fruchtbarkeit und Pornograph. Als Sohn eines armen Bauern hatte er das tiefste Elend kennengelernt; in manchen seiner Romane wie in der Utopie *La Découverte australe* entwickelt er ein durchgearbeitetes kommunistisches System, das im wesentlichen auf den bäuerlichen Hausgemeinschaften Frankreichs beruhte. Näheres siehe in den „Vorläufern des Neueren Sozialismus“, 1895, 1. Band, S. 849. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>80</sup> Henry-Louis Lekain (1728-1778), französischer Schauspieler und Mitglied der *Comédie Française*. *Voltaire* nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler. (Anmerkung des Übersetzers.)

Vögel), \*odorer (riechen, wittern), subodorer (von weitem riechen), hameçonner (angeln), naufrager (scheitern), frugaliser (sich einschränken, „aus Liebe zur Republik“), stériliser [112] (unfruchtbar machen), \*ajourner (vor Gericht laden, vertagen), \*moduler (modulieren), \*urbaniser (städtisch machen), \*pologniser (polonisieren), \*germaniser, \*épingler (mit Nadeln anstecken).

\*Substantiver (im wesentlichen darstellen), \*éduquer (erziehen), \*idealiser, \*égoiser (zu viel von sich selbst reden. „Man kann dem Verfasser der berühmten Memoiren [Necker] nicht vorwerfen, zu wenig ‚egoisiert‘ zu haben“).

Ebensogut wie Zeitwörter brauchten die Revolutionäre auch neue Haupt- und Beiwörter; sie setzten alte Wörter neu in Umlauf, die seit Frau v. Sévigné und Lafontaine verschollen waren; manche von ihnen sind wiederum außer Gebrauch gekommen, aber viel mehr werden täglich heute noch angewandt trotz der Prophezeiung des Mercure, der sich zum Echo der Sprachforscher und Puristen vom Jahre X aufgeworfen hatte und spöttisch nach Wörtern suchte, „die Ronsard, du Bellay, du Bartas<sup>81</sup> und so viele andere geschmiedet. Was ist aus den Wörtern geworden, die ein Ménage<sup>82</sup> im folgenden Jahrhundert gewagt?“ Der Spott ging daneben: Ronsard, Baif und ihre Freunde von der Plejade hatten in der Poesie das Lateinische durch das Französische ersetzen wollen, das die Schriftgelehrten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts noch „für barbarisch und regellos hielten und für unfähig jener Feinheit und Fülle, die im Griechischen und Römischen steckt; um so mehr, wie sie sagten, als es nicht seine Deklinationen, Maße und Numeri hat wie jene beiden anderen Sprachen“.<sup>83</sup> Anstatt Villon<sup>84</sup> nachzuahmen und frischweg in der Volkssprache zu dichten, hatten jene frühen französischen Dichter ein Kompromiß geschlossen und Metrik und Wörter dem Griechischen und Lateinischen entnommen, indem sie sie französisierten. Sie hatten Glück mit ihrer Revolution; sie stürzten das Lateinische so gründlich, daß sogar ihre eigenen Wörter antiken Ursprungs in den allgemeinen Zusammenbruch mit hineingerissen wurden. Die Revolutionäre des achtzehnten Jahrhunderts dagegen führten in die Aristokratensprache nur Wörter populären Ursprungs ein; und gerade diese Wörter haben eine staunenswerte Lebensfähigkeit, während die von den Gebildeten und Gelehrten geborenen nur ein ungewisses Eintagsdasein führen.<sup>85</sup>

<sup>81</sup> Guillaume de Salluste du Bartas (1544-1590), französischer Hugenottendichter, schrieb eine poetische Darstellung der Schöpfungsgeschichte, La Sepmaine. Er fiel in der Schlacht bei Ivry, wo Heinrich IV. die Liga besiegte. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>82</sup> Gilles Ménage (Aegidius Menagius, 1613-1692), französischer Sprachgelehrter, eine der Koryphäen des Hotel Rambouillet. Aus Opposition gegen die Akademie, die ihm die Aufnahme versagte, stiftete er die gelehrte Gesellschaft der Mercuriales. Molière hat ihn als Vadius in den „Femmes savantes“ lächerlich gemacht. Sein Hauptwerk ist der Dictionnaire étymologique. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>83</sup> J. du Bellay, La Défense de la langue, Buch I, Kapitel IX. – Ronsard empfahl seinen Freunden und Schülern testamentarisch, die alten französischen Ausdrücke nicht verlorengelassen zu lassen und sie „zu verteidigen gegen die Lumpen, die nur das für fein halten, was aus dem Lateinischen oder Italienischen herausgeschunden worden ist“.

<sup>84</sup> François Villon (1431-?), der erste wirklich moderne Dichter Frankreichs, der erste, der auf alle Rhetorik und Allegorien verzichtet und dem natürlichen Empfinden zu seinem Rechte verhilft. Er machte ein wüstes Leben durch, wegen Diebstahls wurde er zum Galgen verurteilt, und nur seine Ballade Les pendus (Die Gehenkten) rettete ihn vor dem Strick. Sein ferneres Schicksal, sein Tod sind unbekannt. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>85</sup> Ein bemerkenswertes Beispiel bietet uns das Lateinische. Die Wörter der Schriftsprache sterben in dem sinkenden Kaisertum aus, während die der Volkssprache noch heute in den Wörtern leben, die sie im Italienischen, Provençalischen, Spanischen und Französischen haben bilden helfen.

Deutsch	Schriftlatein	Volkslatein	Italienisch	Spanisch	Französisch
Pferd	Equus	caballus	cavallo	caballo	cheval
Pferd	Equus	caballus	cavallo	caballo	cheval
Schlacht	Pugna	batalla	battaglia	batalla	bataille
Küssen	Osculari	basiare	baciare	besar	baiser
Mund	Os	bucca	bocca	boca	bouche
Katze	Felis	catus	gatto	gato	chat

Das Wörterbuch der Akademie vom Jahre VI (1797), dessen Herausgabe der Konvent dekretiert hatte, gewährte 336 neuen Wörtern Bürgerrecht in seinem Ergänzungsband; das hieß den Raum doch ein wenig beengen, denn gerade damals kamen alle die Ausdrücke der Parlamentssprache in Schwang: Organisateur, \*désorganisateur (Zerstörer), reorganisation, agi-[113]tateur, \*agitabile (erregbar), \*modérantisme (gemäßigte Gesinnung), députation, député, civisme (Bürgersinn), incivisme (Mangel an „Civismus“), propagande, \*propagandiste, \*réfractaire (eidweigernder Priester; später ersetzt durch insermenté), citoyenne (Bürgerin), \*flagellateur (Geißler; z. B. von Mißbräuchen), suspect (Verdächtiger; „suspekt“ waren 1793 die Leute, die des „Aristokratismus“ verdächtig waren), \*fraternisation (Verbrüderung, von Völkern), \*tyrranicide (Tyrannenmörder), \*legicide (Gesetzesmörder), \*liberticide (Freiheitsmörder), \*journalisme, \*journaillon (Tintenkuli), \*désabonnement (Zurücktreten vom Abonnement), logographe (einer, der so schnell schreibt, wie gesprochen wird, Name einer Zeitung [1795/92], die die Parlamentsberichte brachte), \*ingouvernable (unlenksam), bureaucratie, \*bureaucrate, aristocrate („Parteigänger des ancien régime“), aristocratie („die Kaste der ehemaligen Adligen und Privilegierten, im allgemeinen der Feinde der Regierung“, Definition im Wörterbuch der Akademie vom Jahre VI), democrate („im Gegensatz zu Aristokrat einer, der sich der Sache der Revolution geweiht hat“. Indessen trug die konterrevolutionäre Zeitung Actes des Apôtres von s 789 als Aufschrift: „Freiheit, Freude, Königliche Demokratie“).

\*Négricide (Negermörder), \*nérophilisme, der Titel einer Broschüre vom Jahre X, in der die Wiedereinführung des Menschenhandels und der Sklaverei gefordert wurde. Eine Menge reaktionärer und katholischer Publikationen predigte damals die Sklaverei. \*Moutonnaile (Haufen blinder Nachäffer, der kühnen Führern wie eine Hammelherde folgt).

\*Salariat, salarié (Lohnarbeit, Lohnarbeiter, Mirabeau: „Ich kenne nur drei Existenzmöglichkeiten in der heutigen Gesellschaft, entweder Bettler, Dieb oder Lohnarbeiter zu sein“).

\*Théophage (Gottesfresser; den Protestanten entlehntes Schimpfwort auf die Katholiken, die an die Transsubstantiation – die Umwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi – glaubten: für die Revolutionäre bedeutete es so viel wie Messeleser), croque-Dieu (Gottesnäscher), capucinade (Kapuzinerpredigt), \*capucinage (Kapuzinertum), gobe-Dieu (Gottverschlinger, Frömmeler).

Agio, agioteur, faiseur, coteur (Börsenwucherer), fricasseur (schwindelhafter Bankrotteur), spéculateur, soumissionnaire (Submittent).

Capitaliste (Dictionnaire anecdotique: „Das Wort ist fast nur in Paris bekannt. Es bezeichnet ein Geldungeheuer, einen Menschen mit ehernem Herzen, der nur metallische Neigungen hat. Spricht man von Grundsteuer, so macht er sich darüber lustig, [114] er nennt nicht ein Zoll breit Erde sein eigen. Wie soll man ihn besteuern? Ebenso wie Araber in der Wüste, wenn sie eine Karawane geplündert haben, ihr Gold vergraben, aus Furcht, andere Räuber möchten über sie kommen, so halten die Kapitalisten unser Geld verscharrt“).

Die Revolutionäre schufen Wörter für den Augenblick: \*Sansculottes, sansculottides (die fünf Schalttage im Jahre), \*vendémiaire, Vendemiairemann (Teilnehmer am Aufstand der revolutionären Sektionen von Paris gegen den Konvent am 13. Vendémiaire des Jahres IV [15. Oktober 1795], den Bonaparte in den Straßen von Paris mit Kartätschen erstickte), \*fructidorien (Teilnehmer am Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V [4. September 1797], durch den das Direktorium die Republik vor den Royalisten rettete), \*thermidorien

---

Stadt	Urbs	villa	villa	villa	ville
Feuer	Ignis	focus	fuoco	fuego	feu
Recht	Jus	directus	dritto	derecho	droit
		oder dRICTUS			



(Thermidorianer, Gegner Robespierres, der am 9. Thermidor des Jahres II [27. Juli 1794] gestürzt und guillotiniert wurde), \*septembrisade (Septembermord, Ermordung verdächtiger Gefangener im September 1792, als die preußische Armee in Frankreich vorrückte), \*septembriseur, terrorisme, terroriste; vandalisme, Grégoire<sup>86</sup> brauchte das Wort zum ersten Male in einem Bericht an den Konvent: „Ich schuf das Wort, um der Sache ein Ende zu machen“, sagt er in seinen Memoiren. Die Sprache war damals eine Zerstörungswaffe. In seiner Verteidigung der Künstler, denen man eine Gewerbesteuer auferlegen wollte, sagt Mercier: „Um die Verhältnisse besser über den Haufen werfen zu können, hat man die Sprache umgeworfen“ (Tribune publique, Oktober 1796). Télégraphe („diese seit der Revolution erfundene Maschine ist eine Art von Luftzeitung, deren Alphabet die soziale Regierung kennt“).

Lèse-peuple (Volksbeleidigung, „Attentat, schlimmer als Majestätsbeleidigung [lèse-majesté]“).

Die Sprache wird um ungezählte notwendige und malerische Wörter reicher:

\*Enleveur (Entführer), ossu (knochig), \*ossature (Knochengerüst), \*inabordé (unbetreten), \*infranchissable (unüberschreitbar), acrimonie (Schärfe, Bitterkeit), inanité (Leere, Eitelkeit), classement, classification, \*classificateur, \*classifier, gloriole (armseliger Ruhm), \*élogieux (lobend), inconsistant (haltlos), inductable (unvermeidlich), \*imprévoyable (nicht vorherzusehen), fortitude (Standhaftigkeit), \*ingéniosité (Scharfsinnigkeit), hébètement (Dummachen), \*engloutissement (Verschlingen), \*imagerie (Bilderhandel, -fabrik), \*effarement (Bestürzung), vulgarité (Gemeinheit; Frau v. Staël behauptet, das Wort zuerst gebraucht zu haben), \*famosité (traurige Berühmtheit; „die [115] ‚Famosität‘ dieses Submissionslieferanten ist mit Buchstaben von Blut geschrieben“), \*brûlement (Verbrennen; „ein Brûlement von alten Papieren der robinocratie [Talarherrschaft, das heißt der Juristen]“), logo-diarrhée (Mauldiarrhöe; Voltaire hatte schon das Wort, allerdings nur in einem Privatbrief, gebraucht), oiseux (faul; von Massillon<sup>87</sup> gebraucht, dem man vorwarf, ein Sprachneuerer zu sein; so wurde er schon dafür getadelt, daß er „contempteur des bis – Gesetzesverächter“ gesagt hatte).

Das Wort naguère (unlängst, das verpönt und durch „il n’y a pas longtemps“ oder „depuis peu“ ersetzt war), wurde wieder aufgenommen, ebenso certes (gewiß), über dessen Verschwinden sich schon Labruyère<sup>88</sup> beklagt hatte. Das Hotel Rambouillet hatte einen Feldzug gegen das Wörtchen car (denn) geführt, Gomberville<sup>89</sup> rühmte sich, es in den vier Bänden seines Romans „Polexandre“ nicht ein einziges Mal gebraucht, zu haben.

Die Philosophie und die Wissenschaften gewannen eine Menge von Ausdrücken:

\*Idéaliser, \*idealisme, idéaliste, \*idéalisation, \*idéalité, indifférentisme (Gleichgültigkeit in Glaubenssachen), perfectionnement (Vervollkommnung), perfectibilité (Fähigkeit, sich zu vervollkommen). Etre suprême (das Höchste Wesen; Laharpe: „Es gefiel Robespierre, das Höchste Wesen der Republik zu proklamieren, das nichts mit dem lieben Gott zu tun hatte ... Ein Sansculotte sagte: Es gibt keinen Gott mehr, es gibt nur noch ein Höchstes Wesen“). Man

---

<sup>86</sup> Henri Grégoire, Bischof von Blois (1750-1835), legte als erster von allen republikanischen Geistlichen den Bürgereid ab. Als leidenschaftlicher Jansenist und volksfreundliches Mitglied der Konstituante und des Konvents wurde er von der Geistlichkeit, namentlich nach der zweiten Restauration, mit unversöhnlichem Haß verfolgt, selbst die Sterbesakramente wurden ihm verweigert. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>87</sup> Jean-Baptiste Massillon (1663-1742), berühmter französischer Kanzelredner. Bekannt ist sein Petit Carême, seine Fastenpredigt für den neunjährigen Ludwig XV. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>88</sup> Jean de Labruyère (1645-1696), berühmter französischer Sittenschilderer, vor allem bekannt durch seine Caractères de Théophraste, in denen er in klassischer Form die Sitten und Charaktere seiner Zeit beschreibt. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>89</sup> Mann Le Roy de Gomberville (1599-1674), französischer Romanschriftsteller, eines der ersten Mitglieder der Akademie. In seinen sämtlichen Werken, galanten Poesien und Romanen entschlüpfte ihm nur dreimal das verpönte Car. Voiture wandte sich in einem Brief dagegen, den er keck mit Car begann. (Anmerkung des Übersetzers.)

versuchte, das Wort *sciencé* (gelehrt) einzuführen, es war jedoch unnötig, da man bereits seit dem Mittelalter *savant* dafür hatte. Die Engländer, denen das Wort fehlt, sind um eine Bezeichnung für den Gelehrten verlegen, sie nennen ihn Forscher (*student*) unter Beifügung seiner besonderen Wissenschaft *student of sanscrit*, *student of philosophy* usw., schließlich haben sie das französische Wort *savant* übernommen und den neuen Ausdruck *scientist* geschaffen.

Neuerdings wieder in der Sprache aufgekommene Wörter waren schon während der Revolution gebräuchlich gewesen: \**Modernisme*, *naturalisme* (Naturalismus in religiösem Sinne genommen, Religion der Natur), \**sélection* (Auswahl, Zuchtwahl; aus dem Englischen wieder eingeführt von Frau Clémence Royer in ihrer Vorrede zur Übersetzung von Darwins Buch), \**rieniste*, \**nihiliste* (die Bildung des Wortes Nihilist wird gewöhnlich Turgenew zugeschrieben; H. Castille, der über einen reichen Schatz von Wörtern verfügte, hat es aber schon 1853 in seinem Buche über *Les hommes et les choses sous le règne de Louis Philippe* – Die Menschen und das Leben unter Louis Philipp – gebraucht).

[116] Alte Wörter erhielten neue Bedeutungen:

Lanterner (vor der Revolution: fackeln, unentschlossen, zögern; de Retz<sup>90</sup>: „Der Kardinal fackelte sehr während der letzten sechs Tage“; nach der Revolution: an der Laterne aufknüpfen), *moralité* (vor der Revolution: sittliche Betrachtung, sittliche Lehre, in das Gewand irgendeiner Fabel gehüllt; nach der Revolution: sittlicher Charakter eines Menschen, seine Sittlichkeit, seine Grundsätze [Wörterbuch der Akademie vom Jahre VI]), *niveler* (vor der Revolution: mit der Wasserwaage [niveau] abmessen *niveleur*, Vermesser; nach der Revolution: gleichmachen; *niveleur*, Gleichmacher, „der die Vermögen und die Verteilung des Bodens gleichzumachen trachtet“), *égalité* (vor der Revolution: Übereinstimmung, Parität, Verhältnis gleicher Dinge; nach der Revolution: Gleichheit der Rechte, dasselbe Gesetz für alle, mag es schützen oder strafen), *patente* (vor der Revolution: Kanzlei- und Finanzausdruck, der nur in bestimmten Redensarten zur Anwendung kam; *lettres patentes* – Regierungsbefehl, offenes Handschreiben; nach der Revolution: eine Art Patent oder Konzession, die man bei der Regierung kaufen mußte, um ein Gewerbe betreiben oder einen Handel anfangen zu dürfen), *juré* (vor der Revolution: Vereidigter, der den für Erlangung des Meisterrechtes in seinem Beruf erforderlichen Schwur geleistet hat: vereidigter Wundarzt, Geflügelhändler usw. In den Handwerkerkorporationen heißen so die Zunftmeister, die dazu bestellt sind, die Ausführung der Statuten zu überwachen; nach der Revolution: Geschworener, einfacher Bürger, der einer Kommission zur Konstatierung angezeigter Verbrechen angehört), *spéculer* (das Wort, das den erhabensten Äußerungen philosophischen und mathematischen Denkens vorbehalten gewesen war, ging im Laufe der Revolution in den Jargon der Finanzwelt über), *souverain* (nach der Revolution ein Kollektivbegriff: „Die Gesamtheit der Bürger ist der Souverän“).

Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts zeichnete sich neben anderen Vorzügen durch die Schärfe und Klarheit ihrer Sprache und durch die Knappheit und feine Auswahl ihrer Bilder aus: ihre Eigenschaft als Kampfliteratur hatte ihr diese Eigenschaften aufgezwungen. Romane, Erzählungen und Tragödien entwickelten philosophische Lehren; die trockensten Polemiken, wie solche über den Kornhandel, gewannen Leben und Farbe durch ihren Geist; gegnerische Ideen wurden mit Lächerlichkeit überschüttet, der Gegner mit Vernunftgründen zu Boden geschmettert. Die Sprache mußte notwendig scharf, knapp an Bildern und arm an Wörtern sein, um die Diskussion nicht in fal-[117]sche Bahnen zu leiten. Von Descartes ab war der kritische Geist der philosophische Geist im wahrsten Sinne des Wortes; die Philosophen der cartesianischen Schule empfahlen, zu Beginn der Diskussion erst einmal die strittigen Begriffe zu definieren, und die Enzyklopädisten legten nicht minderen Wert auf eine genaue Definition

<sup>90</sup> Jean François Paul de Gondi, Kardinal von Retz (1614-1679), der berühmte Führer der Fronde. (Anmerkung des Übersetzers.)

der Wörter: Diderot behauptete, Kontroversen zögen sich deswegen oft so unendlich in die Länge, weil die beiden Gegner dieselben Ausdrücke in verschiedenem Sinne gebrauchten. Condillac<sup>91</sup> hielt die Sprache für ein Mittel philosophischer Untersuchung; die Worte waren für ihn Gedankenträger, also war das wichtigste Werkzeug für die Kunst zu denken eine Sprache, exakt wie die Mathematik, mit scharf definierten und klassifizierten Wörtern.

Die *Vernunft*, die die Mitglieder der Pariser Kommune des Jahres 1793 zur Gottheit erheben sollten, war die souveräne Meisterin der Enzyklopädisten: nichts nahmen sie auf das Wort einer Autorität hin an; nichts ließen sie gelten, mochte es auch durch die Tradition geheiligt sein, nichts duldeten sie, mochte es auch gesellschaftliche Konvention für unentbehrlich halten; alles wurde kritisiert. Soziale und politische Einrichtungen, religiöse Glaubensbekenntnisse, philosophische Systeme, weltliche Vorurteile, alle mußten sie zumal vor dem Richterstuhl der Vernunft antreten und ihre Daseinsberechtigung nachweisen: alles wurde zergliedert, in seinen Teilen analysiert und in seinen Elementen gewogen; nach Hegels hübschem Ausdruck „ging der Mensch damals auf dem Kopfe“.

Aber neben den Enzyklopädisten traten andere Schriftsteller auf den Plan, die die Macht der philosophischen Untersuchung in Frage stellten, das auf Gründe der Vernunft aufgebaute Denken in Zweifel zogen und der *Vernunft* das *Gefühl* gegenüberstellten. „Was auch die Moralisten dazu sagen mögen, die Urteilskraft verdankt den Leidenschaften viel, die ihr nach allgemeiner Anschauung ebenfalls viel verdanken: durch ihre Tätigkeit vervollkommenet sich unsere Vernunft“, schrieb Rousseau in seinem *Discours sur l'inégalité parmi les hommes* (Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen), einem der hervorragendsten Meisterwerke des achtzehnten Jahrhunderts. An einer anderen Stelle derselben Abhandlung wagte er hinzuzusetzen: „Ich wage fast zu behaupten, daß das Stadium des Nachdenkens unnatürlich ist und daß ein Mensch, der nachdenkt, nur ein entartetes Tier ist.“ Zu Bernardin de Saint-Pierre<sup>92</sup> sagte er: „Wenn der Mensch anfängt, Vernunftschlüsse zu ziehen, hört er auf zu fühlen.“ Das Gefühl entthronte die Vernunft, das Herz trat an Stelle des Kopfes.

[118] Die Fermente, die die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts zum Gären brachten, mußten nicht nur zu einer Umwälzung der politischen Ordnung führen, sondern auch zu einer Umwandlung der Neigungen und Leidenschaften des sozialen Menschen.

Der Adel verachtete die Natur und verließ seine Landgüter, um sie mit dem Hofe und den Ziergärten von Versailles zu vertauschen. Im Gegensatz dazu erwachte die Neigung zur Natur so urplötzlich in der Seele der bürgerlichen Stadtmenschen, daß sie in ihrer Naivität die Natur ebenso zu entdecken glaubten wie ehemals Christoph Columbus Amerika. Niemand hatte sie vor ihnen gekannt und beschrieben. Chateaubriand sagt in seinem „*Génie du christianisme*“ (Geist des Christentums): „Die Poesie, die wir die beschreibende nennen, war seit dem Altertum unbekannt geblieben ... Hesiod, Theokrit und Virgil haben uns zweifelsohne wundervolle Gemälde der bäuerlichen Arbeiten, des bäuerlichen Lebens und Glückes hinterlassen; was jedoch die Beschreibungen der Gegenden, der Himmelserscheinungen und der

---

<sup>91</sup> Etienne Bonnot de Mably de Condillac (1715-1780), französischer Philosoph, der Begründer des *Sensualismus*. Er macht die äußeren Wahrnehmungen durch unsere Sinne zur Quelle aller unserer Vorstellungen, das Ich ist ihm die Gesamtheit aller gehaltenen Sensationen. Er war jedoch Gegner des Materialismus und hielt an einer gewissen Einfachheit der Seele im Gegensatz zur teilbaren Materie fest. In den Zeiten der Revolution und des ersten Kaiserreichs war seine Philosophie, die „Ideologie“, die herrschende in ganz Frankreich; „Ideologe“ war gleichbedeutend mit Philosoph. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>92</sup> Bernardin de Saint-Pierre (1737-1814), französischer Schriftsteller, Freund Rousseaus und ebenso wie er glühender Anbeter der reinen Natur. Er hatte weite abenteuerliche Reisen auch in den Tropen gemacht und seine Erfahrungen in Naturschilderungen niedergelegt, deren wunderbare Treue kein Geringerer als Alexander v. Humboldt bezeugt (*Kosmos*, II, 67). Allgemein bekannt ist das Idyll *Paul et Virginie*, „ein Werk, wie es kaum eine andere Literatur aufzuweisen hat“. (Anmerkung des Übersetzers.)

Jahreszeiten anbelangt, die die moderne Muse schmücken, so findet man in ihren Schriften kaum ein paar Andeutungen davon.“ Die neue Literatur wollte sich nicht mit der Landarbeit und dem Landleben beschäftigen sondern mit der Natur vom romantischen, malerischen sentimental Standpunkt aus: man begabte die Natur mit einer fühlenden Seele. Ein Schweizer Naturforscher Bonnet<sup>93</sup>, der erst spät in seinem Leben zum Philosophieren kam, entdeckte ein paar Jahre vor der Revolution eine unsterbliche Seele in den Pflanzen und richtete ein himmlisches Paradies für Lastgäule und Maultiere ein, die auf Erden hart zu arbeiten verdammt sind, zweifellos weil sie im irdischen Paradies von verbotenem Hafer genascht hatten.

Die Liebe, eine Leidenschaft, die während der aristokratischen Zeit unterdrückt gefesselt und all den Regeln der Politik und der Konvention der Gesellschaft unterworfen gewesen war, empörte sich und beanspruchte das Meisterrecht über den Menschen und die Herrschaft über sein Fühlen und Handeln.

Voltaires knappe Sprache war nicht imstande, diesen neu aufkommenden Neigungen und Leidenschaften Ausdruck zu geben. „Die Kunst, die Natur wiederzugeben“ sagt Sainte-Beuve<sup>94</sup> „ist so neu, daß sogar die Ausdrücke dafür noch nicht erfunden sind, ... um die Verschiedenheit der buckligen runden, langgezogenen, abgeplatteten, überhängenden Formen eines Berges zu beschreiben, muß man Umschreibungen benutzen; dieselbe Schwierigkeit trifft für Ebenen und Täler zu. Hätte man einen Palast zu beschreiben, so herrscht nicht mehr dieselbe Verlegen-[119]heit ... Man findet kein Gesims, das nicht seinen eigenen Namen hätte.“<sup>95</sup> Die Politik hatte die Parlamentssprache geschaffen; der Sinn für Natur, Liebe und Empfindsamkeit sollte nun seinerseits eine Sprache für seine Zwecke bilden.

Die Hofsitte machte den Adligen zum Stoiker; sie zwang den Höfling, alle Seelenängste und körperlichen Schmerzen unter einer lächelnden Miene und tadellosen Haltung zu verbergen; daher hält sich die aristokratische Literatur nicht damit auf, Seelenkämpfe zu schildern. Das Wort *larmoyer* (bitterlich weinen), das schon im siebzehnten Jahrhundert verschwunden war, kommt nach der Revolution wieder ans Tageslicht; denn in der bürgerlichen Literatur „mußte der Schmerz den höchsten Wirkungen des Talentes dienen“ (Frau v. Staël), die Nerven begannen jetzt eine wichtige Rolle zu spielen. Man gab der Sprache einen reichlichen Einlauf von sentimental Wörtern: \**endolorir* (Schmerzen machen), \**énervation* (Entnervung, Schwächung), \**alanguissement* (Erschlaffung; Rousseau: „eine empfindliche Erschlaffung schwächt all meine Kräfte“), \**désespérance* (Verzweiflung), \**appâler* (bleich machen, erbleichen), \**vaporer* (Vapeurs, hysterische Launen haben), \**enamourer* (verliebt machen), *desaimer* (sich entliehen; Mercier: „Warum sollen die Franzosen nicht sagen: sich entliehen, wenn sie sich doch so schnell verlieben und ebenso schnell wieder entliehen, je nach der Laune des Augenblickes?“), \**tendrifier* (weich machen; ein Herz weich machen wie eine gutgekochte Hammelkeule [*comme un gigot de cordon bleu*]).

Der Mensch gab sich keine Mühe mehr, sich bis zum Denken aufzuschwingen, er überließ sich ganz dem Gefühl und der Empfindung, er steckte die philosophische Überlegung und die geistige Kritik auf und ließ sich „von der Poesie der Bilder fortreißen, die den Menschen wie der Klang der Musik dazu führen, sich dem nebelhaften Unbestimmten der Träumerei zu

---

<sup>93</sup> Charles de Bonnet (1720-1793), Naturforscher und Philosoph. Er entdeckte die parthenogenetische Fortpflanzung der Blattläuse und arbeitete über den Bau der Bandwürmer. Durch ein Augenleiden vom Mikroskopieren abgehalten, gab er sich spekulativen Betrachtungen hin. Wie Condillac Sensualist, betonte er noch stärker als dieser die Selbständigkeit der Seele und die Einheit des Bewußtseins, für die sinnliche Reize nur Gelegenheitsursachen zur Betätigung sind. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>94</sup> Charles Sainte-Beuve (1804-1869), französischer Dichter und berühmter Kritiker und Literaturhistoriker. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>95</sup> Sainte-Beuve, *Etude sur Bernardin de Saint-Pierre*, an der Spitze von Paul et Virginie veröffentlicht. Ausgabe mit Illustrationen von Furne.

überlassen“ (Frau v. Stad). Ein seltsamer Kontrast: der Sensualist Condillac schachtelte den Geist in eine Sprache ein, trocken und abstrakt wie die Mathematik; der Spiritualist Malebranche<sup>96</sup> „versucht, in seinen metaphysischen Werken die Bilder mit den Ideen zu vereinen“. Während der Revolutionszeit ließ sich die schrankenlose Vorliebe für prunkende Adjektive, für Vergleiche, Metaphern und Antithesen rückhaltlos gehen; unterstützt von einem schlechten Geschmack, führte sie zu einer Geschwollenheit der Sprache, die nur mit der unheimlichen pathetischen Wortfülle zu vergleichen ist, die zu Petrons Zeiten<sup>97</sup> aus Asien nach Athen wanderte und die auch die ausgelassensten Extravaganzen der Romantiker nicht zu übertrumpfen vermochten.

[120] Damals bekam man auf der Tribüne der Versammlungen und Klubs so manches zu hören und in den Zeitungen und Broschüren Ausbrüche zu lesen, wie folgende: „Die entsetzliche Hydra der Aristokratie wird unaufhörlich aus ihren Verlusten neu geboren: sie ist es, die die gesunde Vernunft und die richtige Ordnung aus dem Lande jagt“ (Revolution de Paris, Nr. IV vom 2. August 1789). Später verwandelt sich dann die Hydra der Aristokratie in die der Anarchie: „Die Hydra der Anarchie kann aus ihrer Asche wieder auferstehen: wachen wir, um dem Scheusal den Garaus zu machen und es auf ewig zu vernichten“ (id., Nr. VII). Die Hydra wandelt sich in einen Phönix, um verjüngt aus der Asche emporzusteigen: „Die Aristokratie schmiedet sich Waffen in der Werkstatt der Freiheit“ (id., Nr. IV). „Die Wucherer werden dem wachsamen Auge der Menschheit, das sie verfolgt, nicht entgehen“ (id., Nr. III). „Vertrauen, Freiheit und Sicherheit sind die Quellen staatlichen Gedeihens“ (Zirkular des Versorgungsausschusses von Paris). Loustalot<sup>98</sup> nennt diesen Galimathias „ein erhabenes Prinzip“. „Die Öffentlichkeit ist die Beschützerin der Völker“ (Bailly). Calonne malt Necker in einer „Denkschrift über die Lebensmittel“ folgendermaßen: er hat „das Gespenst der Teuerung zum Leibwächter und stützt sich auf das feurige Schwert des Aufruhrs“. „Der Geist der Freiheit erwacht, er erhebt sich und gießt über beide Hemisphären sein göttliches Licht und sein lebenspendendes Feuer“ (Fauchet, Eloge civique de B. Franklin). „Die Dolche der Verleumdung haben sich vervielfacht“ (Tagesbefehl von Lafayette, 31. Juli 1789). „Wenn die Nation sich aus dem Nichts der Knechtschaft zur Schöpfung der Freiheit hindurchringt“ (Mirabeau). Die Revolution hatte Laharpes, dieses kalten Pedanten, Temperament dermaßen überhitzt, daß er, die rote Mütze auf dem Kopfe, deklamierte: „Der Stahl! – Er trinkt das Blut; Das Blut nährt seine Wut, Und die Wut bringt Tod.“ „Das Volk kann die Freiheit nur dadurch unwiderruflich besiegeln, daß es die Urkunde, die sie bestätigt, mit den Spitzen seiner Bajonette unterschreibt“ (Billaud-Varenne, Rede, 19. Dezember 1792). „Die Wünsche der Bürger fordern von Napoleon Bonaparte, er möge den Krater der Revolution auf ewig verschließen“ (Bulletin de Paris, 12. Thermidor des Jahres X). „Schriftsteller, Söhne des revolutionären Sturzbaches.“ „Dreifach gekochte Galle umgibt sein Herz wie ein Kiesel. Wenn der Feuerstahl der Anarchie die Faser seines Herzens trifft, so gibt er Funken“ (Fauchet, Journal des Amis).

„Das Unglück ist der Schmelztiegel, in dem Gott die Seele stählt“ (Bulletin de Paris). „Die Tragödie ist der Koloß des [121] moralischen Menschen“ (Décade philosophique, Thermidor

<sup>96</sup> Nicolas Malebranche (1638-1715), französischer Philosoph, „der zweitgrößte Metaphysiker Frankreichs“. Er bildet den Übergang von Descartes zu Spinoza. Nach ihm erkennen wir alles nur durch die davon in unserer Seele ruhende Idee. Die Idee ist aber in Gott, daher schauen wir auch alles in Gott (vision en Dieu) als dem Ugrund alles Denkens und Seins. Bei Malebranche paaren sich Rationalismus und Mystik, nur überwiegt bei ihm diese, im Gegensatz zu dem „Atheisten“, dem „miserable“ Spinoza. Dieser erblickte Gott im Universum, wie Malebranche einmal sagt, er selbst dagegen das Universum in Gott. (Anmerkung des Übersetzers.)

<sup>97</sup> Petron, Satynicon: „Nuper ventosa isthaec et enormis loquacitas Athenas ex Asia commigravit.“ „Seit kurzem wanderte jene windige und ungeheure Schwatzhaftigkeit von Asien nach Athen.“ (Kapitel II.)

<sup>98</sup> Elisée Loustalot. Journalist der Französischen Revolution, Redakteur der „Revolution de Paris“ (1789). „Der herbe Loustalot, dessen Kraft bitter ist wie der Saft junger Schlehen, wird niemals reif werden.“ (Carlyle, Französische Revolution, Band II, Kapitel IV. Vgl. Cunow, a. a. O., S. 54.) (Anmerkung des Übersetzers.)

des Jahres VIII). „Gott ist der ewige Unvermählte der Welten“ (Chateaubriand, *Genie du christianisme*).<sup>99</sup>

„Die geheimnisvolle Keuschheit des Mondes in den kühlen Räumen der Nacht“ (a. a. O.). „Atalas sterbender Mund öffnete sich halb, und ihre Zunge suchte nach dem Gotte, den ihr die Hand des Priesters bot“ (Atala).

Die Literatur malte nach der Revolution die Hoffnungslosigkeit und Eitelkeit der menschlichen Größe. „Die Erde ist nur ein Aschenhaufen von Toten, befeuchtet von den Tränen der Lebendigen“ (Atala). „Der Ruhm ist nur die Trauer des Glückes“ (Frau v. Staël). „Durch den Tod ist die Sittlichkeit zur Welt gekommen“ (*Genie du christianisme*). „Der Tod ist wie ein Halb nichts, dazu erfunden, um den Sünder den Schrecken des völligen Nichts fühlen zu lassen“ (a. a. O.). Man erhob den Galimathias zur dritten Potenz.

Um ermessen zu können, wie sehr dieser mit Beiwörtern, Metaphern und Antithesen überladene Stil der Sprache des achtzehnten Jahrhunderts zuwider war, braucht man sich nur an Voltaires Klagen zu erinnern: wie jammerte er über die ungeschickte Französisierung englischer Wörter: *redingote* (Überzieher) von *ridingcoat* (Reitkleid), *boulingrin* (Rasenplatz) von *bowling-green*, Grasplatz zum Ballspielen usw., wie empört war er über bildliche Ausdrücke wie zum Beispiel „die Fackel der Empörung entzünden; mein Verstand gibt Funken; der Thron hat seine eigenen Sitten; das Schicksal schüttet Geheimnisse aus; die Ritter stiegen ins Grab, wobei sie ihre siegreichen Feinde hineinstürzten“. Morellet, der als ein vor Empörung stummer Zuschauer all diesen metaphorischen und antithetischen Orgien der Revolution hatte beiwohnen müssen, barg noch genug Purismus in seinem alten Herzen, um sich gegen diesen Atalastil zu empören und sich zu fragen, „was aus dem französischen Geschmack, der französischen Sprache und Literatur werden solle“, wenn man Ausdrücke dulde wie „die Zauberei von seinen Lippen trinken; die Feuermonde; die Stimmen der Einsamkeit erlöschen; der feuchte Boden murmelte; das Geschrei der Flüsse; die Leichen der Tannen und Eichen; die Rauchsäulen, die Wolken belagernd, die ihre Blitze ausbrechen“ usw.<sup>100</sup> Die Leser jener Zeit, die noch an ganz anderes gewohnt waren, konnten Voltaires und Morellets Zorn kaum begreifen.

Aber alle Kritik war nutzlos: die moderne Literatursprache hatte sich endgültig durchgesetzt mit all ihren Fehlern und Vorzügen, noch bevor des achtzehnten Jahrhunderts letztes Stündlein schlug; auf der Parlamentstribüne, in den Spalten der poli-[122]tischen Zeitungen und Broschüren gezeugt, wurde sie großgesaugt und wuchs empor in den Romanen, die nach Robespierres Sturz wie Pilze aus der Erde schossen, und in den Dramen, die aufdringlich ihr Recht auf Dasein in Anspruch nahmen. Sie wartete nur auf begabte Künstler, die sie glatt und geschmeidig machen, zur Vollendung bringen und zur Verfassung von Meisterwerken gebrauchen sollten. Chateaubriand machte neue Sprache zu eigen, die von den verknöcherten Geistern einer verflossenen Gesellschaft und all jenen Schriftstellern verachtet wurde, die sich einbildeten, in der schönen Literatur etwas zu bedeuten; er meisterte sie mit der Virtuosität des Genies. Der Roman „Atala“ (erschienen 1801), das erste *romantische* Werk des neunzehnten Jahrhunderts, eröffnete eine neue literarische Ara, verspottet von den zünftigen Schriftgelehrten, vom Publikum mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen, ähnlich wie zwanzig Jahre später Lamartines „Meditationen“: nachdem sich die Revolutionssprache ihre rhetorische Oberhoheit in der Prosa gesichert hatte, konnten sie Lamartine, Vigny, Victor Hugo und seine romantische Schule auch in der Poesie zum Siege führen.

---

<sup>99</sup> Die Zitate aus Chateaubriand entstammen der ersten Auflage seiner „Atala“ und seines „Génie du christianisme“: in ihr offenbart sich die revolutionäre Rhetorik in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Die folgenden Auflagen sind immer mehr umgearbeitet worden.

<sup>100</sup> A. Morellet, *Observations critiques sur le roman intitulé „Atala“*, Jahr IX.

Als sich die Hitze des politischen Kampfes ein wenig gelegt hatte, da ging von neuem der literarische Streit los, der vor der Revolution ausgebrochen war: man teilte sich in zwei Lager, die *Klassiker* und *Romantiker*, wie sie sich später nannten. „Ein Teil der Literaten bewundert nur Ausländisches (vor allem Shakespeare, den sie über Corneille und Racine stellen), während der andere krampfhaft an der alten Schule festhält. Nach der Ansicht der einen haben die Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs des Großen (XIV.) zu wenig Bewegtheit im Stil und vor allem zu wenig Gedanken; nach der der anderen bedeutet diese ganze angebliche Bewegtheit, dieses ganze heutige Streben nach Gedanken nur Dekadenz und Verderbtheit“ (Mercure, 25. Prairial des Jahres X). Schon ein paar Jahre vorher war das Feuer eröffnet worden; im Jahre VIII klagte der Mercure darüber, daß „Racine rühmen hieß, als Feind der Republik, Kurzsichtiger und Fanatiker zu gelten, der die alten Einrichtungen wieder eingeführt sehen möchte“ (Fructidor des Jahres VIII). Fontanes, der Chateaubriand in London entdeckte, wo dieser im Elend lebte, und der ihn vom Atheismus zum Katholizismus bekehrte, gab Voltaires Angriffe gegen Shakespeare neu heraus und versicherte, jener „habe es im Alter bitter bereut, den schlechten Geschmack dazu ermuntert zu haben, das Ungeheuer auf den Altar eines Sophokles und Racine zu stellen“ (Mercure, Messidor des Jahres VIII). Chateaubriand übertrieb noch diese Anschauungen [123] seines Beschützers und verglich „die Kritiker, die sich auf die Natur berufen, um Shakespeare zu loben, mit den Politikern, die den Staat in die Barbarei zurücksinken lassen, nur um die sozialen Unterschiede aufzuheben“ (Mercure, 5. Prairial des Jahres X). Der politische Kampf ging hier in literarischer Form weiter: die Revolutionäre hielten es mit Shakespeare, die Reaktionäre mit Racine.

In diesen wilden Tagen war die Verwirrung so groß, daß sich gerade jene zu Verteidigern der Sprache des ancien régime aufwarfen, die an den philosophischen Ideen und politischen Prinzipien von 1789 festhielten; andererseits gebrauchten Chateaubriand und seine Freunde die Revolutionssprache, um die von den Enzyklopädisten so verlachte katholische Religion wieder zu Ehren und die von den Männern von 1793 verfolgten Priester wieder ans Ruder zu bringen. Das Ende vom Liede war also das, daß der Sieg der Revolutionssprache eben durch jene Elemente gesichert wurde, die sich als Gegner der revolutionären Ideen fühlten.

Die Sprache, die zwischen 1789. und 1794 aufkam, war nicht neu: wollte man die Werke der alten Autoren und der Schriftsteller durchblättern, die als Liederjane und Dreckpoeten berüchtigt gewesen waren, so würde man viele der neu eingeführten Wörter wiederfinden, mit Ausnahme vielleicht einer kleinen Anzahl, die für den Augenblick geschmiedet waren; bei vielen dieser Literaten würde man denselben bilderreichen Stilunfug, denselben Schwulst finden, die noch heutzutage die Schriften von Romanschreibern zieren, die sich auch Antirromantiker nennen.<sup>101</sup> Das Wirken der Revolution in der Sprache hatte sich schließlich darauf beschränken müssen, die Aristokraten sprache zu entthronen und eine Sprache wieder zum Vorschein zu bringen, die von der Bourgeoisie gesprochen wurde und auch schon in literarischen Werken benutzt worden war. Dieser Umschwung begann sich schon vor 1789 bemerkbar zu machen, die Revolution gab ihm krachend einen kräftigen Stoß nach vorn.

---

<sup>101</sup> Die Gebrüder Goncourt schreiben in einem von ihnen sorgsam aufbewahrten Brief an Michelet, daß die Bible de l'Humanité (die Bibel der Menschheit, 1864; Michelet sucht in ihr aus verschiedenen arischen und semitischen Religionen ein moralisches Ideal herauszuschälen, das die neue Menschheit zu geistiger Freiheit führen soll. Der Übersetzer.) vergleichbar sei der „indischen Bibel: sie hat die Muster des Kaschmirschals und die Weite des Zeltes ... Man findet in ihr lichtvolle Sätze, sonnige Blätter, Beiwörter, die man einatmet, Gedanken, die an dem Schaft der Worte rauschen usw.“. – Claretie druckt diesen Brief ab (Temps, 30. Januar 1885) und ruft dann aus: „Was aber dann, wenn man euch sagte, der Naturalismus sei aus der Romantik entsprungen!“ Die naturalistischen Schriftsteller können der Romantik nicht aus dem Wege gehen; Zola muß sie anerkennen: mögen sie auch das abgenützte Mittelalter zugunsten unserer Zeit aufgeben, die ihrerseits auch bald wieder veraltet sein wird, Romantiker bleiben sie doch.

Die aristokratische oder klassische Sprache und die romantische oder bürgerliche Sprache, die Literatursprachen Frankreichs seit vier Jahrhunderten, sind beide der Volkssprache entnommen, dem gemeinsamen Urgrund, aus dem die Schriftsteller aller Zeiten ihre Wörter, Wendungen und Redensarten geschöpft haben. Die monarchistische Zentralisation, die im vierzehnten Jahrhundert ihren Anfang nahm, brachte den Dialekt der Ile-de-France (der Gegend um Paris herum. Der Übersetzer) und des zur Hauptstadt gewordenen Paris zu überwiegender Geltung auf Kosten der Mundarten der anderen Provinzen, die es seit [124] der Bildung der großen Feudalherrschaften zu eigenen Schriftsprachen gebracht hatten: der um den König gescharte Adel konnte damals durch Läuterung der Volkssprache seine klassische Sprache schaffen und sie den Schriftstellern aufzwingen, die zu seiner Unterhaltung reimten und Prosa schrieben. Littré<sup>102</sup> fragt sich in der bemerkenswerten Vorrede zu seinem Wörterbuch, die man oft ohne Namensnennung nachgedruckt hat, „wieso sich das siebzehnte Jahrhundert dazu ermächtigt glaubte, eine so umfassende, biegsame Sprache (wie die des sechzehnten Jahrhunderts) zu säubern, ein so wundervoll brauchbares Werkzeug zu verbessern“? Der unermüdlich forschende Lexikograph, der den Parallelismus in der Entwicklung der Sprache und der aristokratischen Zentralisierung aufdeckt, übersieht, daß das Leben am Hofe und im Salon eine weniger reiche, aber dafür raffiniertere Sprache erheischte als die der kraftvollen Haudegen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.

Die Bourgeoisie, die seit der Entdeckung Amerikas rasch an Reichtum und verborgener Kraft zunahm, schnitt sich ihrerseits ihre romantische Sprache, wenn auch in breiterem Maße, aus der Volkssprache: und als sie 1789 zur Herrschaft kam, da machte sie ihre Sprache zur offiziellen Sprache von Frankreich: die Schriftsteller, die nach Ruhm strebten und ihr Glück machen wollten, mußten sie wohl oder übel annehmen. Die klassische Sprache sank mit der feudalen Monarchie in Trümmer; die romantische Sprache, auf der Rednerbühne der Parlamentssitzungen gezeugt, wird dauern, solange der Parlamentarismus dauert. [135]

---

<sup>102</sup> Emile Littré (1801-1881), französischer Philosoph, Mediziner und Sprachforscher, einer der umfassendsten Gelehrten seiner Zeit. Anfangs als Spitalarzt tätig, warf er sich bald auf die Philosophie und Philologie. Sein Hauptwerk ist der monumentale Dictionnaire de la langue française (1862), das auch die Etymologie und Geschichte der Wörter behandelt. Als Politiker stand er von Anfang an zu den Republikanern, 1830 focht er mit Auszeichnung auf den Barrikaden mit, zog sich jedoch nach 1848 von der Politik zurück, seiner alten Gesinnung treu bleibend. (Anmerkung des Übersetzers.)



## Die Anfänge der Romantik

Kritische Studie über das Zeitalter der großen Revolution

### I

Auf zum Kampfe gegen die Romantik, diesen Eindringling, der uns aus Deutschland und Schottland kommt, den Ländern metaphysischer Wolken und ewiger Nebel! Auf zum Kampfe gegen die Kosakenliteratur! Auf zum Kampfe gegen den gespreizten und schwülstigen Stil, der dem Geiste der eleganten, abgeschliffenen französischen Sprache durchaus zuwiderläuft! Es verstumme der Chor der schwindsüchtigen Dichterlinge, die den Mond ansäuseln und auf Gräbern weinen! Mit derartigen Verwünschungen begrüßten in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts die französischen Klassiker die romantische Schule, die eben ihre ersten Laute stammelte. Im Namen des Vaterlandes, seiner Sprache und seines literarischen Ruhmes hetzten sie den guten Geschmack und die Tradition auf das barbarische, formlose Ungeheuer, das aus dem Auslande eingewandert war. Die moderne Kritik hat das Urteil berichtigt, das im Fieber, in der Hitze des Kampfes gefällt wurde. Sie hat in den Archiven geforscht und gewühlt und entdeckt, daß die Vorfahren der französischen Romantiker echte Gallier waren und in direkter Linie aus den besten Zeiten des Mittelalters stammten. Die historische Kritik war sogar verwegen genug, Zweifel über den legitimen Ursprung der klassischen Literatur wachzurufen. Sie behandelte dieselbe als eine zufällige Spielart, die dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eigentümlich sei und ihre Erklärung durch den Geschmack und die Ideen jener aristokratischen Zeitläufte finde. Indem die Revolution von 1789 die alte Gesellschaft über den Haufen warf, trug sie neue soziale Schichten an die Oberfläche des sozialen Lebens. Diese Schichten drängten die Literatur der Aristokraten in den Hintergrund, griffen auf die literarische Tradition des Bürgertums zurück und entwickelten in einer neuen Form die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts weiter. Zwar war diese Literatur verachtet und geächtet, in die „Bretterbuden der Messe“ verbannt gewesen, in [136] Schenken und Küchen verstoßen worden, aber sie hatte es trotzdem fertig gebracht, weiter zu vegetieren und bemerkenswerte Werke zu schaffen. Die Ursachen dieser literarischen Renaissance sind nicht in der Strömung der Romantik von 1830 zu suchen, welche Victor Hugo leitete, nicht in der Zeit, wo Delacroix in Davids Schule Bresche legte. Sie reichen vielmehr in die so wenig bekannte literarische Periode zurück, welche das letzte Jahrhundert zu Grabe trug. Drei epochemachende Werke, die Chateaubriand 1801 und 1802 veröffentlichte: „Atala“, „Le Genie du Christianisme“ und „René“ sind für jene Stufe der Romantik charakteristisch. Sie würden ihr bereits damals den Sieg gesichert haben, hätten nicht die Überfülle der politischen Ereignisse und die Wirren der Kriegsjahre die Geister gefangengenommen und von jeder ernstern Beschäftigung mit der Literatur abgezogen.

Die Veröffentlichung von „Atala“ wurde wie das Geburtsfest einer Königstochter gefeiert. Die „Unvergleichliche von Florida“ bezauberte das Publikum. „Alles ist neu, die Landschaft, die Charaktere, das Kolorit!“ rief Fontanes aus. Binnen wenigen Monaten erschienen sechs Auflagen des Romans, zwei Nachdrucke und Übersetzungen in allen Sprachen. Die Kritiker, welche politische Gegner des Verfassers waren – sowohl diejenigen, die seinen katholischen Mystizismus verspotteten, wie jene von ihnen, die seine Sprache, seine Bilder, die im Roman gehäuften Unwahrscheinlichkeiten und Abgeschmacktheiten angegriffen –, beugten sich vor der „Tochter der Palmenhaine“. Sie bewunderten „die neue Musik der Sprache ... die Kunst, das Gefolge der Beiwörter abwechslungsreich zu gestalten und zu regeln ... die Harmonie zwischen dem harmonischen Klang eines Wortes und dem Sinn einer Idee oder dem Kolorit eines Bildes ... den unbekanntem Reiz der Schilderungen“. Die „empfindsamen Seelen“ waren gewonnen, und um den Rausch ihres Entzückens voll zu machen, wurde „Atala“ in Musik gesetzt, in Romanzen geflötet, stellten Holzschnitt und Malerei die wichtigsten Szenen aus dem Roman dar. Morellet beginnt seine pedantische Kritik von „Atala“, welche man wie

„Clarissa Harlowe“ und „Die neue Héloïse“ verschlingt und lobt, mit Entschuldigungen an die Adresse des Lesers und mit der Versicherung, „daß sein Busen durchaus kein Kieselherz beherbergt“.<sup>1</sup> „Le Mercure de France“ (vom 16. Thermidor, Jahr IX) verkündete vier Monate nach der Veröffentlichung des Romans das Erscheinen von „sechs ‚Atala‘ nachgedichteten Romanzen von Vincent Daruty. Musik- und obligate (sic!) Horn- und Harfenbegleitung von Pierre Gaveaux, Madame Bonaparte gewidmet.“ Die Zeitung versicherte, „daß [137] Pierre Gaveaux die träumerische Stimmung und den Reiz der Einsamkeit wiedergebe, welche ‚Atala‘ das charakteristische Gepräge aufdrücken“, und bemerkte: „Seit zwei Monaten sind die Zeitungen von diesem Roman gefesselt, jeder seiner Sätze wird zerpfückt und verändert, man parodiert ihn ohne Geist, man macht sich über ihn lustig ohne Heiterkeit. Aber“, so fügte sie hinzu, „der Name der Heldin und des Verfassers werden sich in dem Munde aller befinden, die den Erfolg belohnen.“ Nie wurde ein Werk im richtigeren Augenblick geschaffen, entsprach besser den Bedürfnissen des Publikums und paßte sich vollständiger dem Geschmack der Zeit an, als „Atala“.

„Die Literatur“, so erklärte Madame de Staël ohne Umschweife, „ist der Ausdruck der Gesellschaft.“ Die Begeisterung, mit welcher die ersten romantischen Schöpfungen Chateaubriands begrüßt wurden, kann man tatsächlich nur verstehen, wenn man im Geiste die Gefühle und Leidenschaften der Männer und Frauen aufleben läßt, welche diesen Schöpfungen zujuchzten; wenn man sich in die soziale Atmosphäre versetzt, in der sie sich bewegten. Eine literarische Kritik, die untersuchend auf das soziale Milieu zurückgeht, hört auf, eine leere, schale, rhetorische Übung zu sein, in deren Verlauf man Lob und Tadel spendet, Preise für vorzügliche Komposition verteilt und über das „Schöne an und für sich, diesen Abglanz des Wahren“, ein langes und breites salbadert. Sie wird zu einer auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung fußenden Untersuchung der Gesellschaft, der Geschichte einer gegebenen Zeit. In den toten Seiten sucht der Forscher in erster Linie nicht die Schönheiten des Stils, sondern die Empfindungen und Leidenschaften der Menschen, welche sie geschrieben und gelesen haben. Dieser Auffassung entsprechend dem Ursprung der romantischen Schule nachzuforschen und ihn bis zu seinen feinsten Wurzelfasern zu verfolgen ist eine notwendige Aufgabe. Die in Frage kommende Geschichtsperiode ist noch wenig erforscht, obgleich über sie mehr soziale Dokumente vorhanden sind, als die Historiker sich träumen lassen, und obgleich ein gründliches Studium jener Zeit das Verständnis der politischen, philosophischen, religiösen, literarischen und künstlerischen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft wesentlich fördert. Gelegentlich des vorliegenden Versuchs einer solchen Untersuchung mußte ich zu den Quellen zurückgehen und mit der Feder in der Hand die seit dem Jahre III bis zum Jahre IX erschienene Literatur durchstudieren (Romane, Gedichte, Theaterstücke, philosophische Werke, Zeitschriften und Tagesblätter). Unter den modernen Werken, deren Studium meiner Arbeit sehr förderlich gewesen ist, muß ich vor allem [138] hervorheben: „L’Histoire de la société française pendant la Revolution et le Directoire“ von Ed. und J. Goncourt, die sehr reiches Quellenmaterial enthält, aber jeder kritischen Auffassung ermanget; und „L’Etude sur Chateaubriand et son époque“ von Saint-Beuve, dem geistreichen und boshaften Kritiker.

## II

Chateaubriand nannte den Krieg mit Spanien den „René seiner Politik“, d. h. das Meisterstück seiner öffentlichen Laufbahn. „René“ ist in der Tat sein Hauptwerk, es ist die poetische Autobiographie einer Generation; es enthält im Keim die Vorzüge und die Fehler, welche die romantische Schule entwickeln, auf die Spitze treiben und übertreiben sollte; es ist der Markstein eines Wendepunktes im sozialen und literarischen Leben unseres Jahrhunderts.

---

<sup>1</sup> A. Morellet: Observations critiques sur le roman intitulé Atala. Paris an IX.

Um den Menschen zu erfassen, dessen Leidenschaften harmonisch mit denen seiner Zeitgenossen zusammenklingen, muß man „René“ des romanhaften Beiwerks entkleiden, muß man ihm die malerische, moralische, religiöse und sentimentale Phraseologie abziehen, mit der er sich wie ein Theaterheld drapiert. Dann erst stehen wir dem Menschen von Fleisch und Blut Auge in Auge gegenüber, dann erst wird uns klar, daß er nach dem Bilde derer geschaffen ist, welche die Stürme der Revolution durchlebt und sich von ihr abgewendet hatten.

René Chateaubriand wurde 1768 als der jüngste Sohn einer Adelsfamilie der Bretagne zu St. Malo geboren. Er war für das Priesteramt bestimmt, aristokratischem Brauch gemäß opferte man ihn wie seine vier Schwestern dem ältesten Bruder. Sein Vater, ein kleiner Landedelmann von rauhem, brutalem Charakter, war „der Schrecken der Dienerschaft, seine Mutter deren Geißel“.<sup>2</sup> „Schüchtern und in Gegenwart des Vaters stetem Zwange unterworfen, fühlte er sich nur in der Gesellschaft seiner Schwester Amélie zufrieden und behaglich.“ Von Jugend auf verbitterten ihn Not und Knauserei, die treuen, nicht abzuweisenden Gäste jener adeligen Familien, die mit einer großen Kinderschar gesegnet waren und durch die bürgerlichen Parvenus zugrunde gerichtet, durch ihren Luxus gedemütigt wurden. „Beim Tode seines Vaters mußte er das Elternhaus verlassen, welches das Erbe seines Bruders war; er zog sich mit Amélie zu alten Verwandten zurück.“

Auf dem heimischen Edelsitz hatte er die Verachtung jeder Art von Arbeit gleichsam mit der Muttermilch eingesogen. Nichts [139] lockte ihn, die Priesterkutte bald anzulegen, er setzte also sein müßiges Leben fort, „irrte über die weiten Heiden“ und versank in Träumereien beim Anblick „eines trockenen Blattes, das der Wind dahinwirbelte ... eines einsamen Teiches, an dessen Ufern das welke Schilfrohr murmelte“. Die Untätigkeit blies die Glut seines Temperaments zu lohender Flamme an. „Es schien ihm, daß die Lebenskraft im Grunde seines Herzens sich verdoppelte, daß er die Macht besitzen würde, Welten zu schaffen.“ Und früher als Alfred de Musset rief er in der verabscheuten Einsamkeit aus:

„... Gebt mir einen Steinblock,  
Einen Felsen laßt mich wälzen; den Frieden der Gräber  
Fliehe ich und strecke sehnsüchtig die Arme aus, welche  
die Ruhe ermüdet hat.“<sup>3</sup>

Seine Schwester stand ihm mit liebevollen Ratschlägen zur Seite. „Mein Bruder, gib so schnell als möglich die Einsamkeit auf, die Dir nicht taugt, suche eine Beschäftigung. Ich weiß, daß Du bitter über die Notwendigkeit lachst, in der man sich in Frankreich befindet, einen Beruf zu ergreifen ... Es ist besser, mein lieber René, etwas mehr den Alltagsmenschen zu gleichen und etwas weniger an Unglück zu tragen.“ Einen Beruf ergreifen, den Alltagsmenschen gleichen: dies bedeutete für René das Unglück allen Unglücks. Ein anderer Landjunker, der ungefähr fünfzig Jahre später lebte, fand ebenso wie der erblose Sprößling der Bretagner Adelsfamilie:

Jede Arbeit unmöglich;  
Irgendein Broterwerb, ein Knechtsberuf  
Rief unauslöschliches Gelächter über seine Lippen.“

Allein „Rolla“<sup>4</sup> nannte „drei Börsen schwer von Gold“ sein eigen. Drei Jahre lang lebte er wie ein vulgärer Wüstling, und „die Mühle des tierischen Genießens“ zerrieb ihn. Die Männer des

---

<sup>2</sup> „Mémoires d'outre-tombe.“ Um das Porträt René Chateaubriands vollständig zu machen, habe ich auch aus seinen anderen Werken geschöpft. Die in Anführungsstrichen angezogenen Stellen, denen keine Quellenangabe zugefügt ist, sind der Ausgabe von „Atala“ und von „René“ entlehnt, die bei Garnier Frères erschienen ist.

<sup>3</sup> Alfred de Musset, *Premières poésies*: „Les vœux stériles“.

<sup>4</sup> „Rolla“, Poem von Alfred de Musset (1836). (Anmerkung des Herausgebers.)

achtzehnten Jahrhunderts waren aus härterem Metall geschmiedet: das Elend stahlte sie, das Laster entwickelte ihre Kraft. Die Armut zwang René, „zurückgezogen in einer Vorstadt“ von Paris zu leben. Von fruchtlosen und demütigenden Schritten ermüdet, „blieb er abends auf den Brücken stehen, um die Sonne untergehen zu sehen, und er dachte daran, daß unter so vielen Dächern ihm nicht ein einziger Freund wohnte“, nicht ein Beschützer. Die Einsamkeit inmitten dieser Menschenwüste war ihm bitterer als die, welche er in den Heiden und Gefilden der Bretagne empfunden, sie drückte ihn darnieder. Das Herz [140] von ungestilltem Sehnen, unbefriedigten Wünschen geschwellt, lebte er inmitten einer Welt, die für ihn leer war. Arm und freudlos erschöpfte er seine Genußfähigkeit in schwelgerischen Phantasien; alles widerte ihn an, ehe er es noch genossen hatte. Der junge, ehrgeizige, kraftstrotzende, von Sehnsucht nach dem Weibe glühende René lebte „unbekannt in der Menge“, und die geschmückten, berausenden Frauen kamen und gingen um ihn, ohne ihn zu beachten. Er verschlang mit den Augen die Gestalten, die er nicht mit Küssen bedecken konnte. „Da ich nie geliebt hatte“, erzählt er, „drückte mich die Überfülle an Lebenskraft darnieder. Manchmal errötete ich plötzlich, und ich fühlte in meinem Herzen förmliche Ströme glühender Lava fließen, manchmal stieß ich unwillkürliche Rufe aus, und die Nachtruhe wurde gleicherweise durch meine Träume und mein Wachen gestört.“ Er rief den Tod. „Steigt auf, ersehnte Stürme, die ihr René in die Fernen eines anderen Lebens tragen sollt!“ Da er sich von seiner Schwester, seiner einzigen Freundin, verlassen wähnte, dachte er an Selbstmord. „Ach, ich war allein, allein auf der weiten Welt! Ein geheimes Sehnen, das mich aufrieb, bemächtigte sich meines Wesens. Der Ekel am Leben packte mich mit neuer, stärkerer Kraft.“ Amélie rettete ihn.

Neue Hoffnungen sproßten in ihm empor. Er ging nach Amerika, nicht etwa um sich gemeinsam mit Lafayette und Rochambeau für die Unabhängigkeit der Amerikaner zu schlagen, sondern einfach um den Ort zu wechseln. René ist bemerkenswert wegen seiner Unfähigkeit, einer Sache, einer Partei zu dienen und an andere zu denken. Sein Individualismus ist brutal: „Ich, stets ich!“ das ist seine Losung. Er kehrte aus Amerika mit einem abenteuerlichen Plan zur „Entdeckung eines Seewegs zwischen dem Nordpol und Nordamerika“ heim und war fest überzeugt, sich damit Gold und Ruhm zu sichern. Er beeilte sich, sein Projekt Herrn de Malesherbes, damals Minister, zu unterbreiten. Er wurde abgewiesen, aber rühmte sich dessen nicht. Seine Geldmittel und Hilfsquellen waren bald erschöpft, und er fiel in das alte Elend zurück. Beim Ausbruch der Revolution verspürt er keine Neigung, sich für den König und die Vorrechte des Adels zu schlagen, zu deren Opfern er zählt; er nützt vielmehr die Umstände aus, um in der Bretagne eine reiche Heirat zu schließen. Endlich besitzt er Geld, endlich kann er genießen, schwelgen, alle Genüsse auskosten. Er macht vom Vermögen seiner Frau so viel er kann flüssig und läßt die junge Gattin den Honigmond allein in der Bretagne verleben, während er eiligst nach Paris durchgeht. In kürzester Zeit hat er das Vermögen der teuren, angetrauten Gattin in Spielhöllen, Freudenhäusern, bei [141] wüsten Orgien verschleudert. Um nicht als Aristokrat angeklagt und auf die Liste der Verdächtigen gesetzt zu werden, treibt er sich in den Sektionen und Volksversammlungen herum und spielt sich als Sansculotte auf. „Ich hatte nichts anderes zu tun“, sagt René Chateaubriand in seinem „Essai historique“, „als mein Leben herabzudrücken, um es auf das Niveau der Gesellschaft zu bringen.“ Diese gefahrvolle Lebensweise konnte ihm nicht zusagen: er verläßt Frankreich als Emigrant und nimmt an der Belagerung von Thionville teil<sup>5</sup> – so wenigstens behauptet er; allein nach verschiedenen Stellen des „Essai historique“ vermute ich stark, daß er zwangsweise ausgehoben und der Rheinarmee eingegliedert wurde, wo er die erste beste Gelegenheit benutzte, um zu desertieren. Er flüchtete nach England und vegetierte in London in solch bitterer Not, daß er beinahe verhungert wäre. Einmal mußte er aus seiner Wohnung ausrücken und hinterließ

---

<sup>5</sup> Thionville wurde 1792 von den Preußen während jenes denkwürdigen Feldzuges gegen die französische Revolution belagert, den auch Goethe mitmachte. (Anmerkung der Redaktion.)

seiner Wirtin als Unterpfand nichts als einen Koffer, der wertloses Papier enthielt. René bedauerte damals, daß er kein gewöhnliches Handwerk kannte, das ihm erlaubt hätte, „eine halbe Krone täglich zu verdienen!“<sup>6</sup> Der Edelmann erniedrigte sich soweit, seine Zuflucht zu den Aushilfsmitteln der Bohème zu nehmen. Alles brach um ihn und in ihm zusammen: des Lebens Drangsal erbitterte sein Herz und überwand seine Tugend. „Man darf nicht vergessen“, so schrieb er, „daß man überall das Kleid und nicht den Menschen ehrt. Es schadet dir nichts, daß du ein Spitzbube, wenn du nur reich bist; es nützt dir nichts, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn du arm bist. Es ist die Stellung, die einer einnimmt, die in der Gesellschaft Achtung, Ansehen, Tugend verleiht ... In den Anfällen von Verzweiflung ebenso wie in dem Rausche des Erfolgs erlischt jedes Gefühl des Anstands, nur mit dem Unterschied, daß der Emporkömmling seine Laster bewahrt und der Gesunkene seine Tugenden verliert“ („Essai etc.“, S. 463 und 601).

Der Wind des Unglaubens, der damals wehte, hatte Chateaubriands Glauben entwurzelt. „Hat Gott vorausgesehen, daß ich für immer unglücklich sein werde? Ja, unzweifelhaft. Sehr wohl! Gott ist nur ein furchtbarer und abgeschmackter Tyrann ... Gott, die Materie, das Schicksal sind eins ... Die Menschen entstammen dem Nichts und kehren in das Nichts zurück.“ Der Zweifel quälte René, aber nie besaß er die Energie, sich zu einer materialistischen Auffassung durchzuringen. Den Romantikern war die gleiche Schwäche eigen. Manche von ihnen haben aus Renommisterei Gott, wie einem ganz persönlichen Feinde, Beschimpfungen zugeschleudert; aber unter Zittern entflohen diese ihrem Munde. René trat nicht in die Fußstapfen jenes Teufels, der das [142] Alter abwartete, um sich zu bekehren. Fontanes, den er seit zwölf Jahren aus den Augen verloren hatte und der durch den Staatsstreich vom Fructidor (4. September 1797) nach England geworfen worden war, ließ vor seinen Blicken die glänzende Zukunft gleißen und leuchten, die den Verteidigern des damals neu emporblühenden Katholizismus winkte. René beeilte sich, die Philosophie an den Nagel zu hängen, Rousseau zu verleugnen, den er doch bewunderte, und ehe noch die Tinte seines „Essai“ getrocknet war und mit der nämlichen Feder, welche die skeptischen Stellen geschrieben hatte, verfaßte er „Le Génie du Christianisme“ (Der Geist des Christentums). Um der Partei, die ihn angeworben, ein Pfand seiner Gesinnung zu geben, schrieb er im „Mercure“ (1. Nivôse, Jahr IX): „Meine besondere Torheit besteht darin, überall Jesum Christum zu sehen.“ Zu seinem Unglück hatte er früher die Unklugheit begangen, seinen Pariser Freunden seinen „Essai“ zu senden. Sie erinnerten sich dessen und zweifelten an der Ehrlichkeit von René's Bekehrung. Er entschuldigte sich mit dem Hinweis auf den Tod seiner Mutter, der ihn seinen Weg nach Damaskus habe finden lassen: „Ich habe geweint und ich habe geglaubt“, lautete seine Antwort. Auch Madame Staël fand ihren Weg nach Damaskus, aber in ihrem Falle war es der Tod des Vaters, der die Philosophin in eine romantische Christin verwandelte. Mit dem Geschlecht des Bekehrten wechselt auch das des Bekehrers. Noch andere berühmte Persönlichkeiten haben ihre Zuflucht zu Vater und Mutter genommen, um die Schwankungen ihrer Haltung zu erklären. „Das Kreuz meiner Mutter“, „die weißen Haare meines Vaters“, „die Stimme des Blutes“ wurden später beliebte Drähte, durch welche die Romantiker ihre Figuren in Bewegung setzten. Aber die Ehre, den Effekt entdeckt zu haben, den man auf der Bühne und im Leben durch die Berufung auf Vater und Mutter erzielen kann, gebührt René Chateaubriand. Diese Entdeckung ist um so verdienstlicher, als die neue Gesellschaftsordnung die Maje-

<sup>6</sup> Diese prosaischen Einzelheiten, welche den poetischen und melancholischen René nicht erhabener, aber verständlicher machen, sind nachzulesen in dem „Essai historique, politique et moral sur les révolutions etc.“, der in London geschrieben und 1797 gedruckt wurde. Chateaubriand gibt sich in diesem Erstlingswerk naiver als in irgendeiner anderen seiner Schöpfungen. Sainte-Beuve besaß ein Exemplar des „Essai“, das von der Hand des Verfassers mit Anmerkungen versehen war. Da er tausend Gelegenheiten versäumte, seine gewöhnliche Bosheit durch Aufdeckung der Schwächen des Helden zu üben, so darf man wohl annehmen, daß er es nicht sehr aufmerksam gelesen hat.

stät der überlieferten Familie zerstörte und in ihr Gesetzbuch das Verbot der Nachforschung nach der Vaterschaft aufnahm. Die Romantiker ließen sich angelegen sein, in ihren Versen und in ihrer Prosa die Tugenden weiterleben zu lassen, die man vom häuslichen Herde vertrieben. Offenbach, der Mademoiselle Schneider als Herzogin von Gerolstein den Säbel ihres Vaters besingen ließ, zerfetzte die schönen Phrasen der Romantik und führte die Wirklichkeit auf die Bühne zurück.

Mit oder ohne plausible Erklärung ist Renés Mauserung kein Ereignis, das überraschen darf. Ernstere Männer als er, wie Maine de Biran, Gérando usw. haben noch weit schneller sich [143] wie Wetterfahnen mit dem Wind gedreht. Die Sitten und die Ereignisse jener stürmisch bewegten Zeit brachten solchen Überzeugungswandel mit sich. Chateaubriand hat sich offenerzig darüber ausgesprochen. „Man hat Dumouriez ein Verbrechen aus der Käuflichkeit seiner Grundsätze gemacht“, sagt er. „Die Berechtigung des Vorwurfs vorausgesetzt, wäre Dumouriez schuldiger als der Rest seines Jahrhunderts gewesen? Wir Römer dieses Zeitalters der Tugend, wir alle, wie wir sind, halten unsere politischen Kostüme für den Augenblick der Aufführung bereit, und gegen einen am Eingang entrichteten halben Taler kann jeder sich das Vergnügen verschaffen, uns in der Toga oder in der Livree, bald als Cassius, bald als Kammerdiener spielen zu sehen“ („Essai“, S. 333). Diese 1797 gedruckten Worte sind wunderbar prophetisch.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schossen die Renés wie Pilze aus der Erde empor. Sie waren arm und stolz, dürsteten nach Genüssen, wurden vom Ehrgeiz gequält und träumten von Riesenbesitz, der ihnen über Nacht in den Schoß fallen sollte. Untätig und ewig ruhelos, strebten sie unausgesetzt nach einem „unbekannten Gut“. Ihre Interessen ließen sie mit der Revolution sympathisieren, welche die *jüngste* Klasse der Nation emanzipierte und welche den *jüngeren* Söhnen der adeligen Familien den bis dahin verschlossenen Weg zu Ehren, Besitz und Macht eröffnete. Viele der Deklassierten der Aristokratie stürzten sich Hals über Kopf in die revolutionäre Bewegung; andere, die weltklüger, die furchtsamer waren – René zählte zu ihnen –, zauderten und warteten die Ereignisse ab. Die einen konnten sich den militärischen Aushebungen dadurch entziehen, daß sie in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung Unterschluß suchten, die anderen mußten emigrieren. Diejenigen, die den Heeren der Republik eingereiht wurden, schlugen sich tapfer, gewannen Epauletten, Titel und Grundbesitz; einige von ihnen, eine sehr kleine Anzahl, desertierten. Wenn René sich selbst zum Helden seiner Dichtung machte und in bilderreicher und glühender Sprache seine Seekämpfe schilderte, so gab er damit den quälenden, widerspruchsvollen, unklaren Empfindungen jener Masse junger, leidenschaftsdurchwühlter Leute Ausdruck, die, das Hirn fieberhaft erregt, eine Fata Morgana von Glück, Ruhm und Ehre vor den Blicken, mit abgelaufenen, durchlöcherten Schuhen durch den Kot wanderten. Es war die Zeit, wo es allen vergönnt war, alles zu erstreben, alles zu hoffen. Winkeladvokaten, Krämer, Handwerker, Stallknechte wurden zu Heerführern, Gesetzgebern und Diktatoren der Völker. „René“ ist die hochtrabende, schwülstige, verlogene und trotz [144] alledem tief wahrhaftige Autobiographie der Galearensklaven des Ehrgeizes jener Zeit.

Wenn René seine Leiden in der einfachen, klarflüssigen und geistvollen Sprache Voltaires und Diderots geschildert hätte, so würde sein Roman unbeachtet geblieben sein.<sup>7</sup> Wenn er nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit gesagt hätte, wäre sein Mißgeschick um so alltäglicher erschienen, je überspannter die Ideen der Leser waren. In seinem Erstlingswerk: „Essai sur

---

<sup>7</sup> Einige Zeit vor dem Erscheinen von „René“ wurde „Jacques le fataliste“ veröffentlicht. Laharpe, der damalige Herrscher in der Literatur – seinem Urteil beugte sich alles –, beurteilte dieses kraftstrotzende, geistvolle Werk wie folgt: „Eine nichtssagende Rhapsodie, die ebenso skandalös als langweilig, obgleich gottlos ist; platt, obgleich extravagant.“ „Le fanatisme ou la persécution“ etc. Œuvres complètes, t. V. 1820.

les révolutions etc.“ schrieb Chateaubriand, den die schmerzreiche, triviale Wirklichkeit zu Boden drückte, folgende Worte, die ihm Mangel und Seelenpein in die Feder diktierten: „Ich habe Hunger! Es gibt nur ein wirkliches Unglück: des Brotes zu ermangeln. Wenn ein Mensch seinen Lebensunterhalt, Kleidung, Wohnung und Feuer hat, so verblasen die übrigen Übel. Der nackte Mangel ist etwas Entsetzliches, weil die Sorge für das Morgen die Gegenwart vergiftet.“ Er jammerte kläglich, um Mitleid zu erwecken: „Mein ehemals so vorzügliches Gedächtnis ist durch den Kummer geschwächt ... Mich hat eine Krankheit befallen, die mir wenig Hoffnung läßt.“ Wenn es möglich gewesen wäre, daß seine Klage den Lärm der politischen Kämpfe und das Schlachtgetöse übertönt hätte, würden ihm jene Renés, die nicht mehr nach Brot und Fleisch hungerten, geantwortet haben: „Was geht uns Dein geschwächtes Gedächtnis und Deine untergrabene Gesundheit an? Auch wir haben unsere Leiden und unsere Schmerzen. Das Tier in unserem Innern ist übersättigt, wir müssen den Teufel in unseren Herzen und unserem Hirn berauschen.“

Aber als René seine Autobiographie schrieb, war für ihn die Stunde der trivialen Wirklichkeit vorüber. Die Erinnerung daran erschien ihm nur im Dämmerlicht der Vergangenheit. Es war ihm von ihr nur ein Nebelbild zurückgeblieben, dem die Empfindungen der Gegenwart Farbe verliehen. Die Schilderung seiner derart durch die Erinnerung idealisierten Leiden und die Erzählung seiner persönlichen Eindrücke, die sich mit dem Strome der zeitgenössischen Empfindungen vermischten, deuchten den Lesern eine Opernmusik, deren Melodie man lauscht, ohne auf den Text zu achten. Er sprach die bilderreiche, sentimentale Sprache, die seine Zeitgenossen verstanden, er würzte seine Erzählung mit allerhand Zutaten, die zu seiner Zeit gebräuchlich und beliebt waren. Chateaubriand erwies sich als unvergleichlicher Meister in dieser Art literarischer Kochkunst, er begeisterte Männer und Frauen und wurde der Gründer der romantischen Schule in Frankreich. [145]

### III

Die Bourgeois des Jahres 1802 hatten ein schreckliches Jahrzehnt hinter sich. Der eine von ihnen kehrte aus dem Exil zurück, der andere aus dem Gefängnis, diesen hatte man aus dem Bette geholt, um ihn als Soldaten an die Grenze zu schicken, jener war als „lauer Patriot“ denunziert worden. Diejenigen, die dank ihrer Unbedeutendheit unbehelligt geblieben, waren durch den Anblick von Vorgängen erschreckt worden, deren bloße Erinnerung sie schaudern ließ. „Die meisten Leute“, schrieb 1800 Madame de Staël, „sind durch die entsetzlichen Vorkommnisse erschreckt, zu deren Zeugen uns die politischen Ereignisse gemacht, sie haben gegenwärtig jedes Interesse an ihrer Selbstvervollkommnung verloren und sind zu sehr von dem Glauben an die Macht des Zufalls durchdrungen, um an den Einfluß der geistigen Fähigkeiten zu glauben.“<sup>8</sup>

Die Renés hatten für ihre Häupter gezittert; sie hatten sich in der Zwangslage befunden, das Auftreten, die Manieren der Sansculotten nachzuäffen, „sich zu erniedrigen, um nicht verfolgt zu werden“ (Mercure, Thermidor, Jahr VII). Chateaubriand nannte das poetischer „sein Leben herabdrücken, um es auf das Niveau der Gesellschaft zu bringen“. La Harpe zitterte vor dem Bilde „jener *schnauzbärtigen* Patrioten, unter denen sich viele Ex-Aristokraten befanden, die sich ehemals sehr aristokratisch gebärdet, seither aber gemausert hatten, und die den Säbel oder Stock im Namen der *Gleichheit* gegen einen armen Teufel erhoben, der sie zu duzen vergessen, und den sie in Trab zu bringen drohten“.<sup>9</sup> War man nicht mit eigenen Augen Zeuge

---

<sup>8</sup> Madame de Staël: „De la littérature considéré dans ses rapports avec les institutions sociales.“ Discours préliminaire, 1800. Madame de Staël entwickelt in diesem Werke geniale Ansichten über den Einfluß, den das soziale Milieu auf die Entwicklung der literarischen Form ausübt. Taine hat die Schrift geradezu schmachvoll geplündert, ohne indessen immer die Tragweite dessen zu erfassen, was er raubte.

<sup>9</sup> La Harpe: „Sur le tutoiement“, Œuvres complètes, t. V.

entsetzlicher Vorgänge gewesen, so hatte man wenigstens von solchen in der Art derer erzählen hören, welche René in seinem „Essai“ berichtet: Ein Nationalgardist durchbohrt mit seinem Bajonett ein kleines Mädchen, das seinen guillotinierten Vater beweint, „und legt sie so seelenruhig auf einen Haufen Leichen, als wäre es nur ein Bündel Stroh gewesen“. „Frauen, die rittlings auf Männerleichen saßen, welche sich in den zweirädrigen Karren türmten, suchten unter entsetzlichem Gelächter die ungeheuerlichste Geilheit zu befriedigen.“ Daß derartige Episoden geglaubt und weitererzählt werden konnten, charakterisiert zur Genüge die panische Furcht, die sich der Gemüter bemächtigt hatte. Die Furcht tötete die Liebe zum Leben und lähmte sogar den Wunsch, es zu verteidigen. „Ich habe“, so schrieb Riouffe, „die langen Züge von Leuten gesehen, die niedergemetzelt werden sollten; keine Klage entschlüpfte ihrem Mund, schweigend gingen sie dahin ... *sie verstanden nur zu sterben*. Nicht dem Tode zu trotzen müßte [146] man die Menschen gewöhnen, sondern dem Schmerz zu trotzen. Wie viele Leute haben sich den Kopf abschneiden lassen, weil sie fürchteten, man könnte ihnen einen Knochen zerschlagen.“<sup>10</sup> Nachdem „die Tyrannei der *Menschenfresser*“ (so nannte man die Jakobiner) gebrochen war, begannen die Renés, die sich durch Mogeleyen mit Assignaten, Nationalgütern, Lieferungen von Lebensmitteln und Vorräten aller Art bereichert hatten, einen anderen Feind ihres Grundbesitzes, ihres Goldes, ihrer Position zu fürchten. Sie zitterten, daß sie der monarchischen Reaktion Rechenschaft über den Ursprung ihres Vermögens und über ihre Haltung während der Revolution abzulegen hätten. Die Priester verließen die Schlupfwinkel, in denen sie sich verborgen hatten, sie säten Haß und riefen zur Rache auf. Voll Anmaßung kehrten die Adeligen in die Heimat zurück; sie drohten, daß sie die Schuldigen strafen, ihre früheren Güter zurücknehmen, jene schamlosen und ungerechten Vermögen in Nichts zerblasen wollten, welche Rivarol als „schreckliche Einwände gegen das Vorhandensein der Vorsehung“ bezeichnete. Die männlichen und weiblichen Renés, die seit zwei Jahren zitterten, konnten sich nun für Romane interessieren, die überladen waren mit überraschenden Begebenheiten, wilden Szenen und exzessiven Leidenschaften.

Die Lektüre sollte das Vergessen bringen: eine unglaublich große Masse von Romanen wurde auf den Markt geworfen, fünf bis sechs erschienen täglich. „Ein Händler mit Neuheiten im Palais du Tribunal (Palais Royal) erhielt in einem einzigen Vormittag vierzehn Romane zugesendet, die zum ersten Mal zum Verkauf ausgegeben wurden“ (Décade philosophique, 10. Messidor, Jahr IX). Eine Zeitschrift, „La Bibliothèque des romans“, die von Madame de Genlis, den Bürgern Legouvé, Fiévée, Pigault-Lebrun und anderen redigiert wurde, „gab die kritische Analyse der Romane ... nebst historischen Notizen über die Verfasser, ihre Werke und die darin vorkommenden bekannten verkleideten oder sinnbildlichen Charaktere“. Die kurze Wiedergabe des Inhalts etlicher Romane, die damals in der Mode waren, gibt am besten eine Vorstellung von dem Geschmack des Publikums in jener Zeit.

„Les Chevaliers du Cygne, conte historique et moral“ (Die Schwanenritter, historische und moralische Erzählung) von Madame de Genlis, in drei Bänden, jeder zu 400 Seiten (1796). Die Heldin stirbt bereits auf der dreißigsten Seite des ersten Bandes, allein ihr blutiger Leichnam kehrt aus dem Grabe zurück und schläft jede Nacht neben dem Gatten, einer Art Othello aus der Zeit Karls des Großen. Die Mode der mittelalterlichen Romane [147] begann. – „Le Moine“ (Der Mönch) erschien 1797. Dies die Geschichte eines spanischen Mönches, der ein schöner Mann und ein hinreißender Redner ist. Er verliebt sich in eine Nonne, verführt sie,

---

<sup>10</sup> Mémoire d'un détenu pour servir à l'histoire de la tyrannie des Robespierre, par Riouffe, arrêté à Bordeaux par un comité révolutionnaire.“ Die Schrift wurde einige Wochen nach dem Sturz der Thermidoristen veröffentlicht. Die entsetzliche Furcht, welche sich der Gemüter be-[170]mächtigt hatte, hat sich auf manche Kinder vererbt. Taine zitterte sein Leben lang unter der Furcht, welche sein Großvater während der Revolutionszeit empfunden hatte. Der Umstand erklärt die törichte Wut, die ihn manch ungereimtes Zeug gegen die Revolution rasonnieren ließ. Und doch war es die Revolution gewesen, die ihn emanzipiert!



wird gefoltert, auf lebenslänglich eingekerkert, beschwört den Teufel, erweckt Tote zum Leben und wandert, von Dämonen verfolgt, ruhelos, dem Ewigen Juden gleich, über die Erde. Chateaubriand schätzte diesen Roman. „Ernesta“ (1799) von der Bürgerin D’Antraigues – die Frauen schrieben damals sehr viel, während die Tribüne und das Schlachtfeld die Energie der Männer absorbierten – ist ein Roman von einem Realismus, der nichts zu wünschen übrig läßt. Übrigens wollten alle Romane jener Zeit Studien nach dem Leben sein. Die unglückliche Ernesta vermählt sich mit einem Blaubart, einem Riesen, dessen Wissen sich auf die Genealogie des Herzogs von Sachsen-Gotha beschränkt, dessen Hofjägermeister er ist. Er spricht nur von Hunden, Wölfen, Ebern, Karten und Würfeln, richtet sich im Spiel zugrunde, stiehlt die Diamanten seines Weibes, das er beschimpft, mißhandelt, an den Haaren schleift. Mit einem Fußtritt schleudert er sein zweijähriges Töchterchen gegen die Wand. Er lebt öffentlich mit einer Dirne und zwingt Ernesta, sie aufzunehmen. Er hält seine Gattin in einem düsteren Schloß des Schwarzwaldes gefangen und stirbt endlich, von seiner Mätresse ermordet, indem er die Unschuld seiner Ehegattin verkündet, die eine Heilige ist.

„La Décade philosophique“ (10. Pluiose, Jahr VII) erklärt nach einem Hinweis auf die blinde, einseitige Vorliebe für die englischen Romane: „Wir können behaupten, daß wir originale, auf eigenem Boden gewachsene Schauerromane (des horreurs) besitzen, die den Anspruchsvollsten genügen können; daß es uns keineswegs an gräßlichen Charakteren fehlt, die gräßlich gezeichnet sind; daß auch bei uns Gespenster von Fleisch und Bein herumspuken, nämlich Gespenster, die keine sind und durch deren glückliche Erfindung Mrs. Radcliffe sich ungeheuer ausgezeichnet hat; daß wir reich an Schilderungen von Sonne und Mond sind, an romantischen Landschaften und romanhaften Ereignissen; kurz, daß wir nicht weniger erfahren als unsere Meister in der Wissenschaft sind, die Dinge in die Länge zu ziehen, und in der Kunst, die Bände zu vervielfältigen ... Es ist gelungen, den *Spleen* in Frankreich heimisch zu machen; man hat versucht, den Humor nachzuahmen. Allein es muß wohl leichter sein, in der Art Radcliffes als Sternes zu schreiben, wenigstens könnte ich nicht von unseren Erfolgen in der Richtung des letzteren sprechen, ich muß mich mit der Erklärung begnügen, daß man bis jetzt nicht über harmlose Versuche hinausgekommen [148] ist.“ Madame de Staël konstatierte die nämliche Tatsache: „Seit unsere Staatseinrichtungen sich geändert haben, sind selbst in den ruhigsten Augenblicken der Revolution nicht einmal die auffallendsten Kontraste Gegenstand eines Epigramms oder eines geistreichen Witzwortes gewesen.“ Man nahm an, daß diese Unfähigkeit zu lachen und zu spotten eine vorübergehende Krankheit der Geister sei, die von den revolutionären Ereignissen aufs äußerste überreizt worden waren. Dem ist keineswegs so. Die Krankheit ist eine konstitutionelle; sie wird bedingt durch organische Ursachen, welche ich in dem vorliegenden Artikel nicht erörtern kann, so daß ich mich begnügen muß, auf die Tatsache selbst hinzuweisen. Die Romantik eröffnet das Zeitalter des Ernsten, der Melancholie, der Sentimentalität, der erhabenen Bilder und der ergreifenden Schilderungen. „Die heiteren Schriften“, sagte Frau von Staël mit einem seltenen prophetischen Blicke voraus, „werden als bloße Mittel zum Zeitvertreib verachtet werden, deren Erinnerung man nicht bewahrt.“ Sie zählt zu den Schundschriften: „Candide“ (von Voltaire) „und die Werke dieser Gattung, die sich mit spöttischer Philosophie über die Wichtigkeit lustig machen, die den edelsten Lebensinteressen beigelegt wird.“<sup>11</sup> Ein Romantiker, der ein „König der Kritik“ war, Jules Janin, konnte es wagen, ohne ausgepiffen und von der Lächerlichkeit getötet zu werden, ein moralisches und sentimentales Gegenstück zu „Rameaus Neffe“ von Diderot zu schreiben. Von allen neueren französischen Romanschriftstellern hat nur der einzige, von den Adlern des Romans höchlichst verachtete Paul de Kock ein wenig von der grobkernigen, lebensstrotzenden und überschäumenden Heiterkeit Rabelais’ und der altfranzösischen Erzähler wiedergefunden. Musset und Balzac haben in ihren Jugendwerken („Mardoche“ und „Jean

<sup>11</sup> Madame de Staël: „De la littérature etc.“, Discours préliminaire, s. partie, chap. XVIII, et 2. partie, chap. V.

Louis“) den Versuch gemacht, die spöttische Philosophie wieder aufleben zu lassen, welche die zarten Empfindungen Madame de Staëls und ihrer Zeitgenossen verletzte. Beide Schriftsteller haben sich beeilt, auf weitere Versuche zu verzichten. Der moderne Naturalismus, dieser Schwanz der Romantik, hat bis jetzt aus der Natur und dem sozialen Leben weder Heiterkeit noch Geist, noch skeptischen Spott zu schöpfen vermocht.

Geist und Heiterkeit waren gleicherweise vom Theater verbannt. „Wir lachen nicht genug“, bemerkte „La Décade“ (30. Fructidor, Jahr IV). „Die Schauspieler sind nicht mehr komisch. Man beklagt sich darüber, man ruft den Schriftstellern zu: ‚Bringt uns zum Lachen.‘ Allein, wenn sie eine ungeschminkte und naive Heiterkeit entfalten, so bewirkt unser Zartgefühl, daß wir sie auspfeifen, sie auf die Boulevards verweisen, als ob wir [149] befürchteten, uns durch unser Lachen zu kompromittieren.“ Während der Revolution war das Theater in eine Arena politischer Kämpfe verwandelt worden. Sansculotten und Aristokraten schlugen sich im Parterre; schließlich brachte man die Tagesereignisse in flüchtig und nachlässig zusammengewürfelten Dramen auf die Bühne. Im Monat Nivôse des Jahres IV spielten verschiedene Theater ein Stück, betitelt: „Réclamations contre l’emprunt forcé“ (Proteste gegen die Zwangsanleihe). Das Theater der „Cité Variété“ führte im Floréal des Jahres III ein Drama auf: „L’Intérieur des comités révolutionnaires ou les Aristides modernes“ (Das Innenleben der revolutionären Komitees oder die modernen Aristiden), in welchem die besiegten Jakobiner in den Kot gezogen werden. Im Frimaire des Jahres VI ward „Le Pont de Lodi“ (Die Brücke von Lodi) gespielt, welches Stück die Episoden der siegreichen Schlacht vorführte. Im Germinal des nämlichen Jahres erfuhren die Franzosen durch das Drama: „Les Français à Cythère“ (Die Franzosen auf Cythera), daß durch den Frieden von Campo-Formio die genannte mythologische Insel Frankreich einverleibt worden war. Neben diesen aktuellen Dramen, welche die Bühne in eine gesprochene Zeitung verwandelten, duldeten das Publikum nur komische Opern, die mit Wortspielen und Kalauern gewürzt waren, sowie Tragödien, in denen es von Morden wimmelte. In folgendem zwei Beispiele dafür. Das Sujet „Le Lévit d’Ephraïm“ (Der Levit von Ephraïm) ist vom Verfasser, Lemercier, dem Buch der Richter entlehnt. Das Stück erschien im Jahre IV. Ein Angehöriger des Stammes Levi wird von einem Scheusal verfolgt, das die Personifikation Carriers ist, der soeben guillotiniert worden war. Der Levit überliefert dem Scheusal seine Gattin und läßt sie von einer Räuberbande vergewaltigen. Darauf tötet er sie und schneidet ihren Leib in zwölf Stücke, die er unter die zwölf Stämme verteilt, um sie zur Rache anzuspornen. Der Akademiker Arnault ließ im Théâtre de la République eine Tragödie in fünf Akten aufführen: „Oscar, Fils d’Ossian“ (Oskar, Ossians Sohn). Oskar liebt Malwina, die Gattin seines Freundes, der im zweiten Akte stirbt und im vierten Akte von den Toten aufersteht, gerade im rechten Augenblick, um Oskars und Malwinas Vermählung zu verhindern. Oskar wird wahnsinnig, tötet seinen Freund, erhält seine Vernunft zurück und stirbt durch Selbstmord.

Eine so mit Greuelthaten gepfefferte Literatur konnte nur den Leuten zusagen, welche die Zeit der Schreckensherrschaft durchlebt hatten.

„Je weiter die Revolution hinter uns liegt“, schrieb die „Décade“ [150] (20. Floréal des Jahres V), „um so mehr scheint sich das Geschick Frankreichs zu erhellen.“ Lies: um so weniger zittern wir für unsere Häupter und unsere Börsen. Als die Gemüter allmählich ihre Ruhe zurückerlangten, forderten sie eine weniger scharf gewürzte geistige Nahrung.

Wie Pilze nach einem Gewitterregen, so schossen nun die psychologischen Romane in die Höhe, die Godwins kraftvollen und originalen Roman: „Caleb Williams“ – er wurde dramatisiert – zum Muster nahmen, sowie die sentimentalischen Romane, die mit „Werthers Leiden“ in die Mode gekommen waren. Während des Zeitalters der Revolution tauchen alle literarischen Gattungen, alle literarischen Strömungen auf, welche die Schulen der Romantiker, der Natura-

listen, Realisten, Dekadenten usw. der Reihe nach gepflegt, entwickelt und aufgegeben haben, um sich ihnen aufs neue zuzuwenden. Auf die Überschwemmung des französischen Büchermarkts mit englischen Romanen folgte eine Flut deutscher Romane. Die tränenreichen, faden und langweiligen Erzeugnisse, die jenseits des Rheins zusammengeschrieben wurden, fanden Übersetzer und Nachahmer in Frankreich. „Da der französische Geist“, schrieb ein Anonymus, „dem Bedarf des Landes nicht zu entsprechen vermag, habe ich einen ganz einträglichen Handel zum Zwecke des Imports der Erzeugnisse des nordischen Geistes gegründet. Es gibt Jahre, wo ich auf den deutschen Messen sehr ansehnliche Partien grober Literatur zusammenkaufe, die ich in Paris in einem Übersetzungsbureau verfeinern lasse. Dieser ehrliche Handel, der nicht weniger auf die Hebung des allgemeinen Geisteslebens als meines Vermögensstandes abzielt ..., verschafft mir den Ruf, kein Dummkopf zu sein, obgleich ich die Schwäche hatte, meinen Namen unter etliche der gekauften Werke zu setzen.“<sup>12</sup>

Melancholie und Sentimentalität bemächtigen sich des Romans. Es erschien z. B. 1799 „Emilie et Alphonse“ mit dem Untertitel: „danger de se livrer à sa premiere impression“ („die Gefahr, sich dem ersten Eindruck hinzugeben“), drei Bände. Alphonse, ein junger Spanier, den Schönheit, Anmut und vor allem „eine tiefe und rührende Melancholie“ auszeichnen, vergiftet auf den ersten Blick das Herz der allzu sanften, empfindsamen Emilie. – „Malwina“, vier Bände (1800), ist wie der vorgenannte Roman von einer Frau geschrieben. Malwina hat das Gelübde abgelegt, nicht etwa wie René Chateaubriands „Atala“, ihre Jungfräulichkeit der unbefleckten Gottesmutter Maria zu weihen, wohl aber ihr Leben ihrem Kinde zu widmen. Madame de Staëls „Delphine“ gelobte das Gleiche: damals war die Zeit feierlicher Gelöbnisse. Die Menschen waren in jenen Tagen so veränderlich, daß man [151] nicht wußte, was man erfinden sollte, um sie zu verhindern, mit den Ereignissen ihre Überzeugungen, Grundsätze, Gefühle und ihre Haltung zu ändern. Am Ende des Sommers beschworen sie eine Konstitution, und ehe der Herbstwind die Blätter entführte stimmten sie für eine andere. Die empfindsame Malwina beeilt sich, die Politiker nachzuahmen: sie vergißt ihren Schwur und liebt Sir Edmond, der schön, tapfer, melancholisch usw., aber ein Don Juan ist und ohne Gewissensbisse gleichzeitig mehrere Malwinas betrügt. – „Palmyra“, von Madame R. (1801). Ein dreifaches Mißgeschick lastet auf der Heldin: Palmyra ist arm, bürgerlicher Herkunft und ein uneheliches Kind. Die Unglückselige betet trotzdem einen Mylord an, den Simplicia, die Tochter des Herzogs von Sunderland, ebenfalls liebt. Der Don Juan von jenseits des Kanals würde ohne viel Umschweife beide Verliebte gleichzeitig mit seiner Gunst beglücken. Allein die Aristokratin und das Bürgermädchen entbrennen in edlem Wettstreit – nicht etwa wer den Gegenstand der gemeinsamen Leidenschaft erobert, sondern wer zugunsten der Nebenbuhlerin auf den Geliebten verzichtet. In öder, breiter Einförmigkeit schildert der Roman die klagende, weichliche, schmachtende, melancholische Liebe. Welcher Leser könnte ihn heutigentags bis zu Ende lesen? In jener Zeit hatte „Palmyra“ einen geradezu riesigen Erfolg.

Chateaubriands beide Romane: „Atala“ und „René“ dürfen das unschätzbare Verdienst beanspruchen, in einem kleinen Bande und in künstlerischer Form die wichtigsten sozialpsychologischen Charakterzüge der Zeit zu enthalten, welche zerstreut in zahllosen und jetzt unlesbar gewordenen literarischen Erzeugnissen zu finden sind, die Eintagsfliegen gleich heute entstanden und morgen verschwunden waren.

Das *Schicksal* hat seit ihrer Geburt Atala wie René gekennzeichnet. „Meine Mutter hatte mich im Unglück empfangen“, so erzählt Atala, die Tochter eines Weißen und einer Indianerin, „sie gebar mich unter schweren Verletzungen, man verzweifelte an meinem Leben. Um meine

---

<sup>12</sup> „Raison, folie, chacun son mot: petit conte moral à la portée des vieux enfants par P. E. L., Paris, an IX. Diese Broschüre, die nicht so drollig ist, wie man nach dem Titel schließen sollte, enthält interessante Ausführungen über die Teilung der Arbeit.

Tage zu retten ... gelobte meine Mutter der Engelkönigin, daß ich ihr meine Jungfräulichkeit weihen würde.“ „Ich habe meine Mutter bei der Geburt das Leben gekostet“, berichtet René von sich selbst. Und mit diesem Mißgeschick nicht zufrieden, fügte er hinzu: „Ich wurde mit der Zange aus ihrem Schoße gezogen.“ Diese romantische Aufschneiderei ist nicht seine eigene Erfindung. Sie ist eine Reminiszenz an Shakespeares „Macbeth“, den Chateaubriand in England kennen und bewundern gelernt hatte, was ihn allerdings nicht abhielt, den großen Briten zu lästern, um Fontanes und anderen reaktionären Beschützern wohlzugefallen.

[152] Das *Schicksal*, dieser religiöse Erklärungsgrund von Vorgängen, deren Ursachen sich unserer Kenntnis entziehen; das *Schicksal*, das die Romantiker von 1830 in ausgiebigster Weise gebrauchten und mißbrauchten, es war damals noch etwas anderes als ein literarisches Hilfsmittel, das man eben den alten Griechen abgeguckt hatte. Racine führt uns in seinen Dramen Griechen und Römer vor, unter deren Maske sich die Höflinge von Versailles bergen, welche die Helden seiner Tragödien sind, aber er nimmt nicht zum *Schicksal* seine Zuflucht, um ihre Handlungen zu erklären.

Anders zu Anfang unseres Jahrhunderts. Die Ereignisse der Revolution waren so unvorhergesehen, sie lösten einander so plötzlich ab und ihr Einfluß auf das Leben und das Geschick des einzelnen war so gewaltsam und unerwartet, daß die gewöhnlichen Begriffe von der Ordnung der Dinge verwirrt, auf den Kopf gestellt wurden. Die gewöhnlichen Erklärungen reichten nicht hin, um soziale Vorgänge verständlich zu machen, welche dem Blitze gleich trafen und zerschmetterten. Die geängstigten Gemüter setzten sie nicht auf Rechnung natürlicher Ursachen, sondern geheimnisvoller Einflüsse, sie machten Verschwörungen, schwarze Komplotte dafür verantwortlich, das Gold Pitts, das Gold des Herzogs von Orleans, Umstände, die mehr oder minder wunderbarer Natur waren. Der Mensch erschien als das Spielzeug schrecklicher Ereignisse, die nur dem blinden, unbewußten *Schicksal* gehorchten. Die Notwendigkeit, alles auf den Zufall, das *Schicksal* zurückzuführen, trieb die Gemüter in die Arme des Aberglaubens und des Katholizismus. Noch andere, ebenso realistische Gründe erklären die Renaissance des Katholizismus und den religiösen Zug, welcher der Romantik eigentümlich.

René, den das Unglück verfolgt, seitdem er den Mutterschoß verlassen, und den der Vater verstößt, findet nur Verständnis und Liebe bei seiner Schwester Amélie. Er belohnt die Zärtlichkeit, die sie seit seinen Kinderjahren an ihn verschwendet, indem er ihrer nur erwähnt, um seine Erzählung dramatisch wirksam zu gestalten, seine Person hervorzuheben und sich die Komplimente sagen zu lassen, die er sich anständigerweise nicht gut selbst sagen kann. „Die Erde bietet nichts, was Renés würdig wäre“, erklärte Amélie. Die Anbetung des eigenen Ichs ist Renés hervorstechendste Eigenschaft. In jenen Tagen der Revolution mußte man seiner Zuneigung die denkbar kleinste Ausdehnung geben, sie gleichsam innerhalb der eigenen Haut kondensieren, wie der griechische Philosoph all seine Schätze in seinem Hirn mit sich trug. Nur so bot man dem Unglück eine mög-[153]lichst kleine Angriffsfläche. Der kaltgrausame Egoismus war in jener Zeit eine für die Erhaltung des Individuums nötige Eigenschaft. „Interesse und menschliches Herz sind zwei gleiche Worte“, erklärte brutal Chateaubriand in seinem „Essai“ (S. 601).<sup>13</sup> Allein den Renés des Jahres 1802 war die naive Freimütigkeit des René vom Jahre 1797 abhanden gekommen. Sie verbargen die auf das eigene Ich konzentrierte Liebe unter Bergen sentimentaler Phrasen, um glauben zu machen, daß sie ihr Herz an die Menschheit und die gesamte Natur in freigiebigster Weise verschwendeten. Prosa und Gedichte triefen von humanitären Gefühlen. Das Wort *Philanthropie*, das vor der Revolution schüchtern in die Sprache eingeschmuggelt worden war, tönte nun von aller Lippen. Auguste

---

<sup>13</sup> Der Egoismus ist die Bourgeoistugend par excellence geblieben. Er ist das naturnotwendige Produkt des kapitalistischen Wirtschaftssystems und der freien Konkurrenz, welche in der kapitalistischen Gesellschaft den schonungslosen Krieg aller gegen alle entfesseln und unterhalten.

Comte, der pedantische und beschränkte Bourgeoisphilosoph, erachtete das Wort später für abgegriffen und führte ein Synonym dafür ein: *Altruismus*.

Amélie, die ebenso wie René aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde, hatte kein Vermögen. Die standesgemäßen Gatten waren äußerst dünn gesät, während es Überfluß von heiratsfähigen Mädchen auf dem Ehemarkte gab. Die Frage des Lebensunterhalts und Lebensinhalts dieser Mädchen war eine der sozialen Fragen jener Zeit, welche z. B. Say durch seine 1800 veröffentlichte platte Utopie „Olbie“ zu lösen suchte, indem er die Errichtung weltlicher Klöster für Mädchen und Witwen nach Art der flandrischen Beguinenhäuser vorschlug. Der Katholizismus hatte den mitgiftlosen Töchtern der Aristokratie vor der Revolution in den Klöstern ein Asyl geboten. Auch Amélie konnte sich noch in ein solches zurückziehen. Aber René's Schwester konnte unmöglich wie jede andere gewöhnliche Sterbliche den Schleier nehmen. Sie weihte ihr Leben Jesu, dem Seelenbräutigam, während ihr Herz von einer verbrecherischen Leidenschaft durchwühlt ward. Als Atalas Mutter in ihrem Schoße das Kind des Spaniers Lopez, des Feindes ihrer Rasse, sich regen fühlte, heiratete sie „den großherzigen Sinaghap, der durchaus einem König glich und von den Völkern wie ein guter Geist geehrt wurde“. Die blutschänderische Liebe seiner Schwester liefert René den Stoff zu der Hauptszene des Romans. Die Blutschande ist eines der effektvollsten literarischen Hilfsmittel der Romantiker.

Die Szene, in der Amélie den Schleier nimmt, ist hochdramatisch. Ihre mit Blutschande und religiösem Mystizismus gewürzte Leidenschaft sticht kräftig ab von den endlosen und banalen Betrachtungen René's über das Schicksal der Reiche sowie von seinen sentimental, tränenreichen Deklamationen über die Schwachheit der menschlichen Natur und seinen melancholischen [154] und langweiligen Ergüssen über die Einsamkeit. Die Tendenzromane waren damals an der Tagesordnung. Der „*Mercure*“ vom 1. Germinal des Jahres IX schrieb: „Der Roman ist nur ein Vorwand, der Zweck ist, von sich selbst zu sprechen; der Roman ist eine Arena, in der man angreift und sich verteidigt. Die Anspielungen an die persönliche Haltung, die persönlichen Überzeugungen und Ansichten des Verfassers kehren unaufhörlich wieder. Im Roman führt der Verfasser seine Politik, seine Moral, seine Literatur, seinen Ruf, sein Talent, sein Geschlecht zum Siege.“ – „*La Nouvelle Héloïse*“, ein allgemein nachgeahmtes Muster, wimmelt von moralischen Abhandlungen, politischen Traktaten, religiösen, literarischen und anderen Kontroversen. Durch das kräftig pulsierende, leidenschaftliche politische Leben, das Jahre hindurch die Gemüter und Geister so gut wie ausschließlich gefangengenommen hatte, war man an langatmige Auseinandersetzungen gewöhnt worden. Sie allein reichten nicht hin, um einen Roman von den Dutzenden anderer zu unterscheiden, die jeden Monat erschienen, und ihm eine allgemeine Popularität zu sichern. So erschien einige Jahre vor „*René*“: „*Les rêveries sur la nature primitive de l'homme*“ von Senancour („*Träumereien über die ursprüngliche Natur des Menschen*“). Obgleich das Werk von Melancholie überfloß und mit metaphysischen Salbadereien überladen war, blieb es unbeachtet. Sainte-Beuve konstatiert die Tatsache und fügt ihr hinzu: „René's Welt wurde tatsächlich von dem entdeckt, dem nicht die Ehre zuteil wurde, ihr seinen Namen zu geben.“ Sainte-Beuve irrt sich. René's Welt war schon vor Senancour und Chateaubriand entdeckt worden, aber dem Letzteren fiel die Ehre zu, ihr das Gepräge seiner Individualität aufzudrücken. Er verstand es, sich der Sprache, der Bilder, der Leidenschaften seiner Zeit zu bedienen, die sentimentale und ideale Welt zu verkörpern, welche in Hirn und Herz seiner Zeitgenossen lebte.

Senancour, der gegen 76 Jahre alt wurde, lebte traurig und einsam; er war zartfühlenden, krankhaft empfindsamen und düsteren Charakters; voll tiefer Melancholie klagte er sein Leid in die Welt hinaus. Das Jahrhundert war dagegen jung, schäumte von Kraftgefühl über, es wollte leben, genießen, Raum und Zeit überwinden. Der im Käfig eingeschlossenen Lerche gleich stieß es sich die Brust an den Hindernissen blutig, die seine Bewegungen hemmten.

Heftige Krisen erschütterten es aufs tiefste. Es gähnte und reckte sich, stellte sich auf die Fußspitzen und streckte die muskulösen Glieder. Sein zeitweiliges Unbehagen war nur eine Folge von Übermüdung oder von unbetätigter Lebenskraft. Die Menschen liebten die Taten und suchten die Bewegung. [155] Diejenigen, welche durch den Gedanken wirkten, waren tatkräftige Naturen, wie Julien Sorel in „Rouge-et-Noire“, und nicht Schwächlinge und Welt-schmerzler, wie Obermann Amaury in „Volupté“ und Didier in „Marion de Lorme“.<sup>14</sup> Senancour ist innerlich viel weniger mit seinen Zeitgenossen als mit der Generation von 1830 verwandt, deren Lebenskraft abgenommen hatte. Außerdem lebte er in der Schweiz, in einem sozialen Milieu, das weniger leidenschaftlich erregt war als das zeitgenössische Frankreich und England. Chateaubriand ist der typische literarische Vertreter der Generation, die zu Anfang dieses Jahrhunderts dreißig Jahre zählte. Er lebte untätig, die Langeweile verzehrte ihn, die Leidenschaft schüttelte ihn wie ein Fieber, und er dürstete nach Abwechslung. Er verabscheute die Einsamkeit, wie Madame de Staël, Rivarol, Fontanes und alle seine Zeitgenossen sie verabscheuten. Aber während er sich in der Wirklichkeit angelegen sein ließ, die Einsamkeit zu fliehen und sich in den tosenden Strom der gewöhnlichen Sterblichen zu stürzen, sang er in den falschesten Tönen von seiner erlogenen schwärmerischen Liebe zur Einsamkeit. Auch das ist typisch. Als man Madame Staël, einer begeisterten Sängerin der Einsamkeit, die Schönheiten des Genfer Sees pries, rief sie bekanntlich aus: „Oh, wie schön ist der Rinnstein der Rue de Bac.“ Die Unwahrheit des Gefühls und die Überschwenglichkeit des Ausdrucks sind charakteristische Merkmale der Romantik gewesen, von ihrem Ursprung an, der auf Rousseau zurückreicht, bis in unsere Zeit. Die Literatur der Bourgeoisie mußte verlogen sein wie ihre Annoncen, ihre Reklamen, ihre Prospekte, sie mußte gefälscht sein wie ihre Waren.

Die eintönigen und krankhaften Klagen Senancours sind wahr, sind empfunden; Renés Gefühle sind künstlich gewaltsam aufgebauscht und derart auf die Spitze getrieben, daß sie lächerlich wirken. Aber gerade das Übertriebene der Gefühle und das Unwahre des Tones gefielen in seiner Zeit. Die Menschen jener Tage regten sich auf, spannten ihre Kräfte auf das äußerste an, um sich eine Stellung zu erobern, um über die Welt des Greifbaren sich hinauszuschwingen und die Glut und Leidenschaft, die Liebe zum Wechsel und zur Tat zu erschöpfen, die in ihrem Hirn lohten. Das eintönige Alltagsleben widerte sie an. „Was!“ so riefen sie aus, „wir sollten Tuch abmessen, Briefe abschreiben und wegen einer lumpigen Kleinigkeit Prozesse führen, wenn man nur in Getreide, Zucker, Kerzen oder sonst einer Ware zu spekulieren braucht, um als Millionär aufzuwachen. Was! Wir sollten in einem Laden hocken, bei Ausübung eines Handwerks verdummen, wenn die Bettler von gestern, die jeder kennt, die [156] jeder mit dem Finger zeigen kann, heute in Equipagen fahren, prächtige Paläste bewohnen, von Gold strotzend und mit Juwelen bedeckt, sich spreizen und sich in den Ministerien breit machen. Haben nicht auch wir ein Anrecht auf die Millionen und die Genüsse der Marquis, der Herzöge, aller der Junker von gestern, welche wir vor die Tür geworfen haben? Das gleiche Recht auf Stellung und Vermögen, das ist die glorreichste Errungenschaft der Revolution!“ Vermögen langsam durch die Arbeit zu erringen, das war altmodisch, das entsprach der alten Moral, der alten Routine. Die Revolution hatte doch die Bourgeois nicht befreit, um sie in das Joch der Arbeit zu zwingen. Sie begehrten Reichtum, der ihnen plötzlich, mühelos zufiel, den ihnen ein glücklicher Wurf im Spiel, eine gelungene Spekulation brachte. Sie spielten und spekulierten mit Leidenschaft. Heftige Begierden, welche durch den Anblick des Erfolgs zum Weißglühen erhitzt, durch das Gebot der Wirklichkeit abgekühlt wurden, quälten damals auch die unbedeutendsten Köpfe der Bourgeois, deren Klasse durch die Revolution plötzlich emanzipiert worden war. Um ihre hochgradig erregten, unstillbaren Begier-

---

<sup>14</sup> Obermann = Titelgestalt des Romans von Senancour; Amaury = Titelgestalt in Sainte-Beuves analytischem autobiographischem Roman „Volupté“ (Wollust); Didier = Liebhaber in Victor Hugos romantischem Drama „Marion de Lorme“. (Anmerkung des Herausgebers.)

den einzuschläfern, berauschten sie sich an einem Ideal wie mit Opium. Sie schufteten in das Land der Träume, in die Welt der Lüge, in die Welt der Poesie.

Das Versgeklänge des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Poesie erstarren und verknöchern lassen, sie unfähig gemacht, den neuen Gefühlen der sozialen Psyche Ausdruck zu verleihen. Die Revolution bewirkte eine Erneuerung der Sprache, die auf der Tribüne gesprochen, in Zeitungen und Romanen geschrieben wurde. Worte, Redewendungen, Satzbildungen, Bilder, Vergleiche, die aus allen Teilen Frankreichs und von allen Schichten der Nation stammten, hielten ihren Einzug in die sorgsam gedrechselte, abgeschliffenen, leichte und elegante Sprache der aristokratischen Salons, in die Sprache Montesquieus und Voltaires, und revolutionierten sie. Die Prosa nahm dichterischen Schwung an, weil die Poesie in die ödste und steifste Prosa verfallen war. Chateaubriand bemächtigte sich der von der Revolution geschmiedeten Sprache und handhabte sie als genialer Virtuose. Erst nachdem die Sprache der Romantiker in der Prosa ihre rhetorische Überlegenheit erwiesen und die Elemente einer Sprache der Poesie herausgearbeitet hatte, konnte Victor Hugo seinerseits die Romantik auf dem Gebiete der Poesie zum Siege führen. [157]

#### IV

Madame de Staël lebte jahrelang in unfreiwilliger Abgeschiedenheit in nächster Nachbarschaft der Alpen mit ihrem jungfräulichen Schnee, ihren geheimnisvollen Abgründen und Schluchten und ihren melancholischen Nadelwäldern. Und doch war sie von dieser gewaltigen Schönheit so wenig ergriffen, daß sie den oben angezogenen Ausspruch tat. Sie entdeckte die Schönheiten der Natur erst, nachdem sie Italien bereist und vor allem, nachdem sie sich wiederholt mit dem Studium der Kantschen Metaphysik beschäftigt hatte, die man damals in Frankreich einführte, um sie dem philosophischen Materialismus entgegenzustellen, den man für alle Verbrechen und Schrecken der Revolution verantwortlich machte. Nie hätte ein Pariser aus der Zeit des Konsulats sich träumen lassen, daß ein Sonnenuntergang in Fontenay oder ein Mondaufgang in Saint-Cloud Schauspiele seien, die Interesse verdienen. Und doch entstand in jenen Tagen die Schwärmerei für Sonnen- und Mondaufgänge und für die Schönheiten der Natur. Aber die Natur, inmitten deren man lebte, die man tagtäglich sah, galt nicht für die wahre, die schöne Natur, die das Gemüt entzückte. Nur an einer neuen, einer unbekannten Natur konnte sich der Geist erheben. Von einer Inspiration des Genies geleitet, versetzte Chateaubriand in seiner „Atala“ und seinem „René“ die Leser jenseits des Atlantischen Ozeans, an die Ufer des Meschacébé – der Name Mississippi wäre ja zu bekannt, zu „alltäglich“ gewesen und hätte außerdem an die Mississippi-Spekulationen Laws erinnert. Chateaubriand versetzte seine Leser inmitten einer Natur, die eine wirkliche Natur war, weil man sie noch nie gesehen hatte und weil man sich keine Vorstellung von ihr machte. In Nachtreterei von Bernardin de Saint-Pierre (dem Verfasser von „Paul et Virginie“, 1784) bepflanzte er seine Landschaft mit exotischen und unbekanntem Pflanzen: mit Tulpenbäumen, Sykomoren, Azaleen, Feuerbohnen, Sassafrasbäumen. Volney hatte in seinen „Ruinen“ (les Ruines) „das melancholische Geheul der Schakale“ ertönen lassen. Der Verfasser von „Atala“ bevölkert die einsamen Wälder und Prärien, die er schildert, mit einer ganzen Menagerie kläffender, brüllender, heulender Bestien: Vielfraße, Panther, kanadische Rentiere, Klapperschlangen und „von Weintrauben berauschte Bären“. In die Gewässer des Meschacébé ließ er „Bisons mit zottiger und majestätischer Mähne“ tauchen. Er lagerte „unter die Tamarinden Krokodile, die nach Ambra riechen“ und die beim Sonnenuntergang brüllen. (Eine Bemerkung nebenbei: sind die nach Ambra riechenden Krokodile – nach Moschus [158] wäre richtiger – nicht Vorboten jener Literatur der Nase, welche Senancour und später Baudelaire und Zola zu so hoher Vollendung entwickeln sollten?) In der Zeit, wo „Atala“ erschien, bevölkerte man den Pariser Jardin des Plantes mit wilden Tieren, die teils von Ägypten importiert, teils aus Holland genommen wurden. Diese Tiere erregten die höchste Neugier der Pariser. In Menge strömten sie herbei, um die „fremden Gä-

ste“ zu betrachten, zu beobachten; eifrig lasen sie alle die Einzelheiten, welche die Zeitungen über die Gewohnheiten der Tiere, über ihre Anhänglichkeit an ihre Wärter usw. berichteten. Eine Broschüre, welche die Freundschaft zwischen einem aus Afrika stammenden Löwen und einem Hunde schilderte, erlebte mehrere Auflagen. Die Konzerte, die man für den musikliebenden Elefanten gab, den man aus den Gärten des Königs von Holland weggeführt hatte, wurden sehr zahlreich besucht. Die Leser fanden in „Atala“ und in „René“ die wilden Tiere wieder, für welche sie sich so lebhaft interessierten.

Ogleich Chateaubriand sich von der Welt abgewandt hatte, die „nur die mit den Tränen der Lebenden geknetete Asche der Toten ist“<sup>15</sup>, interessierte er sich doch für die Tagesereignisse und trug der Aktualität Rechnung. René spricht z. B. von Griechenland, Italien, Schottland als von Ländern, die er besucht hat, und dies nicht nur um zu zeigen, daß er trotz seiner Armut die Welt wie ein Lord durchreiste, sondern auch, weil das Publikum damals ein lebhaftes Interesse für jene Länder hatte. Mit „Ossian“ war Schottland in die Mode gekommen, und man sprach viel von Griechenland, dessen von Bonaparte in Italien geraubte Statuen nach Paris übergeführt wurden. Der Geschmack des Publikums wird treffend charakterisiert durch die damals sehr zahlreich veröffentlichten Beschreibungen von abenteuerlichen Fahrten, Forschungs- und Entdeckungsreisen usw.

Das feine Erfassen des Aktuellen ist eine der charakteristischen Eigenschaften Chateaubriands und eine der Ursachen seines ungeheuren Erfolges. Zum Beweis für diese Behauptung greifen wir drei Beispiele aufs Geratewohl aus vielen heraus. Der Pater Aubry in dem Roman „Atala“ besitzt einen Hund, der wie die Alpenhunde „die verirrtten Wanderer aufspürt“. In den amerikanischen Urwäldern konnte der gute Hund dem guten Pater herzlich wenig nützen. Aber Bonaparte hatte damals gerade an der Spitze von dreißigtausend Mann die Alpen überstiegen, und alle Welt sprach von den Mönchen des Sankt Bernhard und von dem wunderbaren Scharfsinn ihrer Hunde, die, wie man versicherte, vielen verschneiten Soldaten das Leben gerettet hatten. – René feiert in überschwenglicher Weise das Geläute der Glock-[159]ken. „Oh, welches Herz, und wäre es noch so verhärtet, hat nicht beim Klange der Glocken gebebt ... In den verzückten Träumen, in welche uns der Klang der Glocke der Heimat versenkt, finden wir alles wieder: Religion, Familie, Vaterland, die Wiege wie das Grab, die Vergangenheit wie die Zukunft.“ In den Zeiten der Revolution war das kirchliche Geläut verboten worden, hatte man aus dem Metall der Glocken Kanonen gießen lassen. 1801 dagegen ging in Paris eine Petition herum, um „die Regierung zu veranlassen, ihre Einwilligung zu geben, daß le gros Bourdon, die große Glocke von Notre Dame, die öffentlichen Feste einläuten dürfe ... Es ist Zeit, unser Ohr die himmlische Harmonie genießen zu lassen, die in allen wahren Franzosen die süßesten Erinnerungen wachruft... Welches Glück, daß die große Glocke der Ächtung entgangen ist, die seit zehn Jahren auf allen Glocken der Republik lastet.“ – „Eines Tages“, erzählt René, „befand ich mich auf dem Gipfel des Ätna... von Leidenschaft durchwühlt, saß ich am Krater jenes Vulkans, der inmitten einer Insel glüht.“ Dem Leser von 1896 wird dieser Satz ohne Zweifel lächerlich gesucht erscheinen. Im Jahre 1802 dagegen erinnerte er an kürzliche Ereignisse. Übrigens war der Satz nicht Chateaubriands Erfindung, er war von diesem vielmehr der Sprache des politischen Lebens entlehnt. Auf den Tribünen der Klubs und in den parlamentarischen Körperschaften donnerte man von „den Vulkanen, auf denen man ging ... in denen es arbeitete, die Lava spieen“ usw. „Le Bulletin de Paris“ (12. Thermidor, Jahr X) erklärte, daß „die Wünsche der Bürger Napoleon Bonaparte aufforderten, er möge für immer den Krater der Revolutionen versiegeln“. Man kann die Übertreibungen des die Puristen entsetzenden bilderreichen Stils Chateaubriands nicht begreifen, wenn man nicht eine Vorstellung von der Sprache besitzt, die zu seiner Zeit auf den Rednertribünen und

---

<sup>15</sup> „Atala“, erste Auflage. Alle nacheinander erschienenen Auflagen haben eine Umarbeitung erfahren.



in den Zeitungen gang und gäbe war.<sup>16</sup> Die Vulkane beschäftigten damals die Phantasie und die Gemüter. Im Jahre VIII erschienen gleichzeitig zwei Übersetzungen von Kotzebues „Abenteuer meines Vaters“, das im Theater einen Riesenerfolg errang. Der Verfasser erzählt, daß seine Mutter im fünften Monat ihrer Schwangerschaft Deutschland verläßt und nach Neapel reist, wo sie die Laune hat, den Vesuv zu besteigen. Am Krater des Vulkans stolpert sie und kommt vor der Zeit nieder: Kotzebue wird auf einem Vulkan geboren. „Le Mercure“ (16. Brumaire, Jahr X) berichtet, daß zehn moderne Empedokles in den Krater des Vesuvs hinabgestiegen seien, was offenbar weit abenteuerlicher war, als auf einem Vulkan geboren zu werden oder von Leidenschaft durchwühlt am Krater des Ätna zu sitzen. Fast zu jedem [160] Satz in „René“ und „Atala“ könnte man einen historischen Kommentar schreiben, der erweisen würde, welch inniger Zusammenhang der Gefühle und Ideen zwischen Chateaubriand und seinem Publikum bestand. Aber nachweisen, daß der Schriftsteller von Talent seine Zeit reproduziert, heißt keineswegs mit Victor Hugo schlußfolgern, daß „die Zeiten nach dem Bilde der Dichter geformt sind“.<sup>17</sup>

Die Romantiker von 1830 schworen auf ihre Dolche von Toledo, daß sie den Pegasus ritten und gen Himmel stiegen, um die Sterne herabzuholen und sich ins Ideal zu versenken, weit, o sehr weit von der Welt des Stofflichen, ihren armseligen Leidenschaften und ihren groben Interessen. Es haben sich Bourgeois gefunden, welche die maßlosen Hyperbeln von Victor Hugo und Genossen wörtlich nahmen und welche so naiv darauf hineinflielen, wie Morellet, dieses literarische Fossil aus der Zeit von 1789, der einer der eingefleischtesten Gegner der jungen Romantik war. Chateaubriands Neologismen und „das Übermaß des bilderreichen Stils“ verwirrten sein akademisches Hirn derart, daß er Chactas und Atala für Wilde hielt und daß er gar nicht merkte, welch gute Bekannte „der gute Herr Aubry“, „der fromme Chactas... dieser Wilde, der seine Schule durchgemacht“, und die „Zaire des Meschacébé“<sup>18</sup> seien. Der Verfasser hatte sie mit fremdländischen Namen aufgeputzt, um der Mode zu genügen, welche Heldinnen verlangte, deren Namen auf „a“ endeten: Stella, Agatha, Camilla, Rosalba, Malwina, Zorada, Palmyra, Atala usw. Ein Spaßvogel ließ sich dadurch nicht hinter das Licht führen. Er zeigte an, daß die von den Toten auferstandene, nach Paris übergeführte und von Ärzten untersuchte Atala in einem Häuschen im Garten des Bürgers Chateaubriand wohne. Wenn man sich nicht, wie Morellet, durch das Gleißeln der Namen und Worte und die Farbenpracht der exotischen Landschaften blenden, durch das Krächzen der „grünen Papageien“ betäuben und „das Gebrüll der Tiger und Krokodile“ erschrecken läßt, so ist nichts leichter, als in dem Pater Aubry einen Priester zu entdecken, der vor den Verfolgungen zur Zeit der Revolution in die Wälder geflüchtet war, und in Chactas und Atala echte Pariser des Jahres 1801, die nie ihre Gesichter tätowiert, nie in ihre Haare Truthahnfedern geflochten und nie in die Nase Glasperlen gesteckt hatten.

Chateaubriand bewohnte seit 1793 England und studierte dessen Literatur. Es ist daher nicht überraschend, daß sein erster Roman die Spuren seiner englischen Lektüre trägt. Die Mythologie des Indianerstammes der Natchez ist Miltons „Verlorenem Paradies“ entlehnt, das Chateaubriand übersetzte. Aber er hätte [161] nicht einmal Paris zu verlassen brauchen, um unter den Einfluß der Schriftsteller von jenseits des Kanals zu geraten. Denn seit der Revolution und bis zu den Jahren VII und VIII – das heißt bis zur Zeit, wo die Überschwemmung mit Gedichten, Dramen, Romanen, ästhetischen und philosophischen Werken von jenseits des Rheins begann – herrschte in Frankreich die englische Literatur. Man las Shakespeare, man bewun-

<sup>16</sup> In einer Studie über „Die französische Sprache vor und nach der Revolution“, welche in der „Ere nouvelle“ erschienen ist, habe ich zahlreiche und interessante Beispiele davon gegeben. Ich verweise den Leser auf diese Arbeit. (Siehe Seite 75.)

<sup>17</sup> Victor Hugo: „William Shakespeare.“

<sup>18</sup> J. M. Chénier: „Les nouveaux saints“. Diese sehr wenig satirische Satire erlebte trotz allem binnen vier Monaten fünf Auflagen.

derte Young und Thomson und man schwärmte für Macphersons „Ossian“, den man in Poesie und Prosa, in Romanen und Tragödien reproduzierte. Die Werke von Richardson, Goldsmith, Fielding, Smollett, Godwin, von Frau Radcliffe und Frau Edgeworth, kurz alle englischen Romane wurden fast unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung in der Heimat ins Französische übersetzt. Die Spannung, mit der das Publikum die englischen Werke erwartete, war eine so hochgradige, daß von dem Roman: „Rosa oder die Tochter als Bettlerin“ von Frau Bennett die einzelnen Druckbogen, sobald sie fertig geworden, von London nach Paris geschickt wurden, um dort sogleich übersetzt zu werden („La Décade“, 20. Brumaire, Jahr VI). Eine Revue, „La Bibliothéque britannique“ (Die Britische Bibliothek), hielt durch sehr ausführliche Auszüge das Publikum über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur auf dem laufenden. Die Schwärmerei für die englischen Werke war ungeheuerlich, französische Originalromane gaben sich für Übersetzungen aus dem Englischen aus, um Erfolg zu erzielen.<sup>19</sup> Die Mode der Bourgeoisie wies alles zurück, was französisch war. Sogar Molière erschien auf der französischen Bühne in der Travestierung des Italieners Goldoni. Das patriotische Empfinden erlosch, das in der Sturm-und-Drang-Zeit der Revolution so mächtig gewesen war. Die Idee des Vaterlands, deren die Männer des Konvents sich als eines Hebels bedient hatten, um die ganze Nation in Bewegung zu setzen und an die Grenzen zu werfen, war verdächtig geworden. „Hinter den Worten: *für sein Vaterland sterben*“, schrieb Chateaubriand, „sieht man nur Blut, Verbrechen und die Sprache des Konvents.“<sup>20</sup> Der „Mercure“ vom 3. Vendémiaire, Jahr XI, der das Wort „Patriotismus“ angewendet hatte, erklärte in einer Note, daß er das Wort „in seiner ursprünglichen Bedeutung gebrauchte, die es vor der Revolution hatte; denn die Männer von 1792 besaßen keinen Patriotismus, obgleich sie sehr viel vom Vaterlande sprachen“. Einige Jahre später bewiesen die Bourgeois von Paris ihren Patriotismus, indem sie die Stiefel der von Blücher geführten Preußen und der Kosaken des Zaren Alexander leckten, die das besiegte Frankreich verwüsteten und plünderten.

[162] Richardsons beide Romane „Clarissa Harlowe“ und „Pamela“ hatten Paris vor und nach der Revolution begeistert. Man ahmte den ersteren nach, man brachte ihn auf die Bühne: im Monat Nivôse des Jahres V wurde der „Lovelace français“ („Französische Lovelace“; Lovelace ist der Held des Romans Clarissa Harlowe), Komödie in fünf Akten, aufgeführt. Der Name des Helden ging in die französische Sprache über. Atala ist eine französisierte und als Witwe verkleidete Clarissa Harlowe. Miß Atala ist durch und durch von dem britischen Hochmut erfüllt; sie verachtet die Indianer, mit denen zu leben das Schicksal sie Verurteilt hat. Bis zum Erscheinen Chactas fällt es ihr nicht schwer, unberührt das zu bewahren, was Dumas „das Kapital des jungen Mädchens“ nennt.

Den Theorien geht es zuweilen sonderbar. Ein schottischer Pfaffe, Malthus, entdeckt ein sogenanntes Bevölkerungsgesetz, und sofort bilden sich Vereine anständiger, gutgesinnter Bourgeois, die das englische Volk die Kunst lehren, keine Kinder zu zeugen. Ohne Erfolg. In Frankreich betäubt man das Publikum mit moralischen Deklamationen gegen den Malthusianismus, und man praktiziert ihn in einem Umfange, daß die schwache Bevölkerungszunahme Statistiker und Politiker beunruhigt. Ein Pariser, der Notre Dame de Lorette verherrlicht hat, der Dichter

<sup>19</sup> Chateaubriand soll uns berichten, in welcher Weise die Engländer sich dafür erkenntlich erwiesen. „Als wie für unsere Nachbarn mit Begeisterung erfüllt waren“, sagt er, „als in Frankreich alles anglisiert war: Hunde, Pferde, Gärten und Bücher, wurden die Engländer aus dem Instinkt des Hasses gegen uns antifranzösisch. Je mehr wir uns ihnen näherten, um so mehr entfernten sie sich von uns. Dem allgemeinen Gelächter auf ihren Bühnen preisgegeben, sah man in allen Possen John Bulls einen mageren Franzosen in apfelgrünem Frack, den Hut unter dem Arm, mit dünnen Beinen, einem langen Frackschoß und dem Aussehen eines verhungerten Tanzmeisters oder Friseurs. Man zog ihn bei der Nase, und er aß Frösche. Auf unserem Theater ist der Engländer stets ein Mylord oder ein Offizier, ein Held voll Gefühl und Großmut“ (Chateaubriand: „Essai sur la littérature anglaise“).

<sup>20</sup> „Le Génie du Christianisme“, t. IV, p. 589, s. édition.

der Kameliendame, entdeckt das Jungfräulichkeits-Kapital; aber es ist England, wo sich die Mädchen ohne Mitgift verheiraten, in Frankreich dagegen müssen sie ein Kapital in klingender Münze mitbringen, damit ihnen das andere Kapital abgenommen wird. Die jungen französischen Mädchen kümmern sich wenig um das, was nach Dumas ihr Kapital ist; es muß von Müttern, Tanten, Freundinnen und Bekannten in der Rolle der Tugenddrachen gehütet werden. Die englischen Misses tragen Sorge, selbst ihr Kapital zu behüten. Atala kommt aus ihrer Schule, sie wacht selbst über sich. „Ich bemerkte um mich“, erklärt sie mit hochmütig gezogener Lippe, „nur Männer, die unwürdig waren, meine Hand zu erhalten ...“, even to flirt with (die sogar unwürdig gewesen wären, mit ihnen zu tändeln), würde sie hinzugesetzt haben, wenn sie englisch gesprochen hätte. Da taucht Chactas auf, und die Französin erwacht plötzlich in ihr. Sie fühlt, daß ihr ein Mann gegenübersteht, der imstande ist, ein Weib zu betören. Auf seinen Vorschlag, gemeinsame sentimentale Spaziergänge durch die Wälder zu unternehmen, antwortet sie: „Mein junger Freund, du hast die Sprache der Weißen gelernt, und es ist sehr leicht, eine junge Indianerin zu täuschen.“ Trotz der englischen und indianischen Schminke erkennt man an dieser Antwort die gewitzigte Pariser Grisette, welche weiß, daß das [163] Fleisch schwach ist und das sanfte Geflüster sehr stark im Schatten der Walder von Romainville. Eine Engländerin kennt keinerlei Furcht. Ein Kampf zwischen ihrem religiösen Gefühl und ihrer Liebe entbrennt nun in dem Herzen der sanften Atala, die ihrer Mutter hatte geloben müssen, ewig unvermählt zu bleiben. Eine echte Indianerin hätte nicht eine Minute gezaudert, die religiösen Gelübde zu vergessen und der Stimme des Herzens zu folgen. „Die Wilden leben ganz ihren Gefühlen, wenig den Erinnerungen und gar nicht der Hoffnung“, sagt Volney, der die Rothäute etwas weniger sentimental als Chateaubriand beobachtet hatte.<sup>21</sup> Ein Fräulein aus der Zeit der Fronde wäre über die Mauern von zwanzig Klöstern geklettert, um ihrem Herzen zu gehorchen. Das Fräulein von la Vallière ließ den Herrgott samt seinen Heiligen, die Jungfrau Maria und ihren Sohn Jesus im Stich, als ihr königlicher Geliebter ihr winkte. Eine empfindsame Malwina von 1801, die sich „in leichte Stoffe wie in eine durchsichtige Wolke hüllte, so daß das Auge gleichzeitig sowohl die Zartheit des Fleisches wie die Pracht des silbern schimmernden Stoffes erfaßte“, würde die Achseln gezuckt haben, falls jemand von ihr verlangt hätte, daß sie ihre Leidenschaften auf dem Altar der Religion opfern sollte. Als noch deutlichere Antwort hätte sie den Refrain des Liedes gesummt, das so populär gewesen war:

„Man tat gut, die Hölle zu erfinden,  
Um die Kanaille zu erschrecken.“

Aber Atala war nach englischem Muster gebildet. Ihr Erzeuger hatte sie nur über den Kanal geschickt, um zu verhindern, daß die Tochter die in Paris veröffentlichten Romane lese, welche um die Wette die Frauen lehrten, „daß man seinem Herzen nicht widerstehen kann, daß man unaufhörlich lieben muß, daß die Liebe die Quelle der Tugenden, der Freuden, des höchsten Glückes ist“. Der Vater, der sie nach dem Vorbild Clarissa Harlowes und Pamelas formte, erwartete nicht, daß sie in sich selbst die Widerstandskraft der englischen Heldinnen finden würde, und so rief er die Religion zu Hilfe: die Rücksicht auf das Gelöbnis der Mutter, die sie ewiger Jungfrauschaft geweiht, zügelt Atalas Leidenschaft. Allein ihr gallisches Temperament lehnt sich dagegen auf, und wie Beaumarchais' Rosine öffnet sie dem Verführer sperrangelweit die Tore ihres Herzens, sie läßt sich besiegen, ohne Widerstand zu leisten. Chactas, welcher in der Sache die Erfahrung eines Almaviva besitzt, erzählt, daß er sie zitternd und bebend in seinen Armen hielt und den psychologischen Augenblick erwartete, wo „die Leidenschaft, die ihren [164] Körper erschütterte, über ihre Tugend triumphieren würde“. Zum Unglück für die junge, leidenschaftsdurchglühte Indianerin hatte der Bürger Chateaubriand seinem Mentor Fontanes versprochen, in Berquins Fußstapfen zu treten und den französischen Frauen eine „ge-

<sup>21</sup> Volney: „Observations sur les Indiens de l'Amérique du Nord“. Œuvres complètes, t. VII.

sunde Moral“ zu predigen. Er hatte sich jedoch von der Wahrheit so weit fortreiben lassen, daß ihm nur ein Ausweg offenblieb, um die gesunde Moral zu retten: der Tod der Heldin. Er läßt Atala Gift nehmen, aber in den Mund der Sterbenden legt er den Aufschrei der Natur: „Ich nehme das Bedauern mit mir, dir nicht angehört zu haben.“ Dieser Aufschrei vernichtet die moralische Wirkung des Selbstmords der Jungfrau wider Willen. Indem Chateaubriand das Herz der von religiösen Bedenken besieigten Atala unter diesem Bedauern leiden ließ, trug er der Meinung seiner Zeit Rechnung, die jeden Widerstand gegen die Liebe einem Verbrechen gleich achtete. Madame Cottin läßt in ihrem ersten Roman, der 1798 erschien und ein halbes Jahrhundert lang gelesen und bewundert wurde – noch 1844 wurde eine Neuauflage desselben veröffentlicht –, ihre Heldin, „die erhabenste, vorzüglichste der Frauen“, Claire d'Albe, ihrem Geliebten, dem Schützling ihres Gatten, der ihn wie einen Sohn behandelt, schreiben: „Das Bild des Glückes, das du von mir forderst, blendet meine Sinne und verwirrt meine Vernunft; um es zu gewähren, achte ich das Leben, die Ehre und sogar mein Geschick in jener Welt für nichts; dich glücklich machen und dann sterben ist alles für Claire, sie hat dann genug gelebt.“ Sie gibt sich ihrem Geliebten hin, „von den Empfindungen überwältigt... am Ende des Gartens, im Schatten der Pappelbäume, welche die Urne ihres Vaters überragen und wo ihr frommes Gemüt der Gottheit einen Tempel geweiht hatte.“ Man liebte es damals, die Liebe durch irgendeine Entweihung pikanter zu machen. Erst nachdem sie „im vollsten Maße das flüchtige Aufblitzen der Seligkeit genossen, die einzig und allein die Liebe empfinden kann, erst nachdem sie diesen köstlichen und einzigen Genuß gekannt“, denkt sie an die „verletzte eheliche Treue“ und stirbt. Die empfindsamen Malwinas, welche Madame Cottin und Chateaubriand lasen, sangen eine aus dem Jahre III stammende Romanze: „Lotte an Werthers Grab“: die reuevolle Heldin Goethes wimmert in ihr das „mea culpa“ in recht stümperhaften Versen:

„Ich verwerfe endlich den Zwang  
Einer traurigen und grausamen Pflicht.“

Die Liebe wurde damals für die alles beherrschende Leidenschaft erklärt, für die Leidenschaft, die alle anderen verdrängen [165] und das Leben der Menschen ausfüllen werde. Aber diese Liebe war eine Leidenschaft neuer Art, wie sie die Menschheit noch nie vorher empfunden hatte. Die revolutionäre Bourgeoisie hatte alles revolutioniert: die Gesetze, die Sitten, die Leidenschaften. Allein als Siegerin erschrak sie derart vor ihrem eigenen Werke, daß sie die Erinnerung daran verwischen wollte. Sie stellte den Bourgeoismenschen mit seinen Leidenschaften, Lastern und Tugenden als unveränderlichen Typus der Gattung Mensch in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hin. Die Romantiker, welche als beauftragte Diener der herrschenden und zahlenden Klasse deren intellektuelle Bedürfnisse zu befriedigen hatten, behaupteten, in ihren Meisterwerken nur „den Menschen aller Zeiten“ zu schildern, „nur Leidenschaften des menschlichen Wesens, das sich durch die Jahrhunderte hindurch gleich bleibt“. Aber bis zu dieser Auffassung hatte man sich 1800 noch nicht entwickelt. Madame de Staël betont den neuen Charakter der Liebe. Nach ihr sind es „Rousseau, Werther, Szenen aus deutschen Tragödien, einige englische Dichter, Bruchstücke aus Ossian, welche die Empfindsamkeit in die Liebe eingeführt haben“. Sie entrüstet sich darüber, daß „starke Geister die Arbeiten des Gedankens, die der Menschheit geleisteten Dienste als allein der Achtung der Menschen wert betrachten... Aber die viele Wesen können etwas Herrlicheres aufweisen, als durch ihre Persönlichkeit allein das Glück eines anderen zu sichern. Die strengen Moralisten fürchten die Verirrungen einer solchen Leidenschaft. Ach! Glückliche Nation, glücklich die einzelnen, welche von Menschen abhängen, die fähig sind, sich von ihren Empfindungen fortreiben zu lassen.“<sup>22</sup> Die romantische Liebe war geboren. Die Lebensweise jeder Klasse prägt den menschlichen Gefühlen und Leidenschaften die ihnen eigentümliche Form auf. Der

<sup>22</sup> Madame de Staël: „De l'influence des passions sur le bonheur des individus“. 1796; édition de 1818; p. 146-160.

Mensch ist in Wirklichkeit keineswegs das unveränderliche Geschöpf der Romantiker und Moralisten, welches gelehrig die von den Nationalökonomien gehörte Lektion nachplappert. Und mit dem Hinweis auf diese behauptete Unveränderlichkeit des Typus Mensch begründen die gut bezahlten Verteidiger der kapitalistischen Vorrechte ihre unfehlbare Widerlegung der kommunistischen Theorien. Sie messen die Menschheit mit der kapitalistischen Ehe und rufen triumphierend aus: „Der Mensch ist Egoist und wird ewig Egoist bleiben. Wenn das Privatinteresse nicht mehr der einzige Beweggrund seines Handelns sein kann, so zerstört ihr die Gesellschaft, so haltet ihr den Fortschritt auf, und wir fallen wieder in die Barbarei zurück.“ Der Mensch ist indessen, wie alles in der Natur, in einem Zustande beständiger Umwandlung begriffen, er erwirbt, entwickelt und verliert Laster [166] und Tugenden, Gefühle und Leidenschaften. Der sich in den Beziehungen der Geschlechter offenbarende Egoismus, den zu verschleiern die Mission der gefühlsduseligen Überschwenglichkeiten der Romantik war, ist eine unvermeidliche Folge des kaltgrausamen Egoismus, der für den zivilisierten Menschen durch den Kampf ums Dasein in dem wirtschaftlichen Milieu der kapitalistischen Gesellschaft zur Notwendigkeit wird. Dieser Egoismus wird eine Umgestaltung erfahren, sobald das Privateigentum durch das kommunistische Eigentum ersetzt worden ist. So ist die fanatische, schrankenlose, aber engherzige Vaterlandsliebe des Bürgers der antiken Stadtgemeinde verschwunden, als der kollektive Familienbesitz sich auflöste und in Privateigentum umwandelte. Die Eifersucht der Liebenden, welche die Romanschreiber und Psychologen ähnlichen Schlags für so untrennbar vom Menschen erachten, wie den Blutkreislauf, ist in der Menschheit erst mit dem Auftreten des kollektiven Familieneigentums entstanden und hat sich mit dem Aufkommen des Privateigentums entwickelt und verschärft. Die Männer und Frauen der kommunistischen Stämme kannten die Eifersucht nicht.

Die Romantik, die erst im Jahre 1830 ihren berühmten Grundsatz formulierte: „*Die Kunst für die Kunst*“ – einen Grundsatz, der erst unter dem zweiten Kaiserreich durch die parnassischen Dichter zur Anwendung gelangte –, ist die Literatur einer Klasse. Allerdings haben die Romantiker das nie geahnt, obgleich gerade darin die geschichtliche Bedeutung der Romantik beruht. Trotz des auf den Schild erhobenen Grundsatzes hat die Romantik den politischen und sozialen Kämpfen gegenüber nie auf einer „höheren Warte als auf der Zinne der Partei“ gestanden. Vielmehr hat sie sich stets auf die Seite der Klasse der Bourgeois gestellt, welche die Ergebnisse der Revolution für sich zu monopolisieren bemüht war. Solange die Bourgeoisie noch vor einem Versuch der Aristokratie zitterte, sich ihre alte Machtstellung zurückzuerobern, traten die Romantiker in die Fußstapfen der liberalen Historiker: sie wühlten und stöberten das Mittelalter durch, um die herrlichen Vorzüge der herrlichen Gegenwart durch düstere Gemälde aus der Vergangenheit ins Licht zu setzen. Sobald jedoch das Proletariat Zeichen bewußten Klassenlebens gab und als selbständige Klassenpartei, als unversöhnlicher Gegner der Bourgeoisie auf die Bühne trat, wendeten sie sich von den historischen Romanen und den Greueln der Feudalzeit ab, um den Kämpfen des Tages ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Kaum waren die entsetzlichen Schlächtereien der blutigen Maiwoche vorüber, so schilderte Zola in dem „Assommoir“ [167] die Arbeiterklasse in den abstoßendsten Zügen, um nur dem bürgerlichen Gewissen die geringsten Gewissensbisse wegen der verübten Racheorgien zu ersparen. Georges Ohnet malte dagegen mit lakaienhafter Bereitwilligkeit die großmütige und edle Seele der Herren Hüttenbesitzer. Die jungen Maler aus der Zeit von 1830 verfolgten die Bourgeois mit unerbittlichem Spott. Aber mit dem Alter ist ihnen die Erkenntnis gekommen, daß das Geld Hochachtung verdient. Sie sind unter die Lakaien der Bourgeoisie gegangen und arbeiten nur noch, um die Billigung und Anerkennung des Parvenü zu verdienen, der ihre Gemälde kauft.<sup>23</sup>

---

<sup>23</sup> Der Bourgeois hat sich dafür gerächt. Jetzt ist die Reihe an ihm, die Künstler zu verachten, welche sich seinen Sitten und Anschauungen anpassen, seinen geschmacklosen Prunk und seine unkünstlerische Sucht nach Nipp-sachen und Trödelkram nachäffen. Die folgende Anekdote ist typisch: Die millionenreiche Madame Mackay,

Die Entwicklung der Philosophie hat im Anfang dieses Jahrhunderts gleichen Schritt mit der Entwicklung der Literatur gehalten. Die Bourgeoisie hatte sich des Skeptizismus und des Materialismus als Waffen gegen die Geistlichkeit bedient, welche gemeinsame Sache mit der Aristokratie machte. Als sie jedoch zur politischen und sozialen Herrschaft gelangt war, wollte sie die Religion ihren Zwecken dienstbar machen und sie als Mittel benützen, die fröhen Massen in geduldiger Unterwerfung zu halten. Sie schärfte ihren Literaten und Philosophen ein, „die verabscheuungswürdige Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zu bekämpfen, welche die Empörung gegen jede Autorität, das Vergessen aller Pflichten, die Verachtung aller sozialen Herrschaft gepredigt hatte ... Sie hat die Ungeheuer gebildet und angefeuert, welche Frankreich verwüstet haben ... Robespierre, Collot, Carrier waren Anhänger dieser Philosophie.“<sup>24</sup> Die Romantik stellte sich, kaum daß sie geboren, unter das Banner des Katholizismus. Der Roman „Atala“, der nur als Vorrede zum „Genie du Christianisme“ betrachtet werden kann, verherrlichte den Sieg der Religion über die Natur.

Die Menschen aus der Zeit von 1802 jauchzten begeistert den beiden ersten Romanen Chateaubriands zu, welche die Ära der Romantik des neunzehnten Jahrhunderts einleiten, weil diese Romane in literarischer Form die Gefühle und Ideen widerspiegeln, die Herz und Hirn der Zeitgenossen bewegten und belebten. Das literarische Erzeugnis, auch wenn es keinen künstlerischen Wert besitzt, erhält eine hohe geschichtliche Bedeutung von dem Augenblick an, wo der Erfolg ihm zufällt. Die auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stehende Kritik kann es in der Gewißheit untersuchen, daß es die Empfindungen und Anschauungen seiner Zeitgenossen lebenswahr wiedergibt. Die Romantiker von 1830 und die Naturalisten der Zolaschen Schule, welche in dem „Agamemnon“ und dem „Titus“ von Racine nicht die Höflinge von Versailles und in dem „Ruy Blas“ [168] und „Gennaro“ Victor Hugos nicht gute Pariser Bourgeois wiedererkannten, hielten am Schein fest und ließen sich täuschen. Weder Racine noch Hugo wären jemals von ihren Zeitgenossen als große Genies gepriesen worden, wenn ihre Werke nicht, Spiegeln gleich, die Menschen ihres sozialen Milieus gezeigt hätten, ihre Art und Weise, zu sehen, zu fühlen, zu denken und zu sprechen.

Ein literarisches Meisterwerk ist ebensowenig „eine Abart des Wunders ... eine Gottesgabe“<sup>25</sup> als eine Moosrose oder ein zweiköpfiges Kalb. Der Schriftsteller ist an sein soziales Milieu geschmiedet, was er auch tut, er kann der ihn umgebenden Welt nicht entrinnen, noch sich von ihr loslösen. Unaufhörlich, unbewußt und gegen seinen Willen erfährt er ihren Einfluß. Ob er in die Tiefe der Vergangenheit taucht oder den Fernen der Zukunft zuschwebt, in der einen wie der anderen Richtung kann er nicht über seine Zeit hinausgehen. Wollte man Aischylos und Aristophanes, diese Riesen der Tragödie und des Lustspiels, von den Toten erwecken und nach dem Paris dieses fin-de-siècle versetzen: sie wären genauso unfähig, die „Theodora“ von Sardou oder „Le Plus heureux des trois“ (Der Glücklichste der Drei) von Labiche zu schreiben, als Victor Hugo außerstande war, einen der verlorengegangenen Teile des „Prometheus“ zu ersetzen oder Leconte de Lisle, dem „Rolandslied“ oder einem anderen alten Heldengedicht einen Vers hinzuzufügen. Die Zeitgenossen sind es, welche dem Schriftsteller seine Ideen, seine Helden, seine Sprache, seine ihm eigentümliche literarische Form

---

welche früher Dienstmädchen in einer Schenke einer Goldgräberstadt in Colorado gewesen war, ließ für eine fabelhafte Summe ihr Porträt von Meissonnier malen. Sie fand es nicht nach ihrem Geschmack – der gewissenhafte Künstler hatte es ähnlich gemalt – und hängte das kostbare Gemälde in ihrem – Wasserklosett auf.

<sup>24</sup> Predigt, welche der Abbé Andrein im Monat Nivôse des Jahres V in Notre Dame hielt. – Sébastien Mercier, der im achtzehnten Jahrhundert einer der Vorläufer der Romantik war, führte zur nämlichen Zeit die Kantsche Metaphysik in Frankreich ein. Sein wirres Hirn faßte sie in verworrener Weise auf und stellte sie dem Materialismus der Enzyklopädisten entgegen, den Royer-Collard endgültig durch die seichte Philosophie des bürgerlichen „gesunden Menschenverstandes“ ersetzte, der durch den schottischen Pfaffen Thomas Reid zur Würde eines Universalkriteriums erhoben ward.

<sup>25</sup> Victor Hugo: „William Shakespeare.“

liefern. Und weil der Dichter inmitten des Wirbels der Sterblichen kreist und wie sie den Einfluß des nämlichen kosmischen und sozialen Milieus erleidet, vermag er der Menschheit Leidenschaften zu begreifen und zu schildern, vermag er die ihn umschwirrenden Gedanken zu fassen, die ihn umtönende Sprache festzuhalten und zu seinem persönlichen Gebrauch die literarische Form zurechtzukneten, welche durch die tägliche Reibung von Menschen und Dingen gegeben wird. Das Gehirn des genialen Künstlers ist nicht, um mit Victor Hugo zu reden, „der Dreifuß Gottes“, sondern der zauberhafte Schmelztiegel, in welchem im bunten, wirren Durcheinander die Tatsachen, Gefühle und Anschauungen der Gegenwart sich sammeln, mit den Erinnerungen an die Vergangenheit. Dort treffen die heterogensten Elemente zusammen, vermischen sich miteinander, verschmelzen und verschlingen sich, um endlich als gesprochenes, geschriebenes, gemaltes, in Marmor gehauenes oder gesunkenes Kunstwerk vor die Welt zu treten. Und das aus dem geistigen Gärungs- und Schmelzprozeß geborene Werk ist reicher an Vorzügen als die [169] einzelnen Elemente, die zu seiner Entstehung beigetragen haben. So weist ein Mischmetall andere Eigentümlichkeiten auf als die Metalle, aus denen es besteht. [172]

## „Das Geld“ von Zola

### 1. Was der Roman Zola zu verdanken hat

Eine gar anmutige, harmlose Manie grassiert in dem Clan der Pariser Schriftsteller: ein jeder von ihnen hält sich für den Schöpfer eines neuen literarischen Genres, der eine auf dem Gebiete der Lyrik, der andere auf dem des Romans; ein jeder von ihnen betitelt sich Haupt einer Schule; jeder einzelne gilt in seinen eigenen Augen für so absolut original, daß er sich für den Antipoden aller seiner übrigen wertvollen Herren Kollegen erachtet. Nichtsdestoweniger sind die Herren miteinander eng und innig verbrüdet: die Verachtung, mit der sie gegenseitig ihre genialen Werke beehren, die Furcht, ihren Anspruch auf Originalität bestritten zu sehen, schlingt ein festes Band um alle; wenn sie miteinander zu tun haben, so verfehlen sie nie, sich gegenseitig höchst höflich und ernsthaft „Meister“ zu titulieren. Die Gebrüder Goncourt, welche es in der Kunst, langweilig zu schreiben, zu einer ganz bedeutenden Meisterschaft gebracht haben, sind der Ansicht, daß die offizielle Akademie zu eng ist, um alle die Genies aufzunehmen, die sich vergeblich bemühen, den Witz zu erhaschen, der auf der Straße aufzulesen ist, und so gründeten sie neben der „Freien Bühne“ des Herrn Antoine und in Nachäufung derselben eine freie Fabrik „Unsterblicher...“<sup>1</sup>, die sie mit einer Summe ausstatteten, welche freilich erst nach ihrem Tode ausgezahlt werden soll.

Um die Lorbeeren zu verdienen, die sie sich selbst aufs Haupt drücken – diejenige Schmeichelei ist am besten angebracht, die man sich selbst zollt –, haben sich die Lyriker und Romanschriftsteller nicht etwa mit einem unbequemen Gepäck an originalen Gedanken und Reflexionen beschwert, sie haben sich auch keineswegs angelegen sein lassen, eine neue literarische Form einzuführen. Das große Publikum, nach dessen Beifall und klingender Münze es die Herren gelüstete, durfte nicht durch Originalität verblüfft und außer Fassung gebracht werden: man begnügte sich also damit, die von den Vorgängern benutzten und abge-[173]nutzten Formen zu kultivieren. Die Geschichte wird als die hervorragendste Eigentümlichkeit der „Häupter“ der verschiedenen „Schulen“ unserer Zeit absoluten Mangel an Erfindungsgeist zu bezeichnen haben. All ihre Bemühungen und Bestrebungen haben sich darauf beschränkt, den Vers und den Roman – auf dem Gebiete des Dramas konnten sie sich nicht „bahnbrechend“ beteiligen, weil sie vom Publikum aus den Theatern hinausgepfiffen wurden – des jugendlichen Schwungs, der ausschweifenden Phantasie zu entkleiden, welche den Reiz der aus der Periode der Romantik von 1830 stammenden Werke ausmachten, an deren Stelle sie mit Ach und Krach zustande gebrachte Geduldsproben boten. Sie haben uns eine Literatur langweiliger, zotenreißender Schulmeister gegeben.

Die oberflächlichste Beobachtung, die nie von der Wirkung zur Ursache zurückgeht, nie von der augenblicklichen Wirkung zum Endergebnis fortschreitet, ist der Triumph der „Realisten“; ihre Psychologie gipfelt in der unsäglich banalen Analyse ihres albernen, uninteressanten „Ich“. Für alles, was ihnen abgeht, suchen sie sich an der Sprache schadlos zu halten: die ganze Meisterschaft dieser Meister offenbart sich in einer höchst manierierten, abgequälten und den Leser abquälenden Sprache. Einer von ihnen, ohne Zweifel ein hervorragender Meister, hat unter dem Titel „Contes sans qui ni que“ (Erzählungen ohne welcher, welche, welches) einen Band Erzählungen von sich gegeben, aus dem die unschuldigen Fürwörter qui und que streng verbannt sind.<sup>2</sup> Beim Schreiben beachten die modernen Dichter und Schrift-

---

<sup>1</sup> Die Mitglieder der Académie française werden bekanntlich als Unsterbliche bezeichnet.

<sup>2</sup> Die Verzapftheit des Stils ist so weit getrieben worden, daß sich selbst Goncourt gezwungen sah, dagegen zu protestieren. „Es wird behauptet“, sagt er, „daß man schlecht schreibt, wenn in einem Satz zwei einander regierende de (von, mit) vorkommen, wie dies z. B. in dem berühmten Satze der Fall ist, der Flaubert zur Verzweiflung brachte: ‚une couronne de fleurs d’orangers.‘ Man schreibt schlecht, wenn man in einem Satz ziemlich nahe beinander zwei Wörter gebraucht, welche mit derselben Silbe beginnen. Man ist noch weitergegangen und hat erklärt,



steller mehr die Worte als die Dinge, welche sie darstellen, sie sind beständig auf der Jagd nach neuen stilistischen Wendungen; es liegt ihnen weniger daran, richtig zu sehen und richtig darzustellen, als vielmehr daran, eine unerhörte Wendung herauszuspintisieren oder ein pikantes „Licht aufzusetzen“. Für sie haben die Worte an und für sich einen ihnen eigentümlichen inneren Wert, der mit den Ideen, die sie ausdrücken sollen, nichts zu tun hat. Dieser Auffassung entsprechend, kommt es ihnen wenig darauf an, ob die Worte einen richtigen oder falschen Gedanken einkleiden oder auch jeder Idee bar sind, vorausgesetzt nur, daß ihre Stellung und Zusammenstellung im Satze neu, unerwartet, verblüffend und packend sei. Dagegen martern die Meister auf dem Gebiete der Poesie und des Romans ihr armes Hirn ab, um Titel auszuklügeln, welche in passender und würdiger Weise ihren Mangel an Erfindungsgabe verziern; So veröffentlichte z. B. vor etlichen Monaten ein Neuling auf dem literarischen Markte eine sentimentale, im Genre der George Sand gehaltene Erzählung und hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als sich [174] mit dem Titel Haupt der Schule des *romanhaften Romans* (roman romanesque) zu schmücken. Viele Titel und keine Leistungen, das ist die Schlußbilanz der „Meister“ der modernen Literatur.

Auch Zola ist früher in den eben gekennzeichneten Fehler verfallen: er gab sich für den Schöpfer des *experimentalen Romans*, des *naturalistischen Romans* aus, und dies nach Sorel, dem Abbé Prevost und Balzac<sup>3</sup> in Frankreich, Fielding und Smollett in England, Quevedo, Cervantes und Mendoza, dem Verfasser des Lazarillo de Tormes, in Spanien. Zola selbst maß übrigens dem Titel, den er sich beilegte, keine Bedeutung bei, es war eine Kokarde, die er auf seinen Hut steckte, um die Blicke auf sich zu ziehen, nicht mehr. Heute, wo er die ihm anfangs entgegneten Schwierigkeiten siegreich überwunden hat, wo die Verbreitung seines Rufs über den ganzen Erdball ihm eine geradezu einzige Stellung unter den Schriftstellern der Gegenwart anweist, begnügt er sich damit, solche Romane zu schreiben, denen ein möglichst großer Erfolg – auch in klingender Münze – sicher ist; er denkt nur noch an seine Schule, wenn es sich darum handelt, den Schriftstellern, die sich an seine Rockschoße klammern, die Hand zu reichen.

Zola hat ebensowenig wie die anderen „Meister“ Schule gemacht – keine Schüler zu haben ist das charakteristische Merkmal der modernen Meister –, indessen unterscheidet er sich von dem großen Haufen unserer Häupter literarischer Schulen, denn er hat in den Roman ein neues Moment eingeführt.

---

daß man einen Satz. nicht mit einem einsilbigen Worte anfangen dürfe, da die beiden armen Buchstaben nicht der würdige Ausgangspunkt eines großen Satzes, einer ganzen Periode wären.“ Journal de Goncourt, tome V, 1891.

<sup>3</sup> Balzac, welcher ein Schüler des großen Naturforschers Geoffroy de St. Hilaire war und sich selbst „Doktor der Sozialwissenschaften“ betitelte, spricht in der Vorrede zur „Comédie humaine“ (menschlichen Komödie) von seinem Plan, „eine Naturgeschichte des Menschen“ zu schreiben. – Am Ende des vorigen Jahrhunderts wollte der fruchtbare Romanschriftsteller Rétif de la Bretonne „Buffons Werk fortführen und eine Naturgeschichte schreiben“. Er sprach nicht bloß vom experimentalen Roman, sondern stellte auch wirklich Experimente an. „Ich bin“, schrieb er, „manchmal dem Vergnügen nachgegangen, aber ich darf wohl behaupten, daß alle meine Ausgaben dafür als nützliche bezeichnet werden können. Um über gewisse Gegenstände schreiben zu können, war ich gezwungen, mich zu belehren, und man kann sich nur durch die eigene Erfahrung vollständig belehren.“ Rétif trieb den Realismus so weit, daß er seinen Romanen ganze Liebesbriefe einfügte, Antworten auf zarte Episteln, die er eigens zu dem Zwecke geschrieben hatte, derartige „menschliche Dokumente“, wie sich die neue Schule ausdrückt, zu provozieren.

Bereits im achtzehnten Jahrhundert formulierte Crébillon die Theorie des experimentalen und naturalistischen Romans, welche Zola erfunden zu haben wähnt. Er sagt in „Les Egarements du Cœur et de l'Esprit“ (Die Verirungen des Herzens und des Geistes): „Der von verständigen Personen – und zwar oft mit Recht – so verachtete Roman wäre vielleicht von allen literarischen Arten diejenige, die am nützlichsten werden könnte ... wenn man, anstatt ihn mit unheimlichen, überspannten Situationen und mit Helden vollzupfopfen, deren Charaktere und Abenteuer stets unwahrscheinlich sind, wenn man ihn statt dessen zum Bild des menschlichen Lebens machte ... Der Mensch würde dann den Menschen so sehen, wie er wirklich ist, man würde ihn weniger blenden, aber dafür mehr belehren.“

Die Romanschriftsteller möchten uns die Realität der von ihnen gezeichneten Personen glaubwürdig erscheinen lassen, und so taufen sie dieselben mit Namen, welche dem „Botin“<sup>4</sup> entlehnt sind, sie legen ihnen Worte in den Mund, schreiben ihnen Handlungen zu, welche sie rechts und links aus ihrer Umgebung, ganz besonders aber aus Zeitungen zusammengetragen haben, die sie sorgfältig sammeln, zusammenstellen, vergleichen und gewissenhaft katalogisieren. Trotz alledem rufen ihre Männlein und Fräulein nicht die Illusion hervor, daß sie gelebt haben, daß sie lebenswahr, Menschen von Fleisch und Blut sind. Sie leben nicht unser Leben, sie sprechen nicht von den Interessen, welche uns bewegen, sie huldigen nicht den Illusionen, welche wir nähren, sie leiden nicht durch die Begierden, die uns quälen. Sie machen den Eindruck von Hampelmännern, deren Inneres mit Kleie ausgestopft ist und deren Drähte der Verfasser in der Hand hält, um sie mit Rücksicht auf die Handlung und den gewünschten Effekt manövrieren zu lassen.

[175] Die Victors und die Julien, die in den Romanen geboren werden, leben, lieben und sterben, sie alle folgen nur ihrem Kopfe, ohne die zwingende Macht der Bedürfnisse ihres eigenen Organismus und den Einfluß des sie umgebenden sozialen Milieus zu erfahren; es sind außergewöhnliche Geschöpfe, die erhaben sind über die gewöhnliche Menschennatur und die den sozialen Ereignissen befehlen.

Die römischen Komödiendichter bedienten sich des „Deus ex machina“, des plötzlich von oben herabsteigenden Gottes, um die Lösung verwickelter Situationen herbeizuführen. Ihr so naiver, genugsam belächelter und bspöttelter Kunstgriff ist von den Romanschriftstellern benutzt und vervollkommen worden; diese lassen nämlich ihre Helden und Heldinnen den ganzen Roman hindurch die Rolle solcher Götter spielen. Zola hat sich in lobenswerter Weise bestrebt, diese Art Hexenmeister aus dem Roman zu verbannen; zumindest hat er den Versuch gemacht, die im Roman vorkommenden Gestalten eines Teils ihrer Allmacht zu entkleiden und ihre Handlungen mit bestimmten Ursachen in Verbindung und Zusammenhang zu bringen, ja er geht in diesem seinem Bestreben oft so weit, die gezeichneten Personen ihres freien Willens zu berauben, sie unter die zwingende Gewalt eines doppelten Verhängnisses, eines inneren physiologischen und eines äußeren sozialen zu beugen.

Die Gestalten, welche uns Zola im Rahmen seiner Romane vorführt, werden von ihm in psychologischer Beziehung als erblich belastet dargestellt, und dies in der Absicht, dadurch eine Erklärung für ihr gesamtes Tun und Lassen zu liefern. Manche seiner Helden sind Alkoholiker<sup>5</sup>, andere mit erblichem Wahnsinn Behaftete, in einigen Fällen werden sie durch einen

---

<sup>4</sup> Der „Botin“ ist das Pariser Adreßbuch.

<sup>5</sup> „L'Assommoir,“ (Der Totschläger) dreht sich um die Erbllichkeit des Alkoholismus. Der Held des Romans, seines Zeichens Dachdecker, ist ein ausgezeichnete Arbeiter, ein ordentlicher Mensch, guter Gatte und Vater, aber der Hang zur Trunksucht schlummert in ihm. Er weiß dies und vermeidet mit äußerster Vorsicht jede Gelegenheit, welche die verhängnisvolle Neigung entwickeln könnte; er besucht nie die Schenke, sein Leben ist mustergültig. Da widerfährt ihm einer jener Unfälle, wie sie in seinem Gewerbe so häufig vorkommen: als er nach seinem Töchterchen schauen will, stürzt er vom Gerüst herab und renkt sich die Schulter aus. Während der unfreiwilligen Muße, die eine Folge seines Sturzes ist, fängt er an, um die Zeit totzuschlagen, die Weinstube zu besuchen, und die in ihm schlummernde Leidenschaft entwickelt sich nun plötzlich mit rasender, unwiderstehlicher Gewalt: er wird zu einem Trunkenbold niedrigsten Schlages. Das ist etwas bei den Haaren herbeigezogen, allein es ist nicht unmöglich.

Wenn man sich aber auf den Beobachter hinausspielt, so hätte man eine andere Beobachtung machen müssen. Der Genuß des Alkohols ist für die moderne Arbeiterklasse zur Notwendigkeit geworden; in den Industriezentren steigt sein Verbrauch Schritt für Schritt mit der industriellen Entwicklung. Die kapitalistische Produktion zwingt den Arbeiter geradezu, im Alkohol eine momentane künstliche Belebung und Stärkung seiner Kräfte zu suchen. Die Natur mancher Beschäftigungsarten bringt es mit sich, daß sich die Notwendigkeit des Alkoholgenusses für die in ihnen tätigen Arbeiter ganz besonders stark fühlbar macht. Ein anderer Umstand treibt andere Kategorien von Arbeitern der Trunksucht in die Arme. Die Dachdecker, Buchdrucker, Zimmermaler z. B. werden bei uns nicht für die Woche, sondern für den Tag, den halben Tag oder sogar stundenweise eingestellt.

Unfall aus dem Geleise gebracht, mehrere seiner Heldinnen werden für ihr ganzes Leben abnorme Geschöpfe, weil sie in brutaler Weise defloriert worden sind. Die Ereignisse eines jeden seiner Romane sind nur zu dem Zwecke gruppiert und klassifiziert, um die Entwicklung des krankhaften Phänomens zu ermöglichen.<sup>6</sup>

Die pathologische Notwendigkeit, der Zolas Gestalten unterworfen sind, bestimmt nicht nur deren Charakter und Handlungen, sondern beeinflusst den Verfasser selbst. Sie macht ihn blind und hindert ihn zu sehen, wie sich die Dinge im wirklichen Leben zutragen und wie selbst die am tiefsten eingewurzelten erblichen Eigenschaften beständig durch das Milieu Veränderungen erfahren, in welchem sich das Individuum entwickelt. An Beispielen derartiger Veränderungen ist durchaus kein Mangel. Die geordnete Lebensführung und die Sparsamkeit, welche seit Generationen den Philister charakterisieren, solange er in den [176] engen, kleinbürgerlichen Verhältnissen lebt, verwandeln sich binnen einer einzigen Generation und schlagen in Zügellosigkeit und wahnwitzige Verschwendung um, sobald sich derselbe Philister in den Kreisen des Großhandels und der hohen Finanz einen Platz erobert hat.

Da heutigentags die Naturwissenschaft in die Mode gekommen, so suchte Zola den Neuerungen, welche er in den Roman einführte, einen naturwissenschaftlichen Anstrich zu geben. Er erklärte sich für einen Schüler Claude Bernards und machte den großen Physiologen für seine pathologisch-literarischen Phantasien verantwortlich. Der Entschuldigungsgrund, den Zola hierfür anrufen kann, ist seine absolute Unkenntnis der Theorien Claude Bernards, welcher dem organischen Milieu einen entscheidenden Einfluß auf das Leben der physiologischen Elemente beimaß. Die Theorie, an welche sich Zola unbewußt hält, ist nicht die Claude Bernards, sondern die Lombrosos, eine Theorie, die der letztere übrigens nicht selbst erfunden hat, die er aber ausbeutet, um sich, Dank der Unwissenheit der sogenannten gebildeten Leute, einen europäischen Ruf zu schaffen.

Die Verbrechertheorie Lombrosos ist vulgär-fatalistisch. Wie der Held des „Assommoir“ infolge seiner erblichen Belastung unrettbar dem Alkoholismus verfallen mußte, so sind alle Verbrecher durch ihren Organismus für das Verbrechen prädestiniert. Mögen sie zehnmal in den verschiedensten Verhältnissen und Umständen leben, sie müssen mit Naturnotwendig-

---

Meist ist es ein glücklicher Zufall, der ihnen Beschäftigung bringt, und diesen glücklichen Zufall warten sie notgedrungenenerweise in gewissen Schankwirtschaften ab, welche „pumpen“, d. h. welche ihnen Speisen und Getränke auf Kredit verabfolgen, ihnen wohl auch Geld vorschießen. Die unfreiwilligen Besuche, welche die Arbeiter der genannten Kategorien dem Kneipwirt abstatten müssen, liefern eine so triftige Erklärung dafür, wie sich bei einem von ihnen die Trunksucht entwickeln kann, daß man wahrhaftig nicht nötig hat, hierbei einen Unfall eine entscheidende Rolle spielen zu lassen. Hätte Zola die Umstände, unter denen Dachdecker und andere Arbeiter Beschäftigung suchen müssen, unter denen sie angeworben werden, als äußeren, gelegentlichen Anlaß zur Trunksucht seines Helden hingestellt, so hätte er damit dem „Assommoir“ eine soziale Tragweite verliehen, der das Werk jetzt ermangelt. Doch mehr noch, „Assommoir“ muß geradezu als eine schlechte Tat bezeichnet werden. Einige Jahre nach der Kommune, zur Zeit der schlimmsten Reaktion veröffentlicht, als der Bestand der republikanischen Staatsform noch in Frage gestellt war, wurde der Roman von den Reaktionären höchst beifällig aufgenommen. Sie ließen sich angelegen sein, einen Erfolg zu sichern, denn sie waren überglücklich, die Arbeiterklasse, vor der sie gezittert hatten, durch die Gestalten widerlicher Säufer repräsentiert zu sehen. – Als Zola in seinem „Pot-bouille“ (Am häuslichen Herde) den Schmutz der Bourgeoisie auskramte, gerieten dieselben Elemente, welche „Assommoir“ mit Jubel begrüßt hatten, in sittlich-ästhetische Entrüstung und zeterten in allen Tonarten, daß dieser Roman eine Entweihung der Kunst bedeute. Sie haften sich, mit innigem Wohlbehagen daran ergötzt, daß die Arbeiterklasse mit Schmutz beworfen worden, wollten aber natürlich nicht von einer wahrheitsgetreuen Schilderung der Sitten der Bourgeoisie wissen.

<sup>6</sup> Im „Assommoir“ kann man die Art und Weise, wie Zola seine Romane komponiert, deutlich beobachten. Der Verfasser hat aus Zeitungen und verschiedenen Werken Redensarten zusammengetragen, die in den niederen Volksschichten im Schwange sind; und um sie verwerten zu können, arrangiert er ganze Szenen. „Assommoir“ ist nicht die Frucht unmittelbarer Beobachtungen; der Roman ist vielmehr komponiert, um die Sprache der Pariser Arbeiter ausgiebig anbringen zu können.

keit, ob sie es wollen oder nicht, Verbrechen begehen; die Gesellschaft muß sich folglich ihrer wie giftiger Schlangen oder reißender Tiere zu entledigen suchen. Offenbar führt diese fatalistische Theorie zu demselben Schlusse, wie die Theorie der Deisten vom freien Willen; die eine wie die andere macht das Individuum allein für seine Handlungen verantwortlich: beide sprechen der Gesellschaft das Recht zu, es beiseite zu schaffen, ohne Gewissensbisse und ohne Untersuchung, ob ihr nicht selbst ein Teil der Verantwortlichkeit für jede verbrecherische Tat zufällt. Wie bekannt legte der große Statistiker Quetelet der Gesellschaft die Verbrechen zur Last, welche jahraus, jahrein mit fast mathematischer Regelmäßigkeit begangen werden. Lombrosos Verbrechertheorie ist aus der Lehre Darwins abgeleitet, wie sie fälschlich von Haeckel, Spencer, Galton und Genossen ausgelegt wird, die es fertigbringen, mit Berufung auf sie die hohe soziale Stellung der Kapitalisten durch deren erblich übertragene, ausgezeichnete individuelle Eigenschaften zu erklären.

Zola hat die Verbrechertheorie trefflich auszunutzen verstanden, sie vereinfacht seine Aufgabe als Sittenschilderer bedeutend; sie [177] verhilft ihm zu neuen Effekten und enthebt ihn der Notwendigkeit, die Aktion und Reaktion des sozialen Milieus, in dem seine Helden leben, zu studieren, denn diese unterliegen ja einer organischen Fatalität, welche zu einer neuen Art von „Deus ex machina“ wird; und sie ermöglicht es ihm, von der psychologischen Analyse abzusehen, für welche er eine unverhohlene Verachtung an den Tag legt. „Psychologie treiben“, sagt er irgendwo, „das heißt Experimente mit dem Kopfe des Menschen anstellen“, und er selbst erhebt ja Anspruch darauf, „Experimente mit dem ganzen Menschen anzustellen“. Die Ideen Zolas darüber, was er unter einem Experiment und unter der Rolle des Kopfes im menschlichen Organismus versteht, sind äußerst verworren und unklar.<sup>7</sup>

Auch in den Romanen Balzacs finden wir eine physiologische Notwendigkeit, allein von ganz anderer Art als die Zolas. Balzac knüpfte an Geoffroy de St. Hilaire an, den Schüler und Nachfolger Lamarcks, den genialen Vertreter der Theorie des Milieus, der Verhältnisse der Außenwelt und des Einflusses, den diese auf die in ihnen sich entwickelnden Wesen ausüben; an den Anhänger der Theorie, zu der sich auch Goethe bekannte, von der Korrelation (den Wechselbeziehungen), welche zwischen den verschiedenen Organen besteht. Jede Veränderung der Außenwelt findet sozusagen ein Echo in einer entsprechenden Veränderung der in ihr lebenden Tiere und Pflanzen, und jede Veränderung eines bestimmten Organs eines Tie-

---

<sup>7</sup> Zola sagt in dem Buch, das er über den „experimentalen Roman“ geschrieben: „Die Romanschriftsteller haben zu beobachten und Experimente anzustellen, und ihre ganze Aufgabe erwächst aus dem Zweifel, in welchem sie sich angesichts wenig gekannter Wahrheiten so lange befinden, bis eine experimentale Idee plötzlich ihr Genie weckt und sie antreibt, ein Experiment zur Analysierung und Bemeisterung der Tatsachen vorzunehmen.“ Dieser Satz enthält einen dreifachen Galimathias. Wie kann man sich im Angesichte einer Wahrheit befinden, die doch weder Kopf noch Schwanz, weder Vorn noch Hinten hat? Was mag wohl eine experimentale Idee sein? Vielleicht die Idee, ein Experiment anzustellen? Und welcher Romanschriftsteller hat je mit einem menschlichen Wesen ein Experiment vorgenommen? Höchstens Rétif de la Bretonne, welcher mit sich selbst experimentierte, wovor sich Zola wohl gehütet hat, der das ruhigste und platteste Leben eines Spießbürgers führt, das man sich denken kann. In seinem Roman „Das Geld“ (l'argent) kritisiert einmal Zola mit Recht „die psychologischen Spielereien, welche das Piano und die Stickereien zu ersetzen drohen“, und die der schönfärbende Bourget, der Lieblingspsychologe der Damen der Bourgeoisie, in die Mode gebracht hat „Frau Karoline“, heißt es an derselben Stelle des Romans, „war eine Frau von klarem, gesundem Menschenverstand, sie fand sich mit den Tatsachen des Lebens ab, ohne sich in dem Bemühen zu erschöpfen, sich ihre tausendfachen komplizierten Ursachen zu erklären. In ihren Augen war das endlose Durchhecheln der Gefühle und Gedanken, die bis zur Haarspalterei gesteigerte raffinierte Analyse von Herz und Hirn weiter nichts als ein Zeitvertreib für müßige Salondamen, welche weder einen Haushalt zu führen, noch ein Kind zu lieben haben; ein Zeitvertreib für Damen, die ihren Geist Mätzchen und Kapriolen machen lassen, Entschuldigungsgründe für ihren Fall suchen und hinter ihrem Studium der Seele die Begierden des Fleisches maskieren, welche Herzoginnen ebenso empfinden wie Kellnerinnen.“ Zola legt hier Frau Karoline seine eigene Philosophie in den Mund. Wie er selbst, so verwechselt auch sie das sich für Psychologie ausgehende sentimentale Geschwätz der Salondamen über ihre angenehmen Schwächen mit der Erforschung der komplizierten Ursachen der Phänomene.

res beeinflusst notwendigerweise die Beschaffenheit seiner anderen Organe. Wenn es z. B. möglich wäre, die Form der Zähne des Löwen zu verändern, so würde dies auch eine veränderte Form seiner Kiefer zur Folge haben, gleichzeitig würden sich auch seine übrigen Organe und seine Charaktereigentümlichkeiten, wie Mut, Grausamkeit usw. verändern. Das Gleiche gilt von der Versetzung von Tieren aus ihren natürlichen in künstliche Verhältnisse, wie dies z. B. bei den Haustieren der Fall gewesen. Der Wechsel bedingt notwendigerweise eine Veränderung der Organe, des Geistes und Charakters der betreffenden Tiere.

Balzac, der von der Richtigkeit dieser Theorie durchdrungen war, verwendete eine unendliche Mühe auf die Beschreibung der Verhältnisse, in denen er seine Gestalten leben und weben ließ. Er wich der Analyse der „tausenderlei komplizierten Ursachen“ nicht aus, die Zola einschüchtern und die doch die Handlungen der Menschen bestimmen und deren Leidenschaften beeinflussen. Balzac analysierte dieselben vielmehr mit solchem Behagen, daß er für den Leser, der in der Lektüre eines Romans nur Zerstreuung und nicht Belehrung sucht, recht langweilig wird. Flau-[178]bert, Zola, die Goncourt, überhaupt die meisten Romanschriftsteller, die auf literarische Bedeutung Anspruch machen, gefallen sich in glänzenden Beschreibungen, welche an die Kunststücke der Virtuosen auf dem Klavier erinnern. Allein ihre Beschreibungen sind meist kleine Genrebilder, die oft lange im voraus ausgearbeitet und im Schreibtisch für den etwaigen Gebrauch sorgfältig aufbewahrt worden sind. Sie werden hie und da im Roman angebracht wie Illustrationen oder Schlußvignetten. Solche Beschreibungen können wohl als Beweis für die große Darstellungskunst der Verfasser dienen, allein sie sind an und für sich müßiges, zweckloses Beiwerk, welches das Interesse für den behandelten Gegenstand beeinträchtigt. Wenn man diese Beschreibungen überschlägt, so gereicht dies den Werken nicht zum Nachteil, sondern im Gegenteil, dieselben gewinnen dadurch oft ganz entschieden.

Die kunstvollen, eingehenden Schilderungen Balzacs dagegen fördern ganz wesentlich unser Verständnis der Charaktere und Handlungen, welche er vorführen will; weil seine Helden und Heldinnen in den oder jenen Verhältnissen leben, darum müssen sie die bestimmten, diesen Verhältnissen entsprechenden Leidenschaften entwickeln und entsprechend handeln.

Balzacs Gestalten werden ausnahmslos von einer Leidenschaft beherrscht, welche für sie zu einem physiologischen Fatum wird. Wenn sie auch den Keim dazu mit auf die Welt gebracht haben, so entwickelt sie sich doch nur langsam, unter dem Einfluß der Verhältnisse der Umgebung. Hat sie jedoch einmal den Höhegrad ihrer Entwicklung erreicht, wie die Liebe bei Goriot, der Geiz bei Grandet, die Neigung zur wissenschaftlichen Forschung bei Balthazar Claes, die Eitelkeit bei Crevel, die geschlechtliche Sinnlichkeit bei dem Baron Holot, so wird sie zur unumschränkten Herrscherin, die nacheinander alle übrigen Gefühle überwuchert und erstickt und die betreffende Person zum Monomanen macht. Balzacs Romane sind Epopöen der triumphierenden Leidenschaft: in ihnen wird der Mensch zum Spielzeug einer ihn beherrschenden und marternden Leidenschaft, wie er in der griechischen Tragödie das Spielzeug einer Gottheit war, welche ihn durch ihre Befehle bald zum Verbrechen, bald zu heroischen Taten trieb. Seit Aischylos und Shakespeare, welcher letzterer gleichfalls seine Helden einer Leidenschaft zum Opfer fallen, von ihr zerfleischt werden ließ, hat kein Schriftsteller die bis zum Paroxysmus, bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft mit der gleichen unerbittlichen Schärfe, der gleichen Macht der Darstellung gezeichnet wie Balzac.

Zola behauptet, an Balzac anzuknüpfen, allein er unterscheidet [179] sich von diesem durch alles und jedes: durch seine Philosophie, durch seine Sprache, durch die Art und Weise, wie er seine Beobachtungen macht, seine Romane ausarbeitet, seine Helden einführt und auftreten läßt und ihre Leidenschaften schildert. Ferner unterscheidet er sich von ihm durch ein seine Werke charakterisierendes neues Moment, das er zuerst in die Romanliteratur eingeführt hat und das den Grund seiner unleugbaren Überlegenheit über die anderen modernen Romanschriftsteller

bildet, obgleich er einigen von ihnen, wie Daudet an künstlerisch vollendeter Darstellung und Halévy an Geist und Feinheit der Beobachtung, nachsteht. Zolas Originalität beruht darin, daß er zeigt, wie der Mensch von einer sozialen Macht zu Boden gedrückt und zermalmt wird. Balzac hatte wohl, um mit Zola zu reden, „das ausgezeichnete Verdienst sich erworben, die ganze furchtbare Tragik, die mit dem Geld verwachsen ist, entfesselt zu haben“, allein Zola ist der einzige moderne Schriftsteller, der mit voller Absicht den Versuch gewagt hat, darzustellen, wie der Mensch von einer sozialen Notwendigkeit überwältigt und vernichtet wird.

Zur Zeit als Balzac schrieb (er starb im Jahre 1850), war die riesige Konzentration der Kapitalien, welche unsere Epoche charakterisiert, noch in ihren Anfängen begriffen, auch in Frankreich. Man kannte damals noch nicht die Riesenmagazine, welche die Länge ihrer Gänge nach Kilometern messen, die Zahl ihrer Verkäufer und Verkäuferinnen nach Tausenden beziffern, jene Riesenmagazine, in denen alle möglichen Handelsobjekte zentralisiert sind und in besonderen Abteilungen feilgehalten werden, so daß man in ihnen ebensowohl Schreibrequisiten und Parfümerien wie Hausrat, Hüte und Anzüge, Handschuhe, Schuhe, Wäsche und Sattlerwaren findet. Damals gab es auch noch nicht Spinnereien, Webereien, Hüttenwerke und Hochöfen, die ein ganzes Volk von Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigen; man wußte ferner nichts von Finanzgesellschaften, die mit Zehnern und Hunderten von Millionen operieren. Wohl gab es einen Kampf ums Dasein, den es ja stets gegeben hat – wengleich damals seine Theorie noch nicht formuliert und der jetzt gebräuchliche Ausdruck für die Tatsache noch nicht gefunden war –, allein er zeigte eine andere Form und andere charakteristische Eigentümlichkeiten als in unseren Tagen, wo er durch das Auftreten von ökonomischen Riesenorganismen, wie die, von denen die Rede gewesen, wesentlich modifiziert worden ist. – Damals war der Kampf ums Dasein noch nicht demoralisierend; er degradierte den Menschen nicht, sondern entwickelte in ihm gewisse Vorzüge, wie Mut, Ausdauer, Klugheit, Vorsicht und [180] Voraussicht, Ordnungssinn usw. Balzac beobachtete und schilderte folglich Menschen, welche mit ihren eigenen physischen oder geistigen Kräften gegeneinander kämpfen. Der Kampf ums Dasein, den die Menschen in jenen Tagen führten, wies eine große Ähnlichkeit mit dem Kampf ums Dasein der Tiere auf, die einander im körperlichen Ringen mit Klauen und Zähnen, mit Gewandtheit und List zu überwinden suchen.

In unseren Tagen hat dagegen der Kampf ums Dasein einen anderen Charakter angenommen, der in dem Maße schärfer und ausgeprägter hervortritt, als sich die kapitalistische Zivilisation entwickelt. Der Kampf der einzelnen Menschen unter- und miteinander wird durch den Kampf der ökonomischen Organismen (Banken, Fabriken, Minen, Riesenmagazine) untereinander abgelöst und beseitigt. Die Kraft und die Klugheit des einzelnen verschwinden vor ihrer unwiderstehlichen Macht, die blind wie eine Naturkraft waltet. Der Mensch wird von ihrem Räderwerk ergriffen, in die Höhe gewirbelt, fortgeführt, wie ein Fangball hin- und hergeschleudert, heute auf den Gipfel alles irdischen Glückes gehoben, morgen aus seiner Höhe heruntergestürzt, einem armseligen Strohalm gleich mit Füßen getreten, ohne daß er ihnen mit Aufbietung all seiner Klugheit, mit Anspannung all seiner Energie den geringsten Widerstand entgegenzusetzen vermöchte. Die ökonomische Notwendigkeit tritt heutzutage dem Menschen übermächtig gegenüber. Die Kräfte, welche die Menschen zu Balzacs Zeit darauf verwendeten, dadurch in der Gesellschaft emporzukommen, daß sie auf die Schultern ihrer Konkurrenten kletterten und über deren Leiber vorwärts marschierten, die müssen sie heute dransetzen, um elend und erbärmlich vegetieren zu können. Schritt für Schritt, wie sich der frühere Charakter des Kampfes ums Dasein der Menschen verloren, hat sich auch die Natur der Menschen selbst notwendigerweise verändert, sie ist niedriger, kleinlicher geworden.

Diese Verkrüppelung der verzweigten Menschen spiegelt sich in der modernen Romanliteratur wider. Der Roman strotzt nicht mehr von tollen Abenteuern, in die sich der Held stürzt, wie ein wildes Tier in die Arena, um seine Kräfte an den wunderbarsten, ungewöhnlichsten

Ereignissen siegreich zu erproben, zur großen Befriedigung des gefesselten Lesers, der im eigenen Innern die kühne Unerschrockenheit, die leidenschaftliche Glut der ihm vorgezauberten Gestalten nachfühlt, welche vor keiner der anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeiten zurückschrecken, mit denen ihr Weg absichtlich besät worden ist. Wenn die modernen Romanschriftsteller das Interesse befriedigen wollen, das die Leser gewisser Klassen den Wechselfällen des Kampfes [181] eines Individuums entgegenbringen, so wählen sie ihre Helden aus der Welt der Gauner und Gaukler, in der man noch Verhältnisse findet, die den Menschen der Zivilisation zwingen, mit der Verschlagenheit, dem Mut und der Grausamkeit eines Wilden um sein Dasein zu kämpfen. In den übrigen Kreisen der Gesellschaft ist der Kampf so farblos und einförmig, daß er jedes packenden Interesses ermangelt. Die Romanschriftsteller, welche für die sogenannten höheren und gebildeten Klassen schreiben, sehen sich in die Notwendigkeit versetzt, jede dramatische Situation aus ihren Werken zu verbannen; für die höchste Kunst der neuen Schule gilt es, auf die Handlung zu verzichten, und da ihre Jünger keinen Sinn für Kritik und Philosophie besitzen, so sind ihre Werke bloße Übungen sprachlicher Akrobatik, sie sind vollendete Schüler der Rhetorik.<sup>8</sup>

Als sich Zolas Talent voll entfaltet hatte, besaß er den Mut, sich an die großen sozialen Erscheinungen und Vorgänge des modernen Lebens heranzuwagen; er machte den Versuch, die Wirkung zu schildern, welche die ökonomischen Organismen auf die moderne Menschheit ausüben.

In seinem „Au Bonheur des Dames“ (Paradies der Damen) führt uns der Verfasser in das Leben eines jener ökonomischen Ungeheuer, in ein Pariser Riesenmagazin ein. Er zeigt uns den Minotauros, wie er die kleinen, in seiner Nachbarschaft gelegenen Läden verzehrt, ihre Kundschaft verschlingt, ihre Besitzer aufsaugt, zu seinen Angestellten und Lohnarbeitern macht; wie er in seinen Untertanen, den Kommis, Verkäufern und Verkäuferinnen Interessen, Leidenschaften und Rivalitäten weckt und entwickelt, welche in anderen Verhältnissen unbekannt sind; wie er ihnen in den Tagen der Saisonausstellungen das Fieber, um jeden Preis verkaufen zu wollen, einhaucht, gerade wie das Angriffssignal zu einem Seegefecht auf den Kriegsschiffen den Kampfesmut entflammt.

In „Germinal“ (Keimmonat, der siebente Monat des Kalenders der Revolution) tritt uns das Bergwerk, tritt uns das unter der Erde hausende Ungeheuer entgegen, das Menschen, Pferde, Maschinen einschluckt und Kohlen ausspeit; das die Natur verwandelt, rings um seinen gähenden Rachen die Atmosphäre verdickt und verpestet und die Vegetation tötet; das Menschen herdenartig zusammendrängt, die früher vereinzelt als kleinbäuerliche Grundeigentümer lebten; das sie ihres Fleckchens Eigentum beraubt, sie dazu verurteilt, das Licht des Tags

---

<sup>8</sup> Ein belgischer Romanschriftsteller, Camille Lemonnier, der die französische Sprache mit besonderer Virtuosität mißhandelt, ausrenkt und verrenkt, hat soeben aus einem seiner Romane, „Le Mâle“ („Der Mann“), der einen großen literarischen Erfolg hatte, ein vieraktiges Drama gemacht. Dieser Roman erzählt die Liebesgeschichte eines Wilddiebes, und es muß dem Verfasser schwer angekommen sein, zum Helden einen outlaw, einen außerhalb des Gesetzes stehenden Menschen zu wählen, der von stürmischer Leidenschaft bewegt wird und einen erbitterten Kampf mit den Autoritäten und gegen das Eigentum führt. Der Wilddieb symbolisiert die Erde. Um das Drama durch einen heiteren Ton zu beleben, fügte der Autor eine Szene aus Henry Monnier ein – die modernen Schriftsteller sind nämlich traurig wie orientalische Klageweiber –, die darstellt, wie zwei Bauern einen Kuhhandel abschließen, miteinander um den Preis feilschen und sich gegenseitig übers Ohr hauen. Die Szene erregte Heiterkeit und Lachen. Die Folge davon war, daß Lemonnier bedauerte, sie in sein Drama aufgenommen zu haben. Sein Protest gegen ihre Aufnahme durch das Publikum enthält eine für die neue literarische Schule charakteristische Stelle. „Dies ist“, äußert er sich, „eine Konzession an die aktuelle Mode, an den Geschmack des Publikums für das Materielle, für die Handlung voller Bewegung und Lärm ... Diese Handlung bleibt meines Erachtens der wunde Punkt des Stücks, denn sie stört die innige Harmonie zwischen der Erde und dem Geschöpf. Man mußte jedoch die Handlung dulden und sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten trösten, in denen es möglich sein wird, ein Stück ohne Handlung zu schreiben, das nur aus Nuancierungen, Bildern und schneller Entwicklung von Gefühlen und Gedanken besteht, ein Stück, welches das einheitliche und einfache Leben ohne die Verwicklungen darstellt, die wir darin anzubringen für nötig erachten.“

nicht mehr zu schauen und bei der bleichen, zitternden Flamme eines Lämpchens inmitten von tausend Gefahren zu leben, denen sie tagaus [182] tagein Trotz bieten, ohne sich auch nur ihres Mutes bewußt zu werden; in diesem Roman tritt uns das unter der Erde hausende Ungeheuer entgegen, das diese Menschen durch gemeinsames Leid und Elend, durch gemeinsame Qualen gegen den Kapitalisten eint, der wie der Gott Pascals überall und nirgends ist und sie zu Streiks, zu blutigen Kämpfen, zum Verbrechen treibt.

Dem Roman mit der Schilderung und Analyse der ökonomischen Riesen Organismen der Neuzeit und ihrer Einwirkung auf den Charakter und das Schicksal der Menschen neue Bahnen zu weisen, das war ein kühnes Unterfangen; der bloße Versuch seiner Verwirklichung stempelt Zola zum Neuerer und weist ihm in unserer modernen Literatur einen hervorragenden Platz, eine Sonderstellung an.

Allein der Roman dieses Schlags stellt dem Verfasser eine bei weitem schwierigere Aufgabe als die Liebes- und Ehebruchsgeschichten, welche die Tagesliteraten erzählen, die wohl vollendete Stilisten sind, sich dagegen durch eine ganz phänomenale Unkenntnis der Erscheinungen und Vorgänge des täglichen Lebens das sie zu schildern behaupten, auszeichnen: abgesehen von ihrer Grammatik, ihrem Wörterbuch, etlichen Klatschgeschichten, die auf den großen Boulevards oder von Salon zu Salon kolportiert werden, sowie den unter der Rubrik „Verschiedenes“ in den Zeitungen stehenden Neuigkeiten und Polizeiberichten, wissen und kennen sie so wenig, daß man meinen sollte sie wären soeben vom Monde gefallen. Um einen Roman der oben erwähnten Art so zu schreiben, wie er geschrieben sein sollte müßte sein Verfasser in nächster Nähe eines dieser ökonomischen Ungeheuer gelebt, er müßte seine Natur, sein innerstes Wesen erfaßt und durchdrungen, er müßte in seinem eigenen Fleisch des Ungetüms Klauen und Zähne gefühlt, er müßte vor Zorn über die Greuel, deren Urheber er ist, gezittert haben. Ein derartiger Autor ist bis jetzt noch nicht aufgetreten, ja es scheint uns unmöglich, daß er auftritt. Die Menschen, welche dem Räderwerk, den Produktionsmechanismen einverleibt werden, sind durch Überarbeit und Elend auf eine so niedrige Stufe gesunken, so stumpfsinnig geworden, daß sie nur noch die Kraft besitzen, zu leiden, aber nicht die Fähigkeit, ihre Leiden zu erzählen. Die urwüchsigen Männer, welche die Iliade und andere Heldengedichte die zu den schönsten Blüten des menschlichen Geistes zählen, geschaffen haben, waren unwissend und ungebildet; unwissender und ungebildeter als die Proletarier unserer Tage, welche lesen und zuweilen sogar schreiben können, allein sie besaßen poetisches Genie: sie sangen von ihren Freuden und Leiden, von ihrer Liebe und ihrem Haß, von ihren Festen und [183] Kämpfen. Dem zu einem Anhängsel des großindustriellen Produktionsmechanismus gewordenen Proletarier ist die glänzende Gabe des poetischen Darstellungsvermögens abhanden gekommen, eine Gabe, die den Wilden und Barbaren, ja sogar noch den nur halbzivilisierten Bauer der Bretagne auszeichnet. Die Sprache der modernen Lohnarbeiter ist in beklagenswertester Weise derart verarmt, daß sie heutigentags nur noch einige hundert Worte enthält, mittelst deren die dringendsten Bedürfnisse und die einfachsten Gefühle zum Ausdruck gebracht werden. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wird das Französische des Volks wie der Literatur ärmer und ärmer an Worten und Ausdrücken; diese Tatsache ist ein charakteristisches Symptom für die zunehmende Verkümmern der Menschen.

Der soziale Roman, wie wir ihn weiter oben gekennzeichnet, kann also nur von jemand geschrieben werden, der dem Leben der Lohnarbeiter, das er schildern soll, fremd, unbeteiligt, als bloßer Beobachter gegenübersteht. Ein Gelehrter, welcher sich längere Zeit mit dem Studium des Betriebes der modernen ökonomischen Organismen beschäftigt, der beobachtet hat, welche furchtbaren Folgen sie für die Arbeitermasse zeitigen, könnte wohl an diese Aufgabe herantreten, wenn heutigentags die Gelehrten nicht in ihren wissenschaftlichen Spezialitäten gleichsam wie eingemauert wären und sich als unfähig erwiesen, ihren Forschungen zeitweilig den Rücken zu kehren, um die Phänomene des sozialen Lebens ihrer Zeit künstlerisch gestaltet darzustellen. Es ist mithin



unvermeidlich, unausbleiblich, daß diese Aufgabe Belletristen zufällt, welche auf sie infolge ihrer geringen praktischen Kenntnisse, der Art und Weise ihres Lebens und ihres Denkens in der Regel durchaus nicht vorbereitet sind. Es fehlt ihnen an Erfahrung, und sie beobachten die Menschen und Dinge der zu schildernden Welt nur oberflächlich. Obgleich sie sich damit brüsten, daß sie das wirkliche Leben malen, bleibt ihr Blick doch ausschließlich auf der Außenseite der Dinge haften, sie erfassen das sich vor ihnen abrollende Schauspiel des alltäglichen Lebens nur in seinen oberflächlichsten, äußerlichsten Momenten. Brunetière, der Kritiker der „Revue des Deux-Mondes“, sagt mit Recht von ihnen: „Ihr Auge und ihre Hand sind derart beschaffen, daß sie nur das sehen, beobachten und wiedergeben, was sie für ganz besonders geeignet erachten, die Neugier des Publikums zu erregen, an das, sie sich wenden.“ – Leider muß konstatiert werden, daß Zola in der Beziehung keine Ausnahme von seinen Kollegen macht.

Zola (geboren 1840) begann seine Laufbahn im Leben als Angestellter einer großen Pariser Buchhandlung, sagte aber bald [184] der Existenz eines Kommis Valet, um sich dem Journalismus zu widmen, und schrieb zuerst für das tägliche Blatt „La Cloche“ (Die Glocke), welches unter dem Kaiserreich den Versuch machte, der „republikanische Figaro“ zu werden. Nach dem Sturz Napoleons III. folgte Zola Gambetta nach Tours und Bordeaux, und als die wilde Jagd der Bourgeoisrepublikaner nach Ämtern und Würden begann, als das große Halali der unter sie zu verteilenden Beute geblasen wurde, da forderte er für sein Teil eine Souspräfektur. Sein Gesuch ward abschlägig beschieden, was zur Folge hatte, daß er der Politik den Rücken kehrte und sich ausschließlich seiner literarischen Tätigkeit, der Abfassung seiner Romane widmete. Der Politik trägt er den Groll eines Menschen nach, der in seinem Ehrgeiz enttäuscht worden ist; anlässlich einer Besprechung Vallès' bezeichnet er sie verächtlich als ein „trübes Handwerk“. Er lebt seither in äußerster Zurückgezogenheit, wie „ein Bär“, wie er selbst sagt. Kürzlich ist jedoch sein Ehrgeiz von neuem erwacht; er ist aus seiner Einsamkeit herausgetreten, hat sich zum Präsidenten des Schriftstellervereins ernennen lassen und träumt davon, in die Akademie und den Senat einzutreten, diese beiden Versorgungshäuser für abgedankte, altersschwache, verkrüppelte Literaten und Politiker.

Um seinem literarischen Werk den Anschein der Einheitlichkeit zu verleihen, hat es Zola in Nachahmung Balzacs als die „natürliche und soziale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“ betitelt. In der Folge richtet er es so ein, daß irgendein Mitglied dieser Familie in einem jeden seiner Romane eine hervorragende Rolle spielt. Allein die Einheitlichkeit, welche gewahrt bleiben sollte, ist mehr konventionell als wirklich. Die Einheitlichkeit seines Werkes beruht weniger darin, daß er die Geschichte einer ganzen Familie erzählt, als vielmehr in seinem Plan, die sozialen Organismen zu studieren, welche gleichsam das Skelett der kapitalistischen Gesellschaft bilden.

Es bleibt bedauerlich, daß ein Mann von dem unbestreitbaren und unbestrittenen Talent Zolas das Leben eines Einsiedlers führt und dadurch unfähig gemacht wird, das richtig zu schildern, was er darzustellen vermeint. Der Naturforscher und der Chemiker ziehen sich von der Welt zurück, allein sie schließen sich in ihre Laboratorien ein, um die Wesen und Dinge, welche sie interessieren und die sie untersuchen wollen, in allernächster Nähe studieren zu können. Wenn dagegen Zola in einsiedlerischer Zurückgezogenheit lebt und schafft, so entfernt er sich gerade von den Wesen und Dingen, welche Gegenstand seiner Studien sind; er ist mithin gezwungen, de chic (aus dem Kopf) [185] zu malen, um mich dieses charakteristischen Ausdrucks der Maler zu bedienen.<sup>9</sup>

Er glaubt den Unvollkommenheiten dieser Methode dadurch abzuhelpen, daß er flüchtig die Verhältnisse in der Wirklichkeit ansieht, die er beschreiben will. So legt er eine Fahrt von 50

---

<sup>9</sup> Peindre de chic bedeutet nicht nach der Natur, sondern nach Erinnerungen und Beschreibungen malen.

oder 100 Meilen auf einer Lokomotive zurück, um sich mit den Empfindungen eines Lokomotivführers vertraut zu machen; er besucht die großen Magazine, beobachtet an den Tagen der Saisonausstellungen und Ausverkäufe das hin- und herwogende Leben und Treiben, um die Leidenschaften kennenzulernen, welche den Kaufmann und sein Personal bewegen; er verlebt acht Tage in einem Kohlendistrikt oder in der Beauce<sup>10</sup>, um die Lebensweise der Kohlengräber und der Bauern auf Grund eigener Anschauung schildern zu können, und er vervollständigt diese seine im Vorbeigehen angestellten Beobachtungen durch Angaben, welche er aus Büchern, Zeitungen und Privatgesprächen schöpft. Alles in allem geht Zola bei seinen Beobachtungen und Studien genauso zu Werke wie die Zeitungsreporter. Sobald ein Ereignis geschehen ist, eilen diese gänzlich unvorbereitet auf den Schauplatz desselben, sie dürfen keine Zeit damit verlieren, den Gegenstand, worüber sie schreiben sollen, gründlich kennenzulernen, in einem Nu müssen sie alles gesehen haben, und deshalb sehen sie nur die Oberfläche der größten Phänomene, die so sinnfällig sind, daß sie von jedermann bemerkt werden müssen. Sie sind nicht imstande, die Tatsachen in ihre wesentlichen Momente zu zerlegen; zu ihren Ursachen zurückzugehen, die Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungen und Gegenwirkungen zu verfolgen und zu erfassen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn man in ihren Bemerkungen wie in denen Zolas nur wenig originelle Beobachtungen findet, die nicht schon früher mehrfach gemacht worden wären.

Zola, der mit dem Auge eines Künstlers das Äußere der Dinge im Fluge erfaßt und dann festhält und der ein großes Darstellungstalent besitzt, verbirgt die Banalität seiner Beobachtungen hinter Bildern von romantischem Kolorit, die den Leser packen und gefangen nehmen, ihn aber nicht auf den Schauplatz der Handlung versetzen und davon eine genaue Vorstellung geben. Ein Maler kann ohne Mühe ein Bild nach den Mitteilungen eines Reisenden entwerfen, der ohne belletristische Prätensionen einfach und schlicht erzählt, was er gesehen; dagegen ist es ebenso schwierig, ja fast unmöglich, nach der Schilderung eines Romanschriftstellers zu zeichnen, der nur danach strebt, uns durch das Kolorit seiner Sprache und den Reichtum seiner Bilder zu blenden.

[186] Zola sucht den Erfolg um des Erfolgs willen; er schätzt das Talent eines Schriftstellers nach der Zahl der Exemplare, welche dessen Verleger von seinen Werken absetzt. Da dem Bourgeoispublikum nichts mehr mißfällt als das Neue, so hütet er sich wohl, ihm Neues aufzutischen. Scribe, der diese Schwäche des Bourgeoishirns gut kannte, antwortete einem Freund, der ihm ein Bonmot erzählte: „Wiederholen Sie es, drucken Sie es, lassen Sie es herumgehen, und wenn es seinen Weg gemacht hat und von jedermann im Munde geführt wird, so werde ich es in einem Stück anbringen. Alle, die es gehört und wiederholt haben, werden Beifall klatschen.“ Die Leser, die Balzac langweilig finden – und sie bilden die große Majorität des lesenden Publikums –, würden sich nie mit einem tiefangelegten Werk befreunden, mit einer ernsten und wirklich *dokumentarischen* Studie – um den Ausdruck zu gebrauchen, den Zola und seine Freunde so lieben. Ihren Wünschen entspricht es, daß Szenen und Gestalten schnell, wie die Bilder einer Laterna magica, an ihren Augen vorüberziehen und keinen Aufwand von Aufmerksamkeit erfordern; jedes Nachdenken bedeutet für sie ein höchst überflüssiges Kopfzerbrechen.

Zola versteht den Geschmack des Publikums, er gibt sich in umfassenden Schilderungen aus; dagegen zeichnet er nur flüchtig und in großen Umrissen seine Personen, die, da sie nur im Vorübergehen beobachtet und studiert worden sind, sich selten gut in die Situation einfügen. Sie stammen meist aus zweiter Hand und sind nicht nach der Natur dargestellt worden. Man erzählt z. B., daß Zola einen Kohlengräber in Lebensgröße in allen Stellungen zeichnen ließ, die er bei seiner Arbeit einnimmt, damit er ihn im „Germinal“ beschreiben konnte. Das erste

<sup>10</sup> Die Beauce ist die südlich von Paris gelegene Hochebene, auf der besonders Getreidebau betrieben wird.

Kapitel des Romans „La Terre“ (Die Erde) schildert nicht eine Szene, die Zola selbst erlebt hat, es enthält vielmehr die dichterische Wiedergabe eines berühmten Gemäldes von Millet, „Le Semeur“ (Der Säemann), verziert durch die eingeflochtene Episode vom Bespringen der Kuh, die bereits vor Zola von Rollinat in dokumentarischen Versen beschrieben worden ist.

Paul Alexis, Zolas Geschichtsschreiber, hat uns durch seine Mitteilungen über Nanas Küche einen Einblick in die Arbeitsmethode des Meisters gewährt.<sup>11</sup> Zola häuft nach und nach Notizen auf, die er aus Zeitungen, Büchern und Gesprächen zieht und die er dann sorgfältig sichtet und klassifiziert, entsprechend etikettiert und in einem Kataloge verzeichnet; von Zeit zu Zeit entleert er den Inhalt seiner Notizensammlungen in einer Handlung, näht die einzelnen Notizen zusammen, und der Roman ist fertig. Brunetière glaubte Zola dadurch in Verlegenheit zu set-[187]zen, daß er nachwies, er habe den englischen Schriftsteller Otway plagiiert.<sup>12</sup> Zola hätte ihm darauf erwidern können: „Wenn Sie die Zeitungen und Bücher kennen würden, aus denen ich meine dokumentarischen Notizen zusammentrage, so könnten Sie in meinen Romanen Hunderte von ähnlichen Plagiaten finden. Wie kann ich Plagiate umgehen, wenn ich Verhältnisse schildern will, die ich nicht kenne und durch welche ich nur mit Schnellzugsgeschwindigkeit durchgefahren bin?“

Cervantes, d'Aubigné, Smollett, Rousseau und Balzac haben erst geschrieben, nachdem sie etwas erlebt und die Menschen durch Umgang mit Angehörigen der verschiedensten Gesellschaftskreise, durch Beobachtung ihres Lebens und Treibens in der Wirklichkeit gründlich kennengelernt hatten. Die Romanschriftsteller unserer Zeit dagegen, welche sich Naturalisten und Realisten titulieren und behaupten, daß sie nach der Natur malen, sperren sich in ihrem Arbeitszimmer ein, türmen ganze Berge bedruckter und bekritzelter Papiere um sich auf, aus denen sie das frisch pulsierende wirkliche Leben kennenlernen wollen, und verlassen ihre behaglichen Wohnungen nur ab und zu, um als Dilettanten Örtlichkeiten zu besichtigen und eine Handvoll der notwendigsten, oberflächlichen Eindrücke zu sammeln. Die Goncourt und Flaubert, welche diese sonderbare Methode der realistischen Beobachtung auf die Spitze getrieben haben, behaupten, daß ein Schriftsteller nicht nur an den politischen Kämpfen seiner Zeitgenossen keinen Anteil nehmen, sondern daß er überhaupt keine menschlichen Leidenschaften empfinden dürfe, um sie desto besser schildern zu können, daß er von Marmor sein müsse, um das Leben richtig zu schätzen!

---

<sup>11</sup> „Emile Zola, Notes d'un ami“ par Paul Alexis.

<sup>12</sup> Wir lassen an dieser Stelle das von Brunetière aufgedeckte Plagiat folgen, weil es charakteristisch ist: Man liest in „Nana“: „Er (Nanas Liebhaber) spielte manchmal den Hund. Sie warf dann ab und zu ihr parfümiertes Taschentuch in das andere Ende des Zimmers, und er mußte auf Händen und Füßen kriechend nachlaufen und es mit den Zähnen aufheben.

„Apport, Cäsar, ich werde dich prügeln, wenn du faul bist. So ist's recht, Cäsar! Du bist ein artiger Hund, ein netter Hund!“

Und er gefiel sich in seiner Niedrigkeit, kostete das Vergnügen, ein Tier zu sein, trachtete danach, sich noch mehr zu erniedrigen.

„Schlag stärker zu“, schrie er, „wau, wau, ich bin toll! So schlag mich doch.“

In dem berühmten Werk Thomas Otways „Das gerettete Venedig“ ist der Senator Antonio der Liebhaber einer Kurtisane namens Aquilina.

Sie jagt ihn fort, nennt ihn einen Idioten, sagt ihm, daß das einzige Gute an ihm sein Geld sei.

„Ich bin also ein Hund?“

„Jawohl, ein Hund, Monsignor!“

Daraufhin kriecht er unter den Tisch und bellt.

„Wie, du beißt! Dafür sollst du Fußtritte bekommen.“

„Was tut's! Ich lasse sie mir herzlich gern gefallen! Fußtritte will ich! Noch mehr Fußtritte! Wau, wau, wau! Stärker, so schlage doch stärker!“

Zola hat diesen Zug hündischer Unterwerfung nicht durch die Lektüre von Otways Werk selbst gefunden, sondern ihn der „Histoire de la littérature anglaise“ (Geschichte der englischen Literatur) von Taine (3. Band. S. 656) entnommen.

Kann man sich vielleicht vorstellen, daß Dante die „Göttliche Komödie“ geschrieben hätte, wenn er als guter Spießbürger in seinen vier Pfählen gehockt, dem öffentlichen Leben gleichgültig gegenübergestanden, an den politischen Kämpfen seiner Zeit keinen leidenschaftlichen Anteil genommen hätte?<sup>13</sup>

Die Methode der Realisten ist eher bequem für die Schriftsteller als vorteilhaft für ihre Werke. Ihre „dokumentarischen“ Romane wimmeln von großen und ärgerlichen Ungenauigkeiten. Aurelien Scholl, der sich in allen übelberücktigten Lokalitäten von Paris herumgetrieben, hat sich damit amüsiert, die zahlreichen Irrtümer hervorzuheben, die sich in Zolas „Nana“ finden. Wenn das in diesem Romane gegebene Gemälde vom Leben der Freudenmädchen höherer und niederer Art von einem jungen Provinzialen, der zum ersten Male Pariser Pflaster betritt, auch gläubig aufgenommen wird, so entlockt es einem echten Pariser, der dieses Leben von Grund aus kennt, nur ein Achselzucken.

[188] Zolas Talent ist jedoch ein so mächtiges, daß trotz der Unvollkommenheit seiner Beobachtungsmethode und trotz seiner zahlreichen dokumentarischen Irrtümer seine Romane die bedeutendsten literarischen Erzeugnisse unserer Epoche bleiben. Ihr ungeheurer Erfolg ist wohlverdient, und wenn sie nicht, wie „Monsieur et Madame Cardinal“ und gewisse Romane von geringerem Umfang, Meisterwerke sind, so erklärt sich dies dadurch, daß der Stoff kolossal war, den sie zu bewältigen hatten, und daß es der Kraft eines Titanen bedurfte hätte, um ihn aufzuheben, ihn zu drehen und zu wenden und mit ihm zu spielen. Und tatsächlich ist Zola im Vergleich zu den ihn umgebenden Pygmäen ein Riese.

L'Argent (Das Geld), sein jüngster und vielleicht sein bedeutendster Roman, rückt alle seine Vorzüge und Fehler in hellste Beleuchtung.

## II. „Das Geld“ (L'Argent)

„L'Argent“ kann als Gegenstück und Ergänzung zu „Pot-bouille“<sup>14</sup> betrachtet werden, d. h. zu dem Roman, in welchem Zola mit unerbittlicher Schärfe und Rücksichtslosigkeit die Verhältnisse des Kleinbürgertums schildert. Waren ehemals die charakteristischen Eigenschaften des Kleinbürgertums eine regelrechte, streng geordnete, stille Lebensführung, hausbackene Rechtschaffenheit und eine zopfige Philisterhaftigkeit gewesen, die den Künstlern früherer Epochen den Vorwurf zu komischen Typen lieferte, so tritt es uns in der Neuzeit, so tritt es uns in „Pot-bouille“ als durch und durch versumpft und korrumpiert entgegen. Der Faktor, der diesen Umschwung in der Physiognomie der Kleinbourgeois bewirkt hat, ist nicht etwa der Durst nach Gold, sondern das drückende, zwingende Bedürfnis nach Geld; ist keineswegs

---

<sup>13</sup> Die Goncourts erzählen in ihrem „Journal“ (Tagebuch) folgendes Geständnis Turgenews, das diesen literarischen Vertreter einer Epoche der Tatkraft treffend charakterisiert: „Und da Flaubert und ich die Bedeutung der Liebe für den wissenschaftlich gebildeten Mann bestritten, ließ der russische Schriftsteller mit einer Bewegung seine Arme herabsinken und rief: ‚Was mein Leben anbetrifft, so hat darin das weibliche Geschlecht eine große Rolle gespielt! Weder Bücher noch irgend etwas auf der Welt hat mir die Frau ersetzen können ... Wie soll ich euch das sagen? Ich finde, daß die Liebe allein ein gewisses Aufblühen des Menschen zur Folge hat, das durch nichts anderes bewirkt werden kann, nicht? ... Seht, ich habe als ganz junger Mann eine Müllerin aus der Umgegend von Petersburg geliebt; ich traf mit ihr auf meinen Jagden zusammen. Sie war allerliebste, ganz weiß und hatte einen dunklen Strich im Auge, was bei uns häufig vorkommt. Sie wollte nie etwas von mir annehmen. Eines Tages jedoch sagte sie zu mir: ‚Du mußt mir ein Geschenk machen ... Bringe mir aus St. Petersburg ein Stück wohlriechender Seife mit.‘

Das nächste Mal bringe ich ihr die Seife mit, sie verschwindet, kommt mit vor Erregung rosig überhauchten Wangen zurück und murmelt mir ins Ohr, während sie mir ihr wohlriechenden Hände entgegenstreckt: ‚Küsse mir die Hände, wie du in den Salons die Hände der St. Petersburger Damen küßt.‘

Ich kniete vor ihm nieder ..., und ich kann euch sagen, daß kein anderer Augenblick meines Lebens diesen Moment aufwiegt.“

<sup>14</sup> Titel der deutschen Übersetzungen von „Pot-bouille“: „Am häuslichen Herde“ und „Die Geschichte eines Bürgerhauses“.

das Jagen nach Freuden und Genüssen, vielmehr der Kampf um eine elende, kümmerliche, sorgenschwere Existenz. Der Kleinbürger muß rechnen und knausern, ehe er seiner Frau ein Band, seinen Kindern ein Spielzeug kaufen kann, bei Todesstrafe ist er gezwungen, an Pfennigen und Hellem zu sparen.

In seinem Roman „L'Argent“ führt uns Zola in eine andere Welt, die sich im vollsten Gegensatz zu den kleinbürgerlichen Kreisen befindet, in eine Welt, in welcher man nicht nach Pfennigen, sondern nach Tausendmarkscheinen rechnet. Hier sehen wir das flüssig und beweglich gewordene Gold in eiligeren, rascheren, tosenderen Wellen dahinströmen als in den goldhaltigen Ge-[189]wässern Perus; hier ist das Gold zum Zweck und Ziel alles Lebens, alles Dichtens und Trachtens geworden. Und nicht mehr zur Sicherung der eigenen Existenz, auch nicht zur Fristung der Existenz der Familie, nicht mehr um eine Antwort auf die uralte Frage: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? zu geben, wird ihm nachgejagt. Und nicht mit Rücksicht auf irgendwelches Bedürfnis müht und quält man sich in diesen Kreisen, sondern lediglich um Millionen auf Millionen zu häufen, aus Liebe zum Gold, um des Goldes willen. Der jüdische Millionär Gundermann, dessen Gestalt Zola im „L'Argent“ gezeichnet, kennt keinerlei Bedürfnisse. Ein lustiger Bruder Studio, den uns Balzac in einem seiner Werke vorführt und der ebenso arm an Talern als reich an Geist ist, tröstet sich in seiner Geldnot mit der philosophischen Erwägung, daß weder Napoleon noch der reichste Mann der Welt zweimal täglich zu Mittag speisen oder mehr Liebschaften haben könnte als ein Student der Medizin. Gundermann kann nicht einmal mehr *ein* Mittagmahl täglich zu sich nehmen, und das Weib existiert nicht für ihn. Sein zerrütteter Magen verträgt nur Milch, und wenn er einmal gründlich schlemmen will, so genießt er den Saft einiger Weinbeeren; sein Herz schlägt nur für die Hausse und Baisse der Börsenpapiere.

Allein die Liebe zum Gold, welche die Gestalten der von Zola geschilderten Welt charakterisiert, ist keineswegs die Liebe zum metallnen, festen Gold, zum Gold, das gleißt und scheint, die Augen durch seinen sonnengleich strahlenden Glanz, die Ohren durch seinen harmonischen Klang erfreut und besticht. Grandet, der von Balzac gezeichnete Geizige, liebt das Gold zärtlich wegen seiner physischen Eigenschaften, wegen seiner Farbe, seines Klanges; er häuft die funkelnden Goldstücke in sicherem Gewahrsam auf, er läßt sie spielend durch seine Finger gleiten, es gewährt ihm ein unvergleichliches Entzücken, mit seinen Händen in dem Schatz zu wühlen, ihn zu befühlen und zu betasten; er spricht von seinem Gold mit den Schmeichelworten, den berausenden hinreißenden Reden eines liebglühenden Dichters. „Wohlan, hole meinen Liebling, mein Herzkäferchen herbei“, sagt er zu seiner Tochter. „Du solltest mich auf die Augen küssen, damit ich dir die Geheimnisse des Lebens und Strebens der Taler erzähle ... Wahrhaftig, die Taler leben und rühren sich so gut wie die Menschen. Sie kommen, sie gehen, sie vergießen Schweißtropfen, sie schaffen.“ Stundenlang ergötzt er sich an dem Anblick dem zu Häufchen aufeinander geschichteten Louisdor, deren schillernder Glanz ihn förmlich hypnotisiert, so daß er begeistert ausruft: „Das erwärmt mich!“

[190] Die Börsianer kennen nicht mehr das Gold, „diese der Sonne geraubte Träne“, durch ihre Hände gleiten nur Stücke Papier, die sie mit fieberhaften Bewegungen zerknittern und zerknüllen. Für sie ist das Vermögen nicht ein sichtbares, greifbares, faßbares Etwas, sondern eine Reihe abstrakter Zahlen, metaphysischer Werte. Wenn von Gasaktien, Eisenbahnaktien, Kohlengrubenaktien die Rede ist, so schwebt ihnen nicht das Bild ungeheurer, glockenähnlicher Gasometer vor, welche das aus der Kohle gewonnene flüchtige Gas aufnehmen und gefangenhalten; mit ihrem geistigen Auge sehen sie nicht dampfende Lokomotiven, endlose Schienengeleise, unterirdische Schächte und Karren voller Kohlen, vor ihren Blicken tanzt vielmehr bloß der abstrakte Preis der Papierfetzen, Aktien genannt, hin und her, die für den Börsianer körperlose, sozusagen unirdische Werte sind: für ihn persönlich ist es absolut gleichgültig, ob die Dinge, welche sie repräsentieren, wirklich existieren oder nicht.

Nicht „das Geld“, sondern „die Börse“ hätte Zola seinen Roman betiteln sollen, denn er entrollt uns ein Gemälde der Kreise, die durch das Börsenspiel in beständiger fieberhafter Spannung und Aufregung gehalten, bis ins innerste Mark erschüttert und zerrüttet werden. Das Geld schließt in seinen Kreislauf alle Vorgänge und Erscheinungen der kapitalistischen Gesellschaft ein. Gegen einige wenige Franken verkauft sich der Arbeiter für einen Tag, eine Woche, einen Monat, er liefert Weib und Kind dem Kapitalisten aus und verurteilt sie zur Zwangsarbeit in der Fabrik; um des Geldes willen fälschen die Schienenfabrikanten die Stempel des Staates und bringen durch geflickte Schienen das Leben von Tausenden von Reisenden in Gefahr; um des Geldes willen nutzte der Präsident Grévy seinen politischen Einfluß, seine Stellung als höchster Beamter und Würdenträger des französischen Staates zu schmutzigem Schacher aus; für Geld schlägt der Offizier sein Leben in die Schanze, bleibt der Kassierer ehrlich, schreiben Dichter und Schriftsteller. Die kapitalistische Entwicklung hat die Menschheit auf ein so niedriges Niveau herabgedrückt, daß sie nur noch *einen* Beweggrund kennt und kennen kann: *das Geld*. Das Geld ist der große Motor, das Alpha und Omega aller menschlichen Handlungen geworden. „Das Geld“, sagte Balzac, „ist die ultima ratio mundi“. Zola hat nie daran gedacht, die von dem allmächtigen Geld erzeugten Tugenden und Laster in ihrer Gesamtheit in dem Rahmen seines Romans darzustellen.

Alle Gestalten seiner neuesten Schöpfung drehen sich um eine Finanzspekulation, die Börse ist das Schlachtfeld, auf welchem sie auf Tod und Leben kämpfen. Die Börse ist jedoch nicht die [191] Zauberwerkstatt, in der die Reichtümer geschaffen werden, sie stellt vielmehr die Räuberhöhle dar, in der die Finanzmänner mit Aufbietung von List, Falschheit, Lug und Trug die Beute teilen: die Millionen und Milliarden, die auf den Äckern, in den Bergwerken, Fabriken und Werkstätten der ganzen Welt geschaffen worden sind. Die Börsenjobber, die in ihren Geldschränken und Brieftaschen ganze Berge von Produkten zentralisieren, haben nie in ihrem Leben auch nur das Geringste produziert. Ihre geistige Arbeit beschränkt sich ausschließlich darauf, hinterlistig Fallen und Netze zu stellen, in denen sich die Millionen fangen sollen, die irgendwo und von irgend jemandes – es kümmert die Herren verteufelt wenig wo und von wem – erzeugt worden sind.

Saccard, der Held des Zolaschen Romans, personifiziert diese sonderbare Welt. In dem Augenblick, wo er in den Roman eingeführt wird, besitzt er nicht einen roten Heller, seine Bekannten begegnen ihm kalt oder stellen sich, also ob sie ihn gar nicht bemerkten; er ist ja ein ruiniertes Mann, und in dieser Sphäre sucht man Freundschaft vergebens. Und während er noch mit allgemeiner Mißachtung behandelt wird, arbeitet er sich plötzlich aus seinem Elend empor und steht als Triumphator da, der von den nämlichen Leuten angebetet und beweihräuchert wird, die ihm kurz vorher verächtlich den Rücken drehten und aus dem Wege gingen. Und der Grund, der diesen schnellen Umschwung bewirkt hat? Saccard steht an der Spitze einer vom Glück begünstigten, äußerst erfolgreichen Finanzspekulation, deren Aktien steigen und trotz der berechtigtesten Befürchtungen, trotz der Intrigen und des Verrats seiner Kumpane, trotz der schlaue ausgeklügelten Kombinationen seiner Konkurrenten weiter und weiter zu fabelhafter Höhe steigen. Saccard ist nicht der Vater der Idee, auf welcher sich die Spekulation aufbaut; er ist ebensowenig der Organisator des administrativen Mechanismus des Unternehmens. Ein Ingenieur von anspruchslosem, mystischem Charakter, der unter diese Bande von Spitzbuben geraten ist, hat alles erdacht, alles organisiert; Saccard ist nichts als der „Gründer“, der Mann, der die Zauberformel kennt, die den Beutel der Aktionäre öffnet, der Mann, der die wunderbare Kunst versteht, diese in Gimpel zu verwandeln, die gegen Papierfetzen ihr klingendes, vollwichtiges Gold umtauschen, obwohl es ihnen teurer ist als ihre Ehre, als Weib und Kind und Schoßhund.

Dem Roman Zolas liegen wirkliche Begebenheiten und Tatsachen zugrunde, die von ihm dichterisch umgestaltet worden sind: die Geschichte der „Union générale“, der von den Her-

ren [192] Bontoux und Feder geleiteten Finanzgesellschaft, die Frankreich, Österreich, Serbien und Rumänien durch Gründung von Banken, Bergwerken, Eisenbahnen und Fabriken auszubeuten suchte. Die Union générale war einige Zeit lang die durch den päpstlichen Segen kanonisierte, wunderwirkende Sparkasse, die den guten Katholiken Zinsen von fabelhafter Höhe zahlte, als sie je der stockjüdischste Wucherer zu erpressen vermocht; sie sollte die Bank des Papstes und aller Katholiken werden, und ihr Krach – einer der riesigsten, die man bis jetzt erlebt – erschütterte die Finanzwelt und zog die weitesten Kreise in Mitleidenschaft.

Saccard ist ein geriebener, in allen Schlichen und Kniffen bewandeter Macher schwindelhafter Unternehmungen. Er weiß ganz genau, daß eine Finanzspekulation nicht in den Händen von rechtschaffenen und sachkundigen Männern gedeiht, wohl aber in denen von durchtriebenen Lumpen, die an der Börse eine einflußreiche Rolle spielen oder die mittels ihres altadeligen Namens, ihres Deputiertensitzes oder auch nur eines Ordens den Dummköpfen imponieren, denen an Stelle des Hornes ein gespickter Geldsack zuteil geworden. Und dieser Erkenntnis entsprechend, wählt er das Personal aus, welches der Verwaltung des von ihm gegründeten Schwindelunternehmens angehört.

Saccard weiß ferner, daß, wenn bei dem Geschäft ein Profit abfallen soll, die Reklame aufs äußerste ausgenützt werden muß. Man hätte nun erwarten sollen, daß Zola, der für einen ultrarealistischen Schriftsteller gehalten sein will und sich in den abstoßendsten, widerlichsten pathologischen Schilderungen gefällt, daß Zola, der, die Faust herausfordernd in die Seite gestemmt, ohne jedes Bedenken die schmutzigsten Ausdrücke gebraucht, auch den Mut besessen haben müßte, hinsichtlich der Reklame betrügerischer Finanzoperationen und der Rolle, welche die Presse hierbei spielt, die ganze, volle, ungeschminkte, ihm gut bekannte Wahrheit zu enthüllen.

Aber der Mut hat ihm gefehlt im „L'Argent“ wie im „Germinal“. In dem erstgenannten Roman hat er die Presse geschont, dieses „Magazin von Gift“, wie sich Balzac ausdrückte. Er hat nicht den Mut besessen, zu zeigen, wie die gesamte Bourgeoispresse der Großfinanz verkauft ist, wie sie, einer Prostituierten gleich, deren Gunst durch Bitten und Drohungen zu erschleichen sucht. Maupassant ist der einzige moderne Schriftsteller, der in seinem Roman „Bel-Ami“ gewagt hat, ein Zipfelchen des Schleiers zu lüften, der die Schmach und Schande der Pariser Bourgeoispresse deckt.<sup>15</sup> Zola hat wohl die Gestalt eines Journalisten gezeichnet, der, durch Ausschweifungen und Schulden zugrunde [193] gerichtet, auf Bestellung Artikel schreibt, in denen er heute weiß schwarz und morgen schwarz weiß sein läßt, und der dafür mit moralischen Fußtritten behandelt wird. Allein dieser Journalist gehört der schriftstellerischen Bohème an, er besitzt weder Ansehen noch Einfluß, seine Gesinnungslumperei scheint inmitten der Wohlanständigkeit des bürgerlichen Journalismus eine vereinzelte Ausnahme zu sein. Wenn Zola die tiefe Korruption der Presse mit Stillschweigen übergeht, so ist dies keineswegs aus Unkenntnis der

---

<sup>15</sup> Erst ganz kürzlich haben Portalis, der Chefredakteur des „XIXième Siècle“ (Neunzehnten Jahrhunderts), eines angesehenen Pariser Blattes, welches Deputierte und Stadträte zu seinen Mitarbeitern zählt, Marinoni, der Administrator des „Petit Journal“ (Kleine Zeitung), und Charles Laurent, Stadtrat von Paris und Hauptredakteur des „Jour“ (Der Tag), ihre schmutzige Wäsche vor dem Publikum gewaschen. In ihren Zeitungen und in Plakaten, die in Paris wie in der Provinz angeschlagen wurden, bezeichneten sie sich gegenseitig als Gauner und Louis, als käufliche Handlanger der Finanz. Der schamlos breitgetretene Schmutz erregte keineswegs die Entrüstung der übrigen Journalisten; diese zitterten bei dem Gedanken, in den Streit der drei rasenden Tollköpfe verwickelt zu werden, denn sie mußten dann fürchten, daß diese mit den gleichen Enthüllungen über sie selbst aufwarten würden. Das „Petit Journal“, welches auf Grund von Beweisstücken nachwies, daß Portalis von Secrétan, dem Macher des Kupferrings, mehrere hunderttausend Franken erschwindelt und erpreßt hatte, verlangte seinen Ausschluß aus dem Journalistenverein. „Ich wette, daß sie das nicht tun werden“, war Portalis' ganze Antwort, und trotz seiner Brandmarkung und Überführung gehört er nach wie vor der genannten noblen Bruderschaft an und verkehrt in intimster, kollegialischer Weise mit den übrigen Pariser Journalisten. „Gleich und gleich gesellt sich gern“, heißt es im Sprichwort.

Verhältnisse geschehen. Er kennt die Presse sehr gut, denn er ist selbst Journalist gewesen und steht noch jetzt in ständigen Beziehungen zur Journalistik. Gerade jene gesellschaftliche Sphäre, die er aus persönlicher Beobachtung und Erfahrung kennt, über welche er positive, naturgetreue Dokumente besitzen muß, ist diejenige, die er naturgetreu zu zeichnen fürchtet. Denn Zola, der wie alle seine wertvollen Kollegen von der Feder ein Krämer ist, will die Journalisten schonen, welche durch ihre Reklame den größeren oder geringeren Absatz seiner Bücher beeinflussen können. Zuerst das Geschäft, dann, wenn es geht, die Kunst.

Deshalb hat er sich wohl gehütet zu zeigen, wie die respektabelsten und respektiertesten, die vornehmsten wie die langweiligsten Blätter ihre ersten Seiten den Größen der Finanz zur Verfügung stellen, damit diese die Bourgeois betrügen und bestehlen, deren Leiborgane die betreffenden Zeitungen sind.<sup>16</sup> Dagegen wiederholt er mit Behagen zweimal einen Streich, der, falls er tatsächlich vorgekommen sein sollte, eher einen Witz als eine Reklame darstellt.<sup>17</sup> Nichts ist würdevoller und moralischer als die Prospekte der Spekulanten; diese Herren könnten den Jesuiten Unterricht im Jesuitismus geben.

An der Börse kämpfen die katholische Bank Saccards und die israelitische Bank Gundermanns – der Name ist ein Pseudonym für Rothschild – miteinander um die Herrschaft. Ruhig in seine Höhle zurückgezogen, voller Vertrauen auf die wundertätige Kraft seiner Millionen – der Sieg stellt sich stets auf Seite der großen Bataillone, sagte schon Turenne –, läßt der kalte, gleichmütige Jude den nervösen und fieberhaft erregten Christen sich aufreiben in einer Spekulation nach der anderen, wodurch die Aktien der „Universelle“ von einem Anfangskurs von 500 Franken zu der schwindelnden Höhe von 3000 Franken emporgetrieben werden. Als Saccard von diesem Pyrrhussieg erschöpft ist, wirft plötzlich Gundermann seine Millionen auf den Börsenmarkt und schmettert seinen Konkurrenten als ruinierten Mann zu Boden. Von dem Gipfel des Glücks wird dieser mit einem Schlag ins Gefängnis versetzt, und abermals verlassen und ver-[194]raten ihn alle, die er bereichert hat. Saccard ist geschlagen, aber nicht niedergeschlagen; in seinem Zellgefängnis der Conciergerie schmiedet er Pläne zu neuen Unternehmungen und Spekulationen. Er träumt von dem Besitz großer Reichtümer und sieht sich im Geiste schon von neuem als Herrn und Beherrscher der Börse, durch dessen Hände Hunderte von Millionen gleiten.

In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts haben mehrmals erbitterte Kämpfe zwischen dem Hause Rothschild und Banken stattgefunden, welche diesem den Krieg erklärten, ihm die Herrschaft über den Geldmarkt streitig zu machen suchten. In „den ersten Jahren der Regierung Napoleons III. repräsentierte der durch die Negozierung der Staatsanleihen reich gewordene Rothschild die alte Manier der Spekulation; er ließ sich nur in sichere Finanzoperatio-

---

<sup>16</sup> Im vergangenen Mai sah sich die Regierung zu einer kleinen Konzession an die öffentliche Meinung gezwungen und machte deshalb Miene, gegen die Administratoren des Panamaunternehmens, welche den kleinen Sparern 600 Millionen Franken aus den Taschen gelockt hatten, die gerichtliche Verfolgung einzuleiten. Der Abgeordnete Delahaye, der im Palais Bourbon die Kompanie angegriffen und behauptet hatte, dieselbe könne nur über die Verwendung von 600 Millionen Franken Rechnung legen, die übrigen 900 Millionen müßten also verschleudert oder gestohlen worden sein, dieser Abgeordnete erklärte einem Reporter des „Eclair“: „Herr Ferdinand de Lesseps hat so geschickt das Parlament, die Presse und die Akademie zu seinen Mitschuldigen gemacht, daß er gegen jede gerichtliche Verfolgung sichergestellt ist. Niemand wird hingehen, um ihn am Kragen zu packen.“ Lesseps hatte eben jedermann gekauft, weshalb er auch „der große Franzose“ genannt wird. Nachdem es den Anschein gehabt, als solle er gerichtlich belangt werden, stellten die Gerichte das Verfahren gegen ihn ein. Lesseps, seine Söhne und Helfershelfer genießen auch fernerhin im wohlverdienten Frieden die auf so mühselige und ehrenwerte Weise erworbenen Millionen.

<sup>17</sup> Jantron, der im Dienst der Finanz stehende Journalist, der im „L'Argent“ vorkommt, hatte „die Worte ‚achez de l'Universelle‘ (Kauft Aktien der Universellen, so heißt nämlich das von Saccard gegründete Unternehmen) auf die geheimsten und delikatesten Körperstellen lebenswürdiger Damen tätowieren lassen, die er auf den Markt der Galanterie warf“. S. 199 und 277.



nen ein und spekulierte ausschließlich mit Millionen, die ihm eigentümlich gehörten oder für welche sein Bankhaus haftbar war. Allein die von den Theorien Saint-Simons erfüllten Péreire und andere drängten die Spekulation in andere, neue Bahnen. Da sie selbst kein persönliches Vermögen besaßen, so ließen sie sich von dem Publikum die Kapitalien liefern, deren sie für ihre Zwecke bedurften, und da sie mit fremder Leute Geld spekulierten, keinerlei Gefahr persönlicher Verluste liefen – sie besaßen ja nichts, was sie verlieren konnten –, so stürzten sie sich Hals über Kopf in die gewagtesten finanziellen Abenteuer. Aus jener Zeit datiert das Spekulationsfieber, welches die französische Nation in steter Aufregung erhält. Die Spekulanten der neuen Schule versuchten Rothschild auszuplündern, dieser richtete jedoch nacheinander alle von ihnen zugrunde, Péreire, Mirès, Philippart, Bontoux. Der alte Jude besaß so unerschütterliches Vertrauen in seinen endlichen Sieg, daß von ihm erzählt wird, er habe den Schreibtisch leer stehen lassen, an welchem sein furchtbarster Gegner, Péreire, gearbeitet hatte, solange er in seinem Bankhaus Angestellter gewesen, und auf eine Bemerkung kühl geantwortet: „Er wird schon seinen Platz wieder einnehmen.“

Die von Rothschild Besiegten waren Neuerer auf dem Gebiete der Finanzspekulation. Die Ideen und Kombinationen und die Methoden der Geldbeschaffung, die sie einführten, haben die Geschäftswelt und die Börse völlig revolutioniert. Sie zentralisierten in ihren Händen die Ersparnisse der bürgerlichen Kreise und der breiten Volksschichten, um sie dann in riesigen Strömen der Industrie und dem Handel zuzuführen. Sie sind sozusagen die Saug- und Druckpumpen des Nationalvermögens. Der Ruf nach *Assoziation der kleinen Kapitalien* ist eine Saint-Simon entlehnte Formel, deren Verwirklichung eine Notwendigkeit für [195] die ökonomische Entwicklung geworden war. Die Eisenbahnen und die Mechanismen der modernen Produktion sind so riesenhafte Anlagen, daß ihre Schaffung, respektive Anschaffung mittels der von dem einzelnen aufgehäuften Kapitalien ein Ding der Unmöglichkeit ist. Man bedurfte zu diesem Zwecke der Kapitalien der Masse, die zusammengeworfen, zu Riesenkapitalien zusammengeschweißt werden mußten. Die Péreire und Mirès haben sich dieser Aufgabe unterzogen; die dürfen sich eines größeren Wunders als der Auferweckung des Lazarus rühmen, sie haben Kleinbürger und Bauern zu bewegen gewußt, sich von ihrem lieben, teuren Geld zu trennen, es ihnen anzuvertrauen. So ward es ihnen möglich, die Kapitalien zu liefern, deren die junge, sich rasch entwickelnde Großindustrie bedurfte. Péreire und Mirès haben die industrielle und kommerzielle Entwicklung mächtig gefördert, welche in die Zeit des Empire fiel, allein sie haben vor allem und ganz gegen ihren Willen für die Vergrößerung des Hauses Rothschild gearbeitet, das, nachdem es ihr Aufkommen, ihren Erfolg eine Zeitlang ruhig mit angesehen, sie stürzte und sich der von ihnen geschaffenen finanziellen und industriellen Organismen bemächtigte.

Zola ist mit der Geschichte der Pariser Finanz- und Börsenwelt nicht bekannt; als richtiger Reporter hat er sich damit begnügt, einige Stunden auf der Börse zuzubringen, sich über die Lokalitäten zu unterrichten und die Plaudereien etlicher Börsianer zu notieren, die über die Geschichte der Börse, ihre eigene Geschichte ebenso wenig wußten wie er selbst, denn da diese Geschichte das Steigen und Fallen der Papiere nicht beeinflußt, so interessiert sie dieselbe herzlich wenig. In Zolas Augen ist der Kampf zwischen Saccard und Gundermann lediglich ein Duell zwischen dem katholischen und dem jüdischen Spekulationskapital. Allein die Péreire und Mirès waren ebenso gute Juden wie die Salomons und Nathans der Familie Rothschild, sie klagten diese an, die Juden des Nordens, die „Askenazim“, zu repräsentieren, während sie für sich selbst die Ehre beanspruchten, die Juden des Südens, die „Sephardim“, zu repräsentieren, die sich nach ihnen durch großzügigere und weniger schmutzige Ideen auszeichnen.

Dieser Krieg gegen das Haus Rothschild, das allen Stürmen getrotzt, das siegreich und mächtiger als je aus der Revolution von 1848 hervorgegangen, die doch seinen Sturz bezweckt

hatte; das allen seinen von dem Empire und den Opportunisten beschützten und begünstigten Feinden die Stirn geboten und sie alle geschlagen hat; dieser Krieg und der Kampf zwischen der alten und neuen Spekulation und ihren Vertretern hätte dem Roman [196] als Hintergrund dienen und ihm vielleicht eine epische Größe verleihen können.

Es ist schwer, die Börsenleute und ihre Mogeleyen erscheinen zu lassen; Zola hat es jedoch verstanden, den ihm vorliegenden undankbaren Stoff dramatisch zu beleben. Betrachtet man die Schwierigkeiten, die überwunden worden, die Fülle von Details, die geschickte Disposition, die kräftige Entwicklung der Charaktere, von denen mehrere ausgezeichnet beobachtet sind, dann muß man gestehen, daß „L'Argent“ das Werk eines Meisters ist. Die Exposition ist höchst wirksam. Zola hat mit dem ersten Kapitel des Romans diesmal keine Schülerarbeit geliefert, er hat auch nicht, wie in „La Terre“, ein Gemälde kopiert, er hat vielmehr ein packendes Bild nach der Natur gezeichnet.

Der Leser wird von der ersten Seite an mitten in das Leben und Treiben der Börsenwelt eingeführt; Zola versetzt ihn in das Café, in welchem die Jobber frühstücken und warten; daß die geweihte Stunde schlägt, in der sie das goldene Kalb anbeten können, er versetzt ihn mitten in das Tohuwabohu der Spekulanten, die dort essen, trinken, rauchen, kommen und gehen, sich gegenseitig grüßen, einander laut zurufen oder mit leiser Stimme Meinungen, Eindrücke und Gedanken über den einzigen, sie interessierenden Gegenstand, über die einzige, sie leidenschaftlich bewegende Frage austauschen: über den Kurs der Börsenpapiere und über die politischen Ereignisse, welche denselben beeinflussen können. Und von dieser lärmenden Welt, in welcher sich jeder in seinen Berechnungen und Kombinationen isoliert, in seinem Egoismus einkapselt, hebt sich in kräftigen Zügen die Gestalt Saccards ab, der ruhelos und verachtet in seinem Hirn den Plan einer neuen, großen Spekulation wälzt und vorbereitet, ja sogar die Personen vormerkt, deren er sich bei derselben bedienen und die ihm nützlich sein können. Obgleich er ein ruiniertes Mann, ohne Kredit und ohne Protektion ist, obgleich ihn sein Bruder, der Minister, dadurch loswerden möchte, daß er ihm zum Platz eines Souspräfekten in der Provinz verhilft, entwirft er mutig den Plan, Paris zu erobern.

Zola ist von dem Wunsche beseelt gewesen, dem Leser eine Vorstellung von den sonderbaren, eigenartigen Gestalten zu geben, welche sich auf der Börse wie Besessene gebärden und heiser schreien und denen man in der nächsten Nachbarschaft derselben auf Schritt und Tritt begegnet. Sein Roman bietet uns eine reiche Fülle scharf gezeichneter Silhouetten aus dieser Welt. Busch und die Méchain, mit ihrer Tasche voll Papieren repräsentieren den Typus des Spekulanten der Gosse, welche Aktien verkrachter Finanzgesellschaften, schlechte Schuldverschreibungen, unbezahlte Wechsel und dergleichen zusammenkaufen, all diese wertlosen Papiere klassifizieren und katalogisieren und dann geduldig vier, fünf, ja zehn Jahre eine Gelegenheit abwarten, sie mit einem Profit wieder abzusetzen, der so winzig ist, daß er die von diesen Raben des kommerziellen und finanziellen Schlachtfeldes aufgewendete Zeit, Kraft und Mühe nicht bezahlt. Neben dem Börsengebäude und innerhalb der Umfriedigung, welche den mit verkümmerten Kastanien bepflanzten Platz einschließt, auf dem sich der Tempel des goldenen Kalbes erhebt, gibt es eine andere Börse, welche die Börse der „Nassen Füße“ (des piedshumides) genannt wird. Diese sonderbare Bezeichnung ist ihr zuteil geworden, weil sie unter offenem Himmel abgehalten wird, so daß infolgedessen den frequentierenden Personen dasselbe passiert, was vor dem Bau der bedeckten Markthallen Käufern und Verkäufern auf dem Wochenmarkte widerfuhr. Die „Nassen Füße“ sind Individuen, von denen man nicht immer weiß, woher sie kommen, und deren Vergangenheit meist nicht eben makellos und rein zu sein pflegt. Mit abgeschabten, schlecht sitzenden Paletots, rot gewordenen schmierigen Hüten und mit schief gelaufenen Schuhen bekleidet, welche an Regentagen mehr Wasser trinken als ihre Besitzer, schachern sie mit entwerteten Aktien, die von 1000 und 500 Franken auf 50, ja auf 5 Centimes gefallen sind, wie die Sterne der Finanz

mit Staatsrenten, Eisenbahnaktien, Aktien von Unternehmungen, welche fette Dividenden zahlen, spekulieren und mogeln. Die „Nassen Füße“ verkaufen die von verkrachten Aktiengesellschaften ausgegebenen Wertpapiere an naive Seelen, welche gegen alle Wahrscheinlichkeit hoffen, daß dieselben wieder steigen werden; öfter noch setzen sie aber ihre Aktien an Schwindler ab, welche in den Besitz eines fiktiven Kapitals gelangen wollen, um mittels desselben die Eltern einer Erbin zu blenden, deren Mitgift sie heiraten wollen, oder um sich der Strenge des Gesetzes zu entziehen und einen betrügerischen Bankrott zu verbergen. In dem letzteren Falle spielen sie sich als die unschuldigen Opfer verfehlter Spekulation auf: Wenn sie im Augenblick ihres unfreiwilligen Rechnungsabschlusses nicht einen roten Heller zur Befriedigung ihrer Gläubiger in der Kasse haben, so ist dies, wie die vorhandenen Aktien beweisen, die sie à 500 Franken gekauft haben und die jetzt nicht mehr als 5 Centimes wert sind, lediglich die Schuld mißlungener Finanzunternehmen. In „L'Argent“ vermißt man die Schilderung dieser so hochinteressanten und ungemein charakteristischen Spekulation niedersten Schlages, welche sozusagen die Kehrseite der eigentlichen Börse darstellt; wir können dies nur aufrichtig bedauern, denn die „Börse der [198] nassen Füße“ ist eine blutige Satire auf der Börse der Könige des Goldes: Zola hat eben keine satirische Ader.

Die episodischen Gestalten des Romans sind zahlreich und interessant. Dejoie ist der Typus des ehrlichen Arbeiters, der jahrelang spart, um Sou für Sou eine Mitgift für seine Tochter zusammenzutragen; nachdem er von Saccard eine kleine Anstellung erhalten, schafft er mit der größten Hingebung für diesen, opfert sich ihm auf und bleibt ihm auch dann treu, als alle der gefallenen Größe den Rücken drehen und der Krach der Bank seine eigenen Ersparnisse, die Früchte eines ganzen Lebens der Mühe und Arbeit, verschlingt. – Die Marquise von Beauvilliers, die ihre Ahnen bis auf die Kreuzfahrer zurückführt, lebt unter den härtesten Entbehrungen und ist ebenso arm an Blut wie an Geld; sie vertraut Saccard die letzten Reste ihres Vermögens, die Mitgift ihrer Tochter, an und setzt in die Spekulation ihre letzte Hoffnung, das Wappenschild ihrer Väter frisch vergolden zu können. – Maugendre repräsentiert den vom Geschäft zurückgezogenen Kleinbürger, der in bescheidenem Wohlstand lebt, alle kleinbürgerlichen Tugenden und eine große Dosis alltäglicher, trivialer Lebensklugheit besitzt, das Volk der Jobber haßt, das Spiel verabscheut, sich aber nichtsdestoweniger umgarnen läßt und von Saccard bis aufs Hemd ausgezogen wird. – Die hoch adelige und sehr hochmütige Baronin von Saudorff, die Gemahlin eines Gesandten, wird von den stählernen Armen der Spekulation ergriffen, aus denen es kein Entrinnen gibt. Um ihre Verluste beim Börsenspiel decken zu können, verkauft sie sich an einen hohen Justizbeamten, der auf dem besten Wege ist, Minister zu werden; darauf wird sie die Geliebte Saccards, um von diesem nützliche Fingerzeige für die Spekulation zu erhalten und sicher spielen zu können; schließlich verrät sie auch diesen, stößt während seines Schlummers seine Taschen durch und eilt zu Gundermann, um ihm das erschlichene Geheimnis mitzuteilen. Sie hofft auf eine anständige Belohnung, denn der Jude hatte ihr, falls sie ihm nützlich sein sollte, einen guten Rat versprochen. Und dieser gute Rat läßt nicht auf sich warten: „Hören Sie mich“, sagt ihr Gundermann, „spielen Sie nicht, spielen Sie niemals. Das macht Sie nur häßlich; eine Frau, welche spielt, ist sehr häßlich.“ Diese Worte sind die ganze Belohnung, die ihr dafür zuteil wird, daß sie den Sturz ihres Geliebten herbeigeführt hat. Um für das Börsenspiel, das sie mit Leidenschaft treibt, nützliche Auskünfte zu erhalten, fällt sie tiefer und immer tiefer und wird schließlich die Geliebte Jautrous, des verkommenen, verlumpten Börsenjournalisten, der sie, die hochadelige und sehr hochmütige Baronin von Saudorff, wie eine gewöhnliche feile Dirne ohrfeigt und [199] schlägt. – Der Oberst Chave spielt mit der klugen Vorsicht eines Taktikers an der Börse, um seine Pension zu vervollständigen und den lasterhaften Neigungen eines alten geilen Wollüstlings nachgehen zu können. – Die Gestalt Maximes, Saccards ältesten Sohnes, ist ein äußerst gelungener Typus des Mannes „fin de siècle“; er ist in seiner Erscheinung kokett und gepuzt wie eine verschwenderische Prostituierte; obgleich er erst 26 Jahre

zählt, hat ihn das Leben doch bereits erschöpft, er ist egoistisch und geizig, sowie es sich um Dritte handelt, dagegen scheut er vor keiner Ausgabe zurück, sobald seine eigene werte Person ins Spiel kommt; er ist ein langweiliger Mensch, der zusieht und beobachtet, wie er langweilig dahinlebt, und der in dieser Beobachtung seine einzige Beschäftigung findet. Er beurteilt seinen Vater sehr gut und richtig: „Sehen Sie“, sagt er zu Frau Karoline, „man muß Papa verstehen. Er ist bei Gott nicht schlimmer als die andern. Nur kommen für ihn seine Kinder, seine Weiber, kurz seine gesamte Umgebung erst nach dem Gelde ... Oh, verstehen wir uns recht. Er liebt das Geld nicht wie ein Geiziger, dem nur daran liegt, einen großen Haufen davon zu besitzen und ihn in seinem Keller zu verbergen. Nein, er will überall Geld hervorlocken, Geld aus jeder Quelle schöpfen, um zu sehen, wie es in Strömen ihm zufließt, um all der Genüsse, all des Luxus, all der Vergnügungen, all der Macht willen, die ihm der Besitz des Geldes verschaffen kann ... Was wollen Sie, das liegt schon so in seinem Blute. Er würde uns verkaufen, Sie, mich, jede beliebige Person, vorausgesetzt, daß es einen Markt gäbe, auf dem er uns absetzen könnte. Und bei all dem ist er ein höherer Mann, denn er ist wahrhaft ein Dichter der Million: das Geld übt einen so mächtigen Zauber auf ihn, daß es ihn wahnsinnig, daß es ihn zum Schuft macht, aber zu einem höchst großartigen Schuft.“ Ich übergehe eine ganze Reihe interessanter Gestalten, da ich an dieser Stelle unmöglich den Roman Seite für Seite verfolgen und analysieren kann. Alle sind ausnahmslos voller Leben und Bewegung, und Zola hat sie in geschickter Weise mit der Haupthandlung, Saccards Spekulation, verknüpft. „L'Argent“ ist ein festgefügtter Roman.

In dem Roman begegnen wir neben dem Helden Saccard einer kraftvollen und ruhigen Frauengestalt, Frau Karoline. Sie lebt inmitten der sie umgebenden Welt von Spitzbuben und Schwindlern, wie die Lilie auf dem Düngerhaufen wächst, ohne etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit einzubüßen; die Hingebung, die sie jedem, der ihr naht, entgegenbringt, bewahrt sie vor dem Schicksal, durch die Berührung mit ihrer unsaubereren Umgebung, selbst beschmutzt und besudelt zu werden. Sie ist ihrem Bruder, [200] dem Ingenieur Hamelin, einem mystischen Gelehrten, der große Unternehmungen auszuklügeln versteht, aber eines Finanzmannes bedarf, der sie verwirklicht, eine treue Pflegerin und eine verständige Gefährtin gewesen; sie ist die kluge Ratgeberin, die gute Hauswirtin Saccards, mit dem sie ehelich lebt und den sie wegen seines Feuers, seiner Energie, seines Organisationstalents bewundert, dessen moralische Schwächen, vor allem den Hang, sich in jeder Beziehung fortreißen zu lassen, sie jedoch fürchtet. Frau Karoline hilft und steht allen bei, die mit ihr in Berührung kommen; dabei ist sie weder langweilig noch dumm und zeichnet sich dadurch sehr vorteilhaft von der Mehrzahl der guten und tugendhaften Charaktere aus, die in den Romanen, besonders in denen unseres Autors, in der Regel mit den obigen Eigenschaften behaftet erscheinen. Zola hat übrigens nicht verfehlt, seinem „L'Argent“ in der Person des jungen Ehepaares Jordan zwei dieser Gestalten einzufügen, und er hat es verstanden, sie als so unbedeutend und albern als nur irgend denkbar hinzustellen. Der Mann ist natürlich ein tugendhafter Romanschriftsteller, der, ohne irgendwie Ekel und Widerwillen zu empfinden, für Saccards Zeitung schreibt; man bezahlt ihn dafür, und seine Tugend ist zufriedengestellt. Als sich Geldmangel fühlbar macht, erklärt seine Frau, die von einer polizeiwidrigen Naivität ist: „Es wird ganz famos! ... Es wird nett werden. Wir kaufen für morgen früh einen sauren Hering ein, an der Ecke der Rue Clichy habe ich prachttvolle gesehen. Heut abend gibt es in Speck geschmorte Kartoffeln!“ Dieser prachttvolle saure Hering und die in Speck geschmorten Kartoffeln! Was will man mehr an Realismus und dokumentarischem Detail verlangen!

Die im „Geld“ geschilderte Welt ist nichts weniger als schön, aber trotzdem kann man gegen Zola nicht den gegen Balzac geschleuderten Vorwurf erheben, daß er „das Häßliche noch häßlicher gemacht habe“. Die Wirklichkeit ist hier noch bei weitem abstoßender als alle Schilderungen, die Zola bisher entworfen, mit ihrem überflüssigen Unflat und ihren Ge-

schmacklosigkeiten. Die Häßlichkeit der Wirklichkeit stellt hier auch die häßlichsten Gemälde noch in den Schatten. War es der Wunsch, sich für die Akademie möglich zu machen, war es die spezielle Natur des behandelten Themas, welches den Verfasser beeinflußt hat, kurz, das „Geld“ enthält keine jener höchst unnötigen Schweinereien, die Zola sonst mit Behagen seinen Romanen einflücht. Die Szene, in welcher der Staatsanwalt Delcambre seine Geliebte, die Baronin von Saudorff, in flagranter Untreue mit Saccard ertappt, ist wohl gewagt, allein sie ist lebenswahr, und mit wenigen Strichen skizziert, war sie unerläßlich, um den Charakter der drei Personen [201] scharf und klar hervortreten zu lassen. – Balzac und Zola haben nicht versucht, die Wiedergabe des Häßlichen, das sich in der Wirklichkeit findet, zu vermeiden, allein der letztere gefällt sich geradezu in unnötigen, breiten Schilderungen ekelhafter, abstoßender Dinge, und gerade diese Schilderungen zählen zu den Umständen, denen er den Erfolg seiner Romane verdankt. Allerdings stehen sie in dieser Beziehung noch hinter den Schriften Henry Monniers zurück, der, um die ganze Scheußlichkeit der Wirklichkeit wiederzugeben, sich nicht der Form des Romans bedienen konnte, sondern der sehr kurzer dialogischer Szenen. Dem Leser konnte übelwerden, wenn seine Schilderung der Wirklichkeit sich zu sehr ausdehnte.

Was man jedoch Zola zum Vorwurf machen kann und muß, ist der Umstand, daß er das, was er für die Wirklichkeit ausgibt, ohne Geist, ohne Satire und Humor darstellt. Er schreibt langweilig; er ist kein Schriftsteller, der sich an seinem Werke berauscht, vielmehr ein gewissenhafter Arbeiter, der eine Aufgabe erledigt, die ihn nicht besonders interessiert.

Lachen und Spott erheitern nie die Seiten der Zolaschen Romane; und doch lacht der zivilisierte Mensch, auch wenn er in der Fäulnis und im Schmerz lebt. Mag die menschliche Dummheit noch so unermesslich sein, so entfährt doch selbst dem Mund des größten Dummkopfes ab und zu raketengleich ein Witzwort, das Geist verrät. Die Welt der Börse besteht aus einem bunten Gemisch von Individuen, die aus allen gesellschaftlichen Klassen, aus allen Winkeln der Erde stammen. Unter ihnen befinden sich geistreiche Leute, Skeptiker – allerdings sehr abergläubische Skeptiker –, die listiger sind als die Füchse, die sich mit Humor aus jeder schlimmen Situation zu ziehen wissen und für die man die so charakteristische Bezeichnung „débrouillards“ (débrouiller = entwirren, herauswickeln) erfunden hat. Zola kennt diese Leute nicht, und er, der doch durchaus dokumentarisch sein will, bedient sich nicht einmal des vielsagenden Wortes „débrouillard“.<sup>18</sup>

Unter diesen Leuten begegnet man oft hochgebildeten und geistig bedeutenden Persönlichkeiten, die allerdings ihr verlottertes Leben – dem oft auch ein verlottertes Äußeres entspricht – auf ein sehr niedriges moralisches Niveau stellt; aus ihren Reihen rekrutieren sich die Schriftsteller, die über die Börse und für die Börse schreiben. Man braucht bloß die Börsenberichte, die Finanzrevuen zu lesen, um ihren Schwung und ihr Talent kennen und schätzen zu lernen; sie verstehen es, ihren Gegenstand zu beleben, sogar poetisch zu verklären. Wie bereits Charles Fourier bemerkte, ist die Börsensprache poetisch und ungemein bilderreich [202], sie stempelt die Spekulationspapiere zu lebenden Wesen, die alle Empfindungen nachfühlen, welche das Schwanken ihres Kurses in der Seele des Börsianers hervorruft. Die Börsenpapiere sind empfindlicher als Mimosen; sobald die geringste Wolke aufsteigt, werden sie gedrückt, flau, geben nach, ziehen sich zurück, verschwinden bestürzt und fallen ab, bei

---

<sup>18</sup> Paul Alexis ist ein gefährlicher Freund. Als man Zola vorwarf, daß er den Künstlern, die er in seinem Roman „L'Œuvre“ (Das Werk) vorführt, absolut keinen Geist verliehen habe, wollte Paul Alexis, der im „Cri du Peuple“ unter dem Pseudonym Prublot schrieb, die Ehre seines Ideals rächen, und so antwortete er: „Glaubt man wirklich, daß die Künstler und Schriftsteller so viel Geist und guten Humor besitzen? Man nehme mich zum Beispiel. Ich bin nicht oft amüsant und nicht alle Tage geistreich!“ Der Schüler erinnert an den Meister. Hinweis: Die Endnote 18 ist im Text nirgends ausgewiesen. Ich gehe davon aus, daß sie zu diesem Absatz gehört. – KWF

dem ersten freundlichen Sonnenblick zeigen sie sich fest, halten sie Stand, nehmen sie den Kampf auf, schnellen sie in die Höhe, um den Preis des Sieges zu erlangen.

Zola hat von alledem nichts bemerkt, und seine Gestalten sind langweilig.

Das Philosophieren ist eine Eigentümlichkeit des Menschen und ein Genuß für den Geist. Der Schriftsteller, der nicht philosophiert, ist nur ein Handwerker. Der Naturalismus, der auf dem Gebiete der Literatur dasselbe ist wie der Impressionismus auf dem Gebiete der Malerei, verpönt Reflexionen und Generalisationen. Seiner Theorie nach muß sich der Schriftsteller vollständig passiv verhalten, er muß einen Eindruck aufnehmen und wiedergeben, er darf nicht über diese Aufgabe hinausgehen, er darf nicht die Ursache einer Erscheinung, eines Vorgangs analysieren, er darf nicht die Wirkung desselben andeuten; sein Ideal ist, einer photographischen Platte zu gleichen. Diese rein mechanische Methode der künstlerischen Wiedergabe des Lebens ist ungemein leicht; sie erfordert keinerlei Vorstudien und nur einen geringen Aufwand geistiger Mühe. Allein wenn das Gehirn, das die Rolle einer photographischen Platte spielt, nicht sehr empfänglich und vielseitig ist, so läuft man Gefahr, nur ein unvollkommenes, unvollständiges Bild zu erhalten, das von der Wirklichkeit weiter entfernt ist als das Gemälde, das die zügelloseste Phantasie von ihr entwirft. Die Methode beweist nichts als die geringe geistige Begabung der naturalistischen Schriftsteller.

Balzac philosophiert bei allem und über alles; er ging damit zuweilen sogar zu weit, pflöpfte seine Werke mit allgemeinen Betrachtungen voll und machte dieselben dadurch schwerfällig. Er war ein tiefer Denker und trug seinen Geist und seine Gedankenfülle auf seine Gestalten über. Sein Roman „Peau de Chagrin“, der nicht einmal zu seinen besten Werken zählt, enthält ein tolles Gespräch zwischen Journalisten, Politikern, Künstlerinnen und Kurtisanen, in dem er tiefere Gedanken über die Gesellschaft, Sitten und Politik niedergelegt hat, als man in unserer ganzen modernen Presse findet. Zola philosophierte gewöhnlich wenig. In „L'Argent“ legt er ausnahmsweise zwei Personen, Saccard und Sigismund Busch, allgemeine Betrachtungen in den Mund – [203] der Stoff zwang ihn dazu –, aber weder der eine noch der andere vermögen uns mit ihrer Philosophie zu imponieren.

Saccard ist kein gewöhnlicher Mensch. Er hat ein äußerst bewegtes Leben geführt und alle Wechselfälle desselben kennengelernt; er hat viele Menschen und Dinge gesehen, die verschiedenartigsten Situationen durchgemacht, abwechselnd ist er reich und arm gewesen; er hat die gegensätzlichsten Empfindungen gefühlt, den Rausch des Kampfes und des Sieges, die augenblickliche Mutlosigkeit der Niederlage, den Stachel des zur Ohnmacht verurteilten Ehrgeizes; er ist vergöttert und verachtet worden. Sein Hirn müßte also eine reiche Fülle von Beobachtungen und Betrachtungen bergen, sein Herz müßte vor Verachtung und Sarkasmus für die Menschheit überfließen.

Sigismund Busch ist ein denkender, durch Krankheit überreizter Kopf, ein Sozialist, der sich an der gelehrten und scharfsinnigen Theorie von Karl Marx gebildet hat, wie uns Zola versichert. Man sollte demnach voraussetzen, daß er eine gründliche Kenntnis der Finanzverhältnisse und des ökonomischen Systems der kapitalistischen Gesellschaft, daß er eine Übersicht über den Entwicklungsgang der Gesellschaften und der sozialen Umgestaltung besäße, die heute zur Notwendigkeit geworden ist. Er und Saccard hätten sich der ganzen Anlage des Romans nach ganz vorzüglich für die Rolle der Denker geeignet; letzterer mußte die moderne Gesellschaft vom kapitalistischen, ersterer dagegen vom sozialistischen Standpunkt betrachten. Dagegen hören wir von beiden statt tiefer Gedanken nur ganz seichtes Zeug. Und das, was Saccard schwätzt, läßt Zola zum Überfluß noch verschiedene Male von Frau Karoline wiederholen, die doch seinen eigenen Worten nach eine Frau „von zu umfassender Bildung“ war, die „ihre Zeit in dem heißen Bestreben verloren hatte, die weite Welt kennenzulernen und in den Streitfragen der Philosophen Partei ergreifen zu können“. Sich bemühen, die Welt

verstehen zu lernen, bedeutet also in Zolas Augen seine Zeit verlieren! Der Schriftsteller sieht nicht, daß er mit einer derartigen Auffassung die Unwissenheit über die Wissenschaft stellt, der Dummheit den Vorrang über den Verstand einräumt.

Saccard spricht viel und lange, es entspricht dies nicht nur seinem Temperament als Südfranzosen, sondern es gehört auch zu den Eigentümlichkeiten Zolas, daß er den Monolog dem Dialog vorzieht. Saccard liebt es zuweilen, sich in Axiomen zu ergehen, so sagt er, als es sich um das Gelingen eines Unternehmens handelt, sentenziös, „jedes Gerücht ist gut, solange es Gerücht bleibt“. Er ist dafür, daß man das Publikum amüsiert, und rät Jautrou, in seine Börsenberichte Kalauer einzuflechten. Zola hätte die gei-[204]stige Platitude seiner Börsianer dadurch interessanter machen können, daß er ihnen die in ihren Kreisen landläufigen Regeln und Ideen in den Mund legte. Die Platitude wäre dann eine charakteristische Eigenschaft geworden, und der Leser hätte ein richtiges Urteil über die Intelligenz des Kapitalisten erhalten. Daran denkt er nicht. Saccard entwickelt nur *eine* Theorie, die des Spiels, der Spekulation: „die Hoffnung auf einen tüchtigen Profit, eine Lotterie, welche die Einlage verzehnfacht, wenn sie dieselbe nicht verschlingt“, ist es, was die Begehrlichkeit des Bourgeois entflammt und bewirkt, daß er sich von seinem geliebten Geld trennt, es den Schwindlern und Schuftens der Finanzwelt anvertraut. Wie ohne Wollust keine Kinder erzeugt werden würden, so wäre es ohne die Spekulation und die von ihr entfachten Leidenschaften, die den Menschen gefangen nehmen und berauschen, unmöglich gewesen, die Riesenkapitalien zusammenzuschweißen, deren die ökonomische und mit ihr die kulturelle Entwicklung bedurfte. Das Geld, dieser Unrat, wird zum Dünger, dem die Blüten der Zivilisation entsprossen; wenn es alles korrumpiert, so setzt es dafür das Laster in guten Geruch, die Kokotten und ihre erbärmlichen Freunde sind die wohlriechendsten Geschöpfe der Welt; das Geld erlaubt ferner guten Seelen, wie der Herzogin von Orviedo, deren Mann sich durch die schmachvollsten Spekulationen bereichert hat, Wohltaten auszuteilen, arme, elende Kinder in prächtigen Asylen unterzubringen und mit Hemden und Süßigkeiten zu beschenken. Dies sind kurz zusammengefaßt die tiefen Gedanken, welche der Held des Zolaschen Romans äußert, Gedanken, in deren Wiederholung sich Frau Karoline gefällt und die Zola selbst voller Behagen mehrmals wiederkaut, um die Ideenarmut seines Werkes recht handgreiflich zu dokumentieren.

Sigismund Busch ist noch redseliger als Saccard, kann also noch mehr Unsinn reden, und er läßt es daran nicht fehlen. Zola wollte freilich in ihm einen außerordentlichen Menschen schildern: „Außer Französisch, seiner Muttersprache“, heißt es von ihm, „sprach er Deutsch, Englisch und Russisch.“ Für den Franzosen nämlich, der nur eine Sprache, seine Muttersprache kennt, ist man ein außergewöhnlicher Mensch, sobald man mehrere Sprachen versteht. „1849“, wird weiter von ihm gesagt, „hatte er in Köln Karl Marx kennengelernt und war der beliebteste Mitarbeiter der ‚Neuen Rheinischen Zeitung‘ geworden. Von dem Augenblick an stand seine Überzeugung fest; er ward ein glühender Bekenner des Sozialismus und stellte seine ganze Person in den Dienst der Idee einer kommenden sozialen Revolution, die das Glück der Armen und Elenden, der unteren Volksklassen brin-[205]gen und sichern sollte ... Sigismund Busch war in regelmäßiger Korrespondenz mit seinem Lehrer geblieben, dessen Werke, vor allem ‚Das Kapital‘, das er als seine Bibel bezeichnet, er mit leidenschaftlichem Eifer studiert.“ Nebenbei sei hier ein ergötzlicher Bock, den Zola geschossen, erwähnt. Um durchaus dokumentarisch zu sein, versichert er dem Leser, daß „Das Kapital“ mit gotischen Lettern gedruckt sei, während doch die vier deutschen Ausgaben desselben sämtlich lateinische Lettern aufweisen.

Sigismund Busch, Marx' Schüler, hat offenbar „Das Kapital“ ebensowenig gelesen, als es Zola aufgeschlagen hat. Sollte er es jedoch, gegen allen Anschein, gelesen haben, so hat er aus seiner Lektüre nur äußerst wenig Nutzen gezogen. Wohl äußert er einige Ideen über die Zentralisation des Nationalreichtums und die Rolle der Börsenspekulanten, „die den Weg ebnen für den kollektivistischen Staat, der im großen expropriert wird, während sie im

kleinen und nur die Kleinen expropriieren“. Wohl spricht er davon, daß das Geld aufhören wird, als Vermittler der Verteilung der Produkte zu dienen, wie dies schon heutzutage im Familienleben der Fall ist. Aber heute sind das bereits sozialistische Gemeinplätze, die seit zehn Jahren so abgedroschen worden, daß sie ihren Weg selbst in den harten Schädel der Philister gefunden haben und sogar von den Anarchisten wiederholt werden.

Indes sind diese Ideen doch wenigstens vernünftig; deshalb genügten sie Zolas Augen nicht, um Sigismund Busch zum Sozialisten zu stempeln. Er hat es für nötig erachtet, diesen angeblichen Schüler von Marx die Irrtümer Proudhons wiederholen zu lassen, die doch gerade Marx bekämpft hat; dieser eifrige Leser des „Kapitals“ erblickt wie Proudhon den Vorboten des Verschwindens des Geldes aus dem Wirtschaftsleben der Nationen in dem Sinken des Zinsfußes, einem Umstand, der doch im Gegenteil beweist, daß sich das Geld stetig vermehrt. Dieser wissenschaftliche Sozialist ist voller Widersprüche, von denen sein Papa Zola keine Ahnung hat. Er erklärt, wie Marx und Engels unwiderleglich nachgewiesen haben, daß die gegenwärtige Gesellschaft in ihrem Schoß die materiellen und geistigen Elemente für den Aufbau der kommunistischen Gesellschaft der Zukunft erzeugt. Gleichzeitig bringt er seine Nächte damit zu und reibt seine Kräfte damit auf, auszutüfteln, wie die künftige Gesellschaft organisiert sei, wie sie funktionieren muß, er quält sich damit ab, im menschlichen Herzen die Triebkraft zu entdecken, welche den individuellen Egoismus ersetzen wird, den die Konkurrenz, dieser Motor des Fortschritts in der kapitalistischen Gesellschaft, erzeugt und aufs höchste entfaltet hat.

[206] Busch ist ein eingefleischter Idealist, der keine Ahnung davon hat, daß Marx als Schüler Hegels von dem ewigen Verwandlungsprozeß der sogenannten unwandelbaren Prinzipien überzeugt war, daß er aber über seinen Lehrer hinausging und nachwies, wie die Entstehung und Veränderung dieser Prinzipien im menschlichen Hirn in innigster Weise mit der Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse verknüpft ist. Busch dagegen läßt nur die Gerechtigkeit, die einem jeden zustehenden und ihm zurückeroberten Rechte als die unwandelbaren Prinzipien gelten, auf denen die neue soziale Organisation beruht.

Karl Marx nacheifernd, mit dem er in beständigem Briefwechsel stand, „verwendete er deshalb seine Zeit ausschließlich auf das Studium dieser neuen Organisation, er veränderte und verbesserte unaufhörlich auf dem Papier die kommende Gesellschaft, bedeckte ungeheuer lange Seiten mit Ziffern und gründete den komplizierten Bau des allgemeinen Glücks auf die Wissenschaft“. Kurz, Busch ist ein unklarer, verworrener Kopf, der zu den phalansterischen und ikarischen Utopien der Zeit vor 1848 zurückgreift, Zola dagegen stellt ihn als einen wissenschaftlichen Denker, als den Lieblingsschüler Marx' hin, also jenes Gelehrten, der der festen Überzeugung war, daß man einen sozialen Organismus ebensowenig wie ein Tier nach Belieben schaffen könne, daß dagegen die ökonomischen Verhältnisse die ihnen entsprechenden sozialen Formen erzeugen und entwickeln. Zola scheint in der Einbildung zu leben, Marx sei ein Erfinder von Romanen gewesen. Der „Sozialist“ Sigismund Busch verunstaltet Zolas Roman, er ist das Produkt einer unklaren Phantasterei. Ein Werk wie „L'Argent“, das sich so hoch über das Niveau der gewöhnlichen Romane erhebt und kühn an die Aufgabe einer Darstellung und Analyse sozialer Phänomene herantritt, sollte eine bestimmte Auffassung der Gesellschaft bieten. Es enthält nichts davon.

„L'Argent“ wird sich nicht des gleichen Erfolges wie „Nana“ und „L'Assommoir“ zu erfreuen haben, denn das Werk weist Vorzüge auf, die nur die Aufmerksamkeit jener Leser fesseln werden, welche die Börsenwelt kennenlernen wollen. Um so schlimmer für das große Publikum, wenn es diesen Roman nicht nach seinem wahren Wert zu schätzen versteht.

Heutzutage wird so viel von einer Wiedergeburt der Literatur gesprochen, daß jeder, der sich einfallen läßt, Romane oder Gedichte zu schreiben, sich naiverweise einbildet, eine neue Richtung, eine besondere Schule zu begründen. Da darf man wohl folgende Fragen aufwerfen:



[207] Stellt der Roman von der Art des Zolaschen<sup>19</sup> den letzten Versuch der bürgerlichen Schriftsteller dar, die Form des Romans zu erneuern und zu verjüngen? Oder sind sie dazu verurteilt, den von ihren Vorgängern zurückgelegten Weg wieder zu betreten, die alten Formen wieder aufzunehmen, mit einigen Änderungen in Einzelheiten, die sie den Erfordernissen ihrer Zeit anpassen sollen, und sie so von neuem zu verwenden, bis sich die Form des Romans ausgelebt und überlebt hat und verschwindet, wie bereits die klassische Tragödie und das Heldengedicht verschwunden sind? [214]

---

<sup>19</sup> Zola weiß nicht die Gattungen anzugeben, der seine besten Romane (Germinal, La Terre, Au Bonheur des Dames, Pot-bouille, L'Argent) angehören. Die Bezeichnungen als „naturalistische“, „realistische“, „experimentale“ und „dokumentarische“ Romane, welche er seinen Werken der Reihe nach beigelegt hat, sind nicht genau genug und können ohne Unterschied auch auf Romane angewendet werden, die mit den seinen nicht die geringste Ähnlichkeit haben.

## Der Darwinismus auf der französischen Bühne

*„Zu was für schönen Bestimmungen wir kommen, Horatio!“ Hamlet*

Armer Darwin! Wenn er noch lebte, würde er wohl mitunter von den Folgen seiner Popularität nicht allzu entzückt sein. Die Franzosen sind gerade dabei, ihn zum Vater einer „neuen Gattung von Raubtieren“ zu stempeln, „die die famose Erfindung des Kampfes ums Dasein ausbeuten, um damit jede Schurkerei wissenschaftlich zu rechtfertigen ...“ „In der Anwendung“, sagt Daudet, „sind diese Theorien Darwins ruchlos, da sie die Bestie im Menschen wiedererwecken und den Vierfüßler, der aufrecht stehen gelernt hat, wieder auf allen vieren gehen lassen.“

Die Leute, die so kühne Behauptungen auf und außerhalb der Bühne äußern, sind in keiner Weise Narren oder bedeutungslos, sondern Personen von Ansehen und Geist. Auch veröffentlichten sie diese Ansichten nicht aus Lust an Paradoxen oder um sich auf Kosten der Philister zu unterhalten. In voller Nüchternheit und mit dem größtmöglichen Pathos haben sie in den letzten Wochen diese überraschende Wahrheit verkündet. Wehe der wissenschaftlichen Theorie, die ihren Weg in das unwissende und beschränkte Gehirn des modernen Belletristen und Journalisten findet.

Unsere Literaten haben den Kampf ums Dasein Darwins nicht aus den Werken des großen Naturforschers kennengelernt. An solche geistige Arbeit sind sie nicht gewöhnt. Nein, sie haben bloß in irgendeiner – sagen wir – „Gartenlaube“ etwas davon läuten gehört.

Vor etwa zehn Jahren wurde in Paris eine alte Milchfrau umgebracht. Der Mord war von so eigenartigen Umständen begleitet, daß er tiefen Eindruck machte und man sich seiner heute noch erinnert. Die Entdeckung der Mörder geschah auf sonderbare Weise. Barré, ein junger Mann, der in geschäftlichen Beziehungen zur Alten stand, bot sich dem Untersuchungsrichter an, ihm bei den Nachforschungen behilflich zu sein, und gab freiwillig die vollen Details über die Gewohnheiten und Lebensverhältnisse der Ermordeten und die Papiere, in denen sie ihr kleines, mühsam erspartes Vermögen von 10.000 Franken angelegt hatte. [215] Er hatte mehrere Zusammenkünfte mit dem Richter, der ihm für seine Bereitwilligkeit dankte, ihm bei den Nachforschungen nach dem Schuldigen zu helfen. Da geschah es eines Tages zufällig, daß der Richter, indem er ihn aus seiner Stube hinausbegleitete, die Frage an ihn richtete: „Sie haben früher einen Vollbart getragen, Herr Barré?“ Auf diese einfache Bemerkung hin begann Barré zu zittern und wurde totenbleich. Der Richter legte sofort die Hand auf seine Schulter und rief: „Ich habe den Mörder!“

Barré, völlig haltlos geworden, gestand, daß er und sein Freund Lebiez, ein Student der Medizin, das Verbrechen begangen hätten. Die beiden Mörder waren intelligente und gebildete junge Leute im Alter von vier- und fünfundzwanzig Jahren. Lebiez war einer der besten Studenten der Pariser medizinischen Fakultät. Sein Professor, Dr. Vulpian, und seine Kollegen glaubten, es müsse da ein grober Irrtum vorliegen, als sie von seiner Verhaftung hörten. Einige Tage nach dem Mord hatte Lebiez einen Vortrag über den Darwinismus gehalten und die Theorie des Kampfes ums Dasein und das Gesetz des Überlebens des den Verhältnissen besser Angepaßten auseinanderzusetzen gesucht. Als er erfuhr, er sei verraten, leugnete Lebiez nicht sein Verbrechen, sondern gab folgende Erklärung dafür: Die Milchfrau hatte die 10.000 Franken seinem Freunde Barré übergeben, der das Geld ausgab, anstatt Anlagepapiere dafür zu kaufen. Die Summe konnte jeden Augenblick zurückgefordert werden, und Barré, der außerstande war, sie herbeizuschaffen, war in Gefahr, wegen Veruntreuung angeklagt und verurteilt zu werden. Lebiez sah, es handelte sich entweder um den gesellschaftlichen Ruin des Freundes, eines vielversprechenden Mannes von guter Herkunft, oder um den Tod eines unbedeutenden und nutzlosen alten Weibes. Er zweifelte keinen Augenblick, wofür er sich zu

entscheiden habe, erschlug die alte Frau und zerschnitt ihren Körper nach den Regeln der Anatomie, um ihn beiseite zu schaffen.

Dieser Mord wirkte sensationell. Lebiez war nicht ein vertierter und gedankenloser Bursche, der niederschlug, was sich ihm in den Weg stellte, sondern ein kühler, überlegender Mann, der seinen Plan wohl erwog, konsequent durchführte und mit einer wissenschaftlichen Theorie beschönigte. Er starb entschlossen. Barré mußte auf das Schafott getragen werden, indes Lebiez festen Fußes die Stufen hinaufstieg. Als er den Kopf durch die dafür bestimmte Öffnung der Guillotine gesteckt hatte und das Beil auf ihn fallen sollte, rief jemand aus der Menge: „Bravo, Lebiez!“ Er erhob sein Haupt, und indem er seine Augen dahin [216] richtete, woher die Stimme gekommen war, sagte er deutlich: „Adieu!“

Dieser Mord gab Anlaß zu langen und lebhaften Diskussionen. Die Gegner des Darwinismus betrachteten ihn als ein gefundenes Fressen. Sie waren zahlreich und hochangesehen und beeilten sich, eine so gute Gelegenheit auszubeuten, um über die wissenschaftliche Theorie herzufallen, deren Vertreter Lebiez gewesen war. Gewisse Kreise von Freidenkern hätten gern alle Verbrechen religiöser Leute der Religion in die Schuhe geschoben. Die frommen Seelen antworteten nun in derselben Weise und klagten die neue Theorie als eine Schule der Verbrechen an. Sie wurden aufs kräftigste unterstützt von Gelehrten, die Darwin als einen wissenschaftlichen Revolutionär haßten, der kaum ein besseres Schicksal verdiene als die Revolutionäre der Pariser Commune. Ein Erzbischof, wenn ich nicht irre, Monseigneur Dupanloup, verstieg sich so weit, Lebiez' Begnadigung zu fordern mit der Begründung, er sei ein Opfer der Darwinschen Theorie und die Gesellschaft habe die Pflicht, ihm Zeit zur Reue und Büßung seiner Sünden zu geben.

Obwohl die Theorie der Entwicklung in Frankreich zuerst erstand – Haeckel und die deutschen Darwinianer, ganz abgesehen von den Franzosen, haben die Verdienste eines Buffon, Lamarck und Geoffroy de Saint-Hilaire gebührend anerkannt, während sie die englischen Darwinianer absichtlich ignorierten – trotzdem begegnete gerade in Frankreich die Anerkennung dieser Theorie den größten Schwierigkeiten. Die französische Wissenschaft erschien sich ihres Sprößlings zu schämen, den England adoptiert hatte und pflegte. Die Akademie der Wissenschaften mit dem achtzigjährigen Flourens an der Spitze ihrer alten, eingetrockneten Mitglieder erklärte der Entstehung der Arten den Krieg; Tiere und Pflanzen waren von Anfang an in ihren heutigen Formen geschaffen worden, in denen sie verharren würden bis ans Ende der Zeiten. Es mußte Haeckel aus Deutschland nach Paris kommen, die jungen Leute zu sammeln und anzufeuern, die sich der Entwicklungslehre angeschlossen hatten. Seitdem sind Flourens und viele andere der alten Akademiker gestorben und jüngere und kühnere Naturforscher sind erstanden; aber noch ist der Sieg über die offizielle Wissenschaft nicht völlig errungen. So mußte z. B. Dr. Giard, obwohl berühmt durch seine zahlreichen wissenschaftlichen Entdeckungen, dennoch, weil Anhänger der Evolutionstheorie, lange warten, ehe er zum Professor am Museum von Paris gewählt wurde.

Nun lieben es zwar die französischen Schriftsteller, die Akademie zu verspotten und sich über ihre veralteten Anschauungen [217] lustig zu machen; und doch ist niemand eher bei der Hand als sie, sich den Vorurteilen der Vergangenheit anzubequemen und sich vor der Akademie und den Vorschriften zu beugen, die diese der Gegenwart für ihr Denken gibt. Ich muß hinzufügen, daß die gute Gesellschaft diesen Mangel an Selbständigkeit und diesen Respekt vor der offiziellen Meinung mit den Schriftstellern teilt, die die geistige Nahrung für sie herzurichten haben.

Die Ermordung der alten Milchfrau machte die Darwinsche Theorie bei den Journalisten und Belletristen populär, die sich in Frankreich wie anderswo durch Unwissenheit und Mangel an gründlicher Bildung auszeichnen. Unter denen, die bei dieser Gelegenheit mit der Theorie

vom Kampf ums Dasein bekannt wurden, war auch Daudet; natürlich gleich seinen Kollegen faßte er die Sache viel klarer und einfacher auf als Darwin. „Es kommen mehr Individuen zur Welt als existieren können. Also räumt mich aus dem Wege oder ich räume euch aus dem Wege.“ Da hat man die ganze Darwinsche Theorie in einer Nußschale, nach dem scharfsinnigen Daudet. Es ist der Mann der Wissenschaft, der uns in seinem Stück diese Phrase zum besten gibt. In der Vorrede zu seinem „Kampf ums Dasein“ erzählt uns Daudet, daß er begonnen hatte, ein Buch zu schreiben, halb Roman, halb geschichtliche Darstellung des Wirklichen, genannt „Lebiez und Barré, zwei junge Franzosen unserer Zeit“. Er hatte schon zwei Monate daran gearbeitet, da erschien eine französische Übersetzung von Dostojewskis großartigem Roman „Schuld und Sühne“ (Raskolnikow). Der Lebiez des russischen Romanciers heißt Rodion: er überlegt sein Verbrechen; er tötet ein altes alleinstehendes Weib, eine harteherzige Wucherin, die Kummer und Elend verbreitet, indes ihr Gold Glück und Gesundheit seiner Mutter und Schwester bringen würde, die er aufs zärtlichste liebt. Anstatt einen Vortrag über den Kampf ums Dasein zu halten wie Lebiez, schreibt Rodion einen Artikel für eine Revue über das Recht zu töten und beweist philosophisch, daß es erlaubt sei, die Welt von Personen zu befreien, die jedermann schaden.

Daudet begriff, daß es für ihn unmöglich sein würde, es dem krankhaften Genie Dostojewskis gleichzutun, dem eine unerreichbare Gabe der psychologischen Analyse eigen ist, und er gab seinen historischen Roman auf. Aber die Idee des Kampfes ums Dasein erschien ihm zu interessant, um sie fallenzulassen; er benutzte die erste Gelegenheit, sie zu dramatisieren, und am 3. Oktober des vergangenen Jahres wurde im Théâtre Gymnase dramatique in Paris ein Drama in fünf Akten und sechs Bildern von Alphonse Daudet gegeben, betitelt „Der Kampf ums Dasein“.

[218] Daudet ist kein Dramatiker von Profession. Erst in letzter Zeit hat er sich der Bühne zugewendet, nicht ohne Geschick; man muß gestehen, sein Stück zeigt viele gute Seiten; es enthält dramatische Situationen, und die Figur von Mari-Anto ist fein gezeichnet.

Paul Astier, der Sohn eines Akademikers, ist Architekt, der bekannt zu werden beginnt. Er hat einen alten Palast wieder herzustellen und gewinnt bei dieser Gelegenheit das Herz und die Hand seiner Besitzerin, der Herzogin Padovani (Mari-Anto), die sehr reich, aber hoch, in den Fünffigern ist, Astier dagegen jung, aber habgierig und ein Streber. „Darwin ist sein Lieblingsautor“, aber gleich Daudet hat er in der „Entstehung der Arten“ nur das falsche Bevölkerungsgesetz des Pfaffen Malthus gefunden. „Es werden mehr Individuen geboren als ihre Existenz finden können“, daraus folgt, daß ein Teil der Menschen verhungern muß, damit die andern imstande sind, bequem zu leben. Logischerweise entscheidet sich Astier für das bequeme Leben; sein Motto lautet: „Die Starken essen die Schwachen auf.“ Der falsche Tichborne, der nicht besonders geistreich war, hatte einen besseren Wahlspruch. „Die Welt“, schrieb er in sehr schlechtem Englisch in sein Taschenbuch, „besteht aus zwei Sorten Menschen: Narren und Betrügnern, und diese müssen von jenen leben.“

Astiers Ehrgeiz geht dahin, Premierminister zu werden. Er ist bereits Parlamentsmitglied und eine wichtige Persönlichkeit, deren Meinungen etwas gelten. Aber innerhalb von zwei Jahren hat er das Vermögen der Herzogin vergeudet und steht vor dem Ruin. Er möchte die Ehe mit seiner alten Gattin lösen lassen, um eine ganz junge Jüdin zu heiraten. Die Ehe betrachtet er bloß als Weg zum Glück und die Weiber als Stufen, dazu emporzukommen. Er arrangiert die Sache so gut, daß seine eifersüchtige Mari-Anto ihn in ihrem eigenen Hause bei einem Ehebruch ertappt. Aber die Herzogin ist eine gute Katholikin und betrachtet die Ehescheidung als Sünde und Schande; sie begnügt sich, das Mädchen, mit dem sich Astier vergangen, eine ihrer Dienerinnen, zu entlassen und sich aufs Land zurückzuziehen. Astier folgt ihr dahin, heuchelt Betrübnis und Liebe, erlangt ihre Verzeihung und bringt sie nach Paris zurück, wo

er bei Gelegenheit ihre Einwilligung zur Scheidung zu erlangen hofft. Aber die Zeit drängt, die junge Jüdin wird ungeduldig und droht, ihm mit ihrem Gelde zu entschlüpfen. Astier sucht die Entwicklung zu beschleunigen. Bei einem Fest reicht er seinem Weib ein Glas vergiftetes Wasser, aber von Entsetzen erfaßt, hält er ihren Arm zurück, als sie das Glas zum Munde führt. Die Herzogin errät [219] seine Absicht, und da sie ihn eines Verbrechen für fähig hält, stimmt sie der Scheidung zu, um ihn von der Versuchung zu befreien. Die Szenen zwischen Mari-Anto und Astier sind sehr schön. In der letzten Szene wird Astier von dem Vater des Mädchens niedergeschossen, als er eben auf dem Gipfel seines Glücks ist und im Begriff steht, die Jüdin zu heiraten, die ihn wieder zum Millionär machen soll.

Daudet tötet Astier, wie er in der Vorrede schreibt, weil er, Daudet, ein guter Mensch ist und schlechte Menschen nicht leiden kann – seitdem er aufgehört hat, Privatsekretär des Herzogs von Morny zu sein, eines der größten Schurken der Bonapartistischen Clique. Und sein Stück wurde geschrieben, um seinen Abscheu vor den „Kampf-ums-Daseinlern“ zu zeigen, den strugglifereurs, wie er sie in seinem schönen Englisch nennt, „die Darwinianer vom Wirbel bis zur Sohle sind, ohne Vorurteile und Skrupel, an Gott nicht glauben und die Polizei nicht fürchten“.

Diese Geringschätzung der Polizei, der letzten Stütze der Moral, durch die Darwinianer, ist eine andere große Entdeckung Daudets. Er führt sie auf Berkeley, den schottischen Philosophen zurück, der daran zweifelte, daß unsere Sinne die Außenwelt getreu wiedergeben, und den Geist als etwas Immaterielles betrachtete, das von materiellen Dingen keine Vorstellung gewinnen kann. Deshalb erklärte er, die Außenwelt bestehe in Wirklichkeit nicht. Daudet schließt daraus konsequent, daß für den Darwinianer der Polizist nichts Wirkliches, sondern eine bloße Vorstellung sei.

Es erscheint uns unglaublich, daß Schriftsteller vom Rang eines Daudet in vollem Ernst Darwin und seine Theorie für die Lebiez, Barré und andere Raubtiere verantwortlich machen, die in unserer Gesellschaft losgelassen werden. Vor der Veröffentlichung der „Entstehung der Arten“ lebten wir in einer Gesellschaft, in der Diebstahl und Mord unbekannt waren; und wäre das Buch nie erschienen, so würden wir fortfahren, in einer Gesellschaft zu leben, in der die Menschen nicht in der Ausbeutung, sondern in der Förderung ihrer Nebenmenschen ihren Vorteil finden. Doktoren und Apotheker würden nicht um des täglichen Brotes willen wünschen, daß Schwindsucht und Fieber grassieren, zerbrochene Schädel und Gliedmaßen häufig seien; die Erben würden nicht ungeduldig den Tod ihrer teuren Verwandten erwarten; Finanzmänner würden Bedenken tragen, ihre feuerfesten Kassen mit der Beute zu füllen, die sie ihren Kollegen auf der Börse abgenommen; Kaufleute und Fabrikanten würden einander nicht durch Schleuderkonkurrenz ruinieren, Kapitalisten nicht durch Hungerlöhne fette Profite erzielen – [220] wenn Darwin nicht dieses verhängnisvolle Buch geschrieben hätte!

Die Daudets sehen es nicht, daß unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und nicht Theorien es sind, die den Konkurrenzkampf und dessen Konsequenzen mit Notwendigkeit erzeugen. Weit entfernt, daß der rücksichtslose Kampf aller gegen alle die Folge der Darwinschen Theorien ist, sind vielmehr diese der Anwendung der Gesetze der modernen Konkurrenz auf das Leben der Tiere und Pflanzen entsprungen: Darwin selbst hat erklärt, die erste Anregung zu seiner Lehre habe er von dem Malthusschen Bevölkerungsgesetz erhalten.

Wir schauern, wenn wir von Verbrechen lesen gleich denen Lebiez' und anderer Mörder, und bleiben gleichmütig angesichts der Scheußlichkeiten, die die Konkurrenz täglich erzeugt. Wie unbedeutend sind die Mordtaten, die vor den Gerichten verhandelt werden, gegenüber den Massenvergiftungen, die die Verfälschung der Lebensmittel nach sich zieht! Ungefähr um dieselbe Zeit, als Lebiez und Barré die Milchfrau töteten, stand in London ein Fabrikant vor Gericht, weil er Veilchenpulver mit Arsenik und anderen gefährlichen Stoffen gemischt

hatte. Pakete von Pulver, die Arsenik enthielten, wurden vorgezeigt; es wurde nachgewiesen, daß Säuglinge damit vergiftet worden, und doch fanden die Geschworenen, der Mann sei unschuldig; er hatte bloß den Gesetzen der Konkurrenz gehorcht.

In dieser Atmosphäre der Konkurrenz leben wir von der Wiege bis zum Grabe; diese grausame Wirklichkeit und nicht wissenschaftliche Theorien oder religiöse Anschauungen sind es, die den menschlichen Ton formen, den Egoismus anstacheln und zur übermächtigen Leidenschaft machen. Nicht daß die Anzahl der Verbrechen unter diesen Zuständen zunimmt, ist zu verwundern, sondern daß sie nicht rascher zunimmt.

Aber die moderne Entwicklung, die den Konkurrenzkampf immer schärfer und unerbittlicher gestaltet, die Gemüter immer mehr verroht und ihre Habgier immer mehr anstachelt, stumpft andererseits die tierischen Leidenschaften ab, macht die Menschen blutarm und kraftlos; aus ungestümen Tieren macht sie überlegende, berechnende Menschen, die nicht durch Gewalttat, durch Mord und Totschlag, sondern auf gesetzlichem, unter Umständen nicht weniger grausamem Wege das große Ziel der modernen Zivilisation zu erreichen suchen: Reichtum. Taten wie die von Lebiez und Astier sind nicht nur nicht das Ergebnis der Theorien der modernen Wissenschaft, sie sind auch nicht bezeichnend für die moderne Entwicklung. [221]

## Der Sozialismus und die Intellektuellen

*Paul Lafargue hielt diesen Vortrag am 23. März 1900 vor einer Studentengruppe, Anhängern des bedingungslosen Kollektivismus<sup>1</sup>, der von Guesde geführten Richtung in der Arbeiterpartei Frankreichs (P.O.F. = Parti Ouvrier Français).*

Bürger und Bürgerinnen!

Ich bin stolz darauf, diesen Vortrag unter dem Vorsitz von Vaillant<sup>2</sup> halten zu dürfen; denn schon diese Tatsache bürgt für die enge und dauerhafte Verbindung unserer beiden Organisationen; und dann gehört Vaillant ja selbst zu den Intellektuellen der sozialistischen Partei; er ist zweifellos der wissenschaftlich gebildetste unter den französischen Sozialisten und vielleicht unter den Sozialisten Europas, nachdem Marx, Engels und Lawrow<sup>3</sup> nicht mehr unter uns weilen.

I

Ihre für den Kollektivismus kämpfende Studentengruppe hat diese Versammlung einberufen und wurde zu dieser Themenwahl veranlaßt, weil der französische Sozialismus eine Krise durchlebt hat. Keine eigentliche Wachstumskrise, trotz allem, was darüber geredet worden ist; sie wurde vielmehr hervorgerufen durch den Eintritt einer ganzen Anzahl bürgerlicher Intellektueller in die Reihen unserer Partei: Es ist also wichtig, sich über die Lage der Intellektuellen in der kapitalistischen Gesellschaft Klarheit zu verschaffen, über ihre historische Rolle seit der Revolution von 1789 und über die Art, wie die Bourgeoisie die Versprechen gehalten hat, die sie den Intellektuellen gab, als sie gegen die Aristokratie kämpfte.

Das achtzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert der Vernunft: alles, Religion, Philosophie, Wissenschaft, Politik, die Privilegien der Klassen, des Staates, der Zünfte, wurde ihrer unerbittlichen Kritik unterworfen. Noch nie hatte es in der Geschichte eine derartige Gärung der Ideen und eine solche Revolutionsbereitschaft in den Köpfen gegeben. Mirabeau<sup>4</sup>, der in der ideo-[222]logischen Agitation selbst eine große Rolle spielte, konnte in der Nationalversammlung mit Recht erklären: „Zum Nachdenken haben wir keine Zeit, aber glücklicherweise haben wir einen großen Vorrat an Ideen.“ Es kam nur darauf an, sie zu verwirklichen. Die Bourgeoisie hatte den Intellektuellen, die mit soviel Begeisterung für den Ausbruch der Revolution gearbeitet hatten, Ehren und Einfluß versprochen: Intelligenz und Wissen ebenso wie die Tugend sollten die einzigen Privilegien in der Gesellschaft sein, die sie auf den Trümmern des Ancien Régime<sup>5</sup> errichten würde. Solche Versprechen kosteten nicht viel; sie

---

<sup>1</sup> Kollektivismus (Sozialisierung der Betriebe, Gemeineigentum der Produktionsmittel), die vor allem von Guesde und Lafargue vertretene Richtung in der Französischen Arbeiterpartei P.O.F. (Parti Ouvrier Français).

<sup>2</sup> Vaillant, Édouard, Ingenieur, Naturwissenschaftler, Arzt (1840-1915). Reiht sich bereits vor 1870 bei den Blanquisten ein, Mitglied der Ersten Internationale und der Kommune. Zum Tode verurteilt, flieht nach England, nimmt mit Marx und Engels Verbindung auf. Nach der Amnestie zurück nach Frankreich. Dort gründet er das Comité révolutionnaire central (Zentrales Revolutionskomitee). Seit 1893 Abgeordneter. Als der Renegat Millerand 1899 in die Regierung Waldeck-Rousseau eintritt, nähert sich Vaillant den Guesdisten. Er steht ganz unter dem Einfluß von Jaurès, verfällt aber nach dessen Ermordung 1914 dem Chauvinismus.

<sup>3</sup> Lawrow, Pjotr Lawrowitsch, russischer Soziologe und Schriftsteller (1823-1900). Führender Ideologe der Volkstümlerbewegung. Er führte den menschlichen Fortschritt auf das Wirken „kritisch denkender Persönlichkeiten“ zurück und lehnte die historische Rolle des revolutionären Proletariats ab. Marx, Engels und Lenin setzten sich mit seinen Thesen auseinander.

<sup>4</sup> Mirabeau, Honoré-Gabriel-Victor Riquetti, Comte de, französischer Politiker (1749-1791). Schrieb schon vor der Französischen Revolution antifeudale Pamphlete. 1789 Abgeordneter des Dritten Standes, hervorragender Redner und führender Ideologe des liberalen Adels und der Großbourgeoisie. Als entschiedener Gegner des Absolutismus versuchte er doch vor dem Wachsen der revolutionären Bewegung die konstitutionelle Monarchie zu retten.

<sup>5</sup> Ancien Régime (Alte Regierung), allgemein Gesellschaftsordnung vor der französischen bürgerlichen Revolution 1789.

verkündete allen Menschen, sie werde Freude und Glück durch Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bringen, die zwar ewige Prinzipien seien, aber jetzt zum ersten Male Wirklichkeit würden. Ihre soziale Welt sollte so neuartig sein, daß Camille Desmoulins<sup>6</sup> bereits lange vor der Ausrufung der Republik forderte, den Beginn des neuen Zeitalters von der Erstürmung der Bastille an zu rechnen.

Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, wie die Bourgeoisie diese ewigen Prinzipien verwirklicht hat, daß sie die Worte in zynischem Spott über den Toren ihrer Gefängnisse, ihrer Zuchthäuser, ihrer Kasernen und ihrer staatlichen Arbeitshäuser einmeißeln ließ; aber ich will Sie erinnern, daß die wilden und barbarischen Stämme, die nicht von der Zivilisation korumpiert sind, unter kommunistischen Eigentumsverhältnissen leben und, ohne die ewigen Prinzipien irgendwo hinzuschreiben, ja ohne sie in Worte zu fassen, sie viel vollkommener in die Tat umsetzen, als es die Bourgeois, die sie 1789 entdeckten, sich je hätten träumen lassen.

Es dauerte nicht lange, bis der Wert der bürgerlichen Versprechungen offenbar wurde: Sogleich an dem Tage, da sie ihren politischen Kramladen eröffneten, begann der Bankrott. Die gesetzgebende Versammlung brachte zwar die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte zu Papier und verkündete die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, aber 1790 erörterte sie ein Wahlgesetz, das die Ungleichheit vor dem Gesetz schuf, und stimmte darüber ab: Wähler sein durfte nur der aktive Bürger, der eine Steuer im Wert von drei Arbeitstagen in Geld zahlte, und wählbar war nur ein Bürger, der eine Steuer von einer Silbermark, das sind 55 Francs, zahlte. „Aber mit dem Gesetz der Silbermark“, schrieben Loustalot<sup>7</sup>, Desmoulins und die Intellektuellen ohne Grundeigentum, „wäre Jean-Jacques Rousseau, dessen ‚Gesellschaftsvertrag‘ die Bibel der Revolution ist, weder wählbar noch Wähler!“ Das Wahlgesetz verdrängte eine so große Anzahl Bürger aus ihren politischen Rechten, daß Paris, [223] eine Stadt, die mehr als eine halbe Million Einwohner zählte, bei den Wahlen von 1790 nur 12.000 Wähler hatte: Bailly<sup>8</sup> wurde mit 10.000 Stimmen zum Bürgermeister gewählt.

Wenn die ewigen Prinzipien nichts Neues waren, so hatten die schmeichlerischen Versprechungen an die Intellektuellen lange vor der Machtergreifung der Bourgeoisie bereits den Anfang einer Verwirklichung gefunden. Die Kirche, die eine theokratische Demokratie ist, öffnet allen ihr Herz, und alle legen, um einzutreten, ihre Titel und Privilegien nieder, und alle können die höchsten Stellen erstreben; selbst Päpste sind aus niedrigen Gesellschaftskreisen hervorgegangen: Sixtus V. war in seiner Jugend Schweinehirt. Die Kirche des Mittelalters zog die Intelligenz und die Gelehrten voll Eifer heran, trotzdem achtete sie den Willen derer, die keine Kirchengelübde ablegen wollten, und dehnte ihren Schutz und ihre Gunst auch über diese aus: Sie erlaubte ihnen jede Kühnheit des Denkens unter der einzigen Bedingung, den Anschein des Glaubens zu wahren und die Wissenschaft nicht aus dem heiligen Kreis heraustreten zu lassen, um sie unter den Laien zu verbreiten. So konnte Kopernikus seinen Traktat „Über die Umdrehungen der Himmelskörper“ schreiben und dem Papst widmen, wo er entgegen den Behauptungen der Bibel nachweist, daß die Erde um die Sonne, den Mittelpunkt unseres Planetensystems, kreist.

Aber Kopernikus war Domherr in Frauenburg und schrieb in lateinischer Sprache. Als hundert Jahre später Galilei, der nicht der Geistlichkeit angehörte, sondern bei weltlichen Herr-

---

<sup>6</sup> Desmoulins, Camille, französischer Advokat, Journalist und Revolutionär (1760-1794). Volksredner zum Bastillesturm und dem Sturm auf die Tuileries. Seit Dezember 1793 Herausgeber der Zeitung „Vieux Cordelier“.

<sup>7</sup> Loustalot, Élisée, französischer Journalist (1761-1790). Vom Juli 1789 bis zu seinem Tode im September 1790 Leitartikler der meistgelesenen Halbmonatsschrift „Révolutions de Paris“. Er fordert: Engagement der Schriftsteller, bis in den Tod für die Freiheit zu kämpfen. Von Desmoulins ebenso wie von Marat bewundert.

<sup>8</sup> Bailly, Jean Silvain, französischer Astronom und Politiker (1736-1793). Präsident der Assemblée Constituante. Nach dem Bastillesturm Bürgermeister von Paris, gab den Befehl zu dem Massaker auf dem Marsfeld (17.7.1791). Wurde darauf am 12. November abgesetzt und als Royalist hingerichtet.



schen Schutz suchte, die Kopernikanischen Theorien in Venedig und Florenz lehrte, streckte der Vatikan seine furchtbare Hand über ihn und zwang den berühmten Greis, seine wissenschaftliche Überzeugung zu verleugnen. Selbst nach der Krise des Protestantismus bewahrte die Kirche ihren Liberalismus gegen die Gelehrten, die ihr angehörten: Mersenne<sup>9</sup>, Mönch des Minoritenordens, einer der großen Geometer des siebzehnten Jahrhunderts, Vorläufer und Freund Descartes<sup>10</sup>, stand in regem, offenem Briefwechsel mit Hobbes<sup>11</sup>, dem Vater des modernen Materialismus – die Anmerkungen der französischen Ausgabe zu „De Cive“ enthalten Teile dieses Briefwechsels.

Möglich, daß die Kirche zu dieser liberalen Haltung durch eine großzügige Liebe zur reinen Wissenschaft bewegt wurde, aber was sie besonders beschäftigte, das war die Sorge um die Macht; sie wollte das Monopol über die Intelligenzen und das Wissen, wie es im alten theokratischen Ägypten die Priester besessen hatten, bei denen die griechischen Denker die ersten Elemente von Wissenschaft und Philosophie suchten.

[224] Es hieße die Bourgeoisie beleidigen, wollte man ihr eine uneigennütige Liebe zur Wissenschaft unterstellen, die ihrer Meinung nach nur eine einzige Existenzberechtigung hat: Auswertung der Naturkräfte, um die Reichtümer zu vergrößern; sie hat keinerlei Interesse am reinen Denken, und sie läßt ihre Gelehrten nur gezwungenermaßen ihre geistige Energie theoretischen Forschungen widmen, statt diese in der praktischen Anwendung zu erschöpfen. Diese Verachtung des reinen Denkens zeigt sich in philosophischer Form im Positivismus von Auguste Comte<sup>12</sup> er verkörpert haargenau die Enge des ungeschliffenen Geistes der Bourgeoisie.

Aber wenn sich die Bourgeoisie für eine Wissenschaft, die nicht auf industrielle Anwendung gerichtet ist, nicht interessiert, dann hat ihre Fürsorge für die Intellektuellen auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit der, die von der Kirche geübt wird, und nirgends zeigt sich ihre geringe Sorge für sie besser als in der Stellung vor dem für den materiellen und den geistigen Besitz geschaffenen Gesetz.

Der materielle Besitz ist, unabhängig von seinem Ursprung, nach dem bürgerlichen Gesetz ewig; er ist seinem Besitzer für immer zugesichert; er wird vom Vater auf den Sohn übertragen bis ans Ende der Zeiten, ohne daß irgendeine weltliche oder politische Macht ihre ruchlose Hand darauflegen darf. Wir hatten erst kürzlich ein charakteristisches Beispiel für diese Unantastbarkeit des materiellen Besitzes.

Der Wächter des Semaphors<sup>13</sup> von Durban übermittelte den Buren Nachrichten über die in den Hafen einlaufenden Schiffe, die auf ihnen befindlichen Menschen, die Pferde und das transportierte Material; sein Verrat brachte ihm 125.000 Francs ein, die er als kluger Kapita-

---

<sup>9</sup> Mersenne, Marin, französischer Theologe, Mathematiker und Philosoph (1588-1648). Schrieb über „Die Wahrheit der Wissenschaft“ (französisch!), „Observationes physico-mathematico“ (1647), „Harmonie universelle“ (musikalisch-akustische Untersuchungen).

<sup>10</sup> Descartes, René (latinisiert Cartesius), französischer Philosoph, Mathematiker und Physiker (1596-1650). Als Rationalist suchte er eine für alle Wissenschaften gültige einfache Methode zu entwickeln und schrieb „Abhandlung über die Methode“, „Die Geometrie“, „Die Prinzipien der Philosophie“ u. a.

<sup>11</sup> Hobbes, Thomas, englischer Philosoph und Staatsmann (1688-1679). Nach Marx der „Systematiker des Baconschen Materialismus“. Er stellte die Philosophie der Theologie, der Scholastik und der Astrologie entgegen und trat als mechanischer Materialist gegen die idealistische Erkenntnistheorie von Descartes auf.

<sup>12</sup> Comte, Auguste, französischer Mathematiker und Philosoph (1798 bis 1857). Er war eine Zeitlang Sekretär bei Saint-Simon, dessen Lehren ihn beeinflussten. Comte begründete den nachrevolutionären französischen Positivismus, der sich sowohl gegen den spekulativen Idealismus als auch gegen den Materialismus wendet. Er bejaht die Wissenschaft in ihren praktischen Ergebnissen, verneint aber agnostizistisch deren weltanschaulich materialistische Konsequenzen. Seine Philosophie sprach für die französische Bourgeoisie, soweit sie eine Restauration auf der einen und eine revolutionäre Volksbewegung auf der anderen Seite bekämpfte. Hauptwerke „Cours de philosophie positive“, 6 Bde., „Sociologie“, 3 Bde.

<sup>13</sup> Semaphor = Fernsignal

list bei der Bank hinterlegte. Die englische Militärbehörde hat den Verräter gefangengenommen, ihn verurteilt und standrechtlich erschossen; aber sie hat seinen so ehrenvoll erworbenen Besitz respektiert, und seine Witwe und sein Sohn sind heute die rechtmäßigen Besitzer. Da das Gesetz, abgesehen von einigen unwesentlichen Varianten in allen kapitalistischen Ländern, das gleiche ist, laufen die Dinge in Frankreich genauso wie in England. Keine Behörde vermochte den Besitz von Bazaine<sup>14</sup> einzuziehen, noch die Lesseps<sup>15</sup>, Cottu und ihre Familien zu zwingen, das gestohlene Geld zurückzugeben, die Millionen, die sie den Leichtgläubigen durch den Panamaschwindel entwendet hatten.

Das Gesetz, das die Heiligkeit des Besitzes festlegt, ist neu; es besteht in Frankreich seit der Revolution von 1789: das Ancien Régime, das nur geringe Achtung für diese Art Eigentum [225] hatte, erlaubte die Konfiszierung der Güter der Verurteilten, und die Aufhebung der Konfiszierung ist eine der ersten in den Eingaben an die Generalstände geforderten Reformen durch die Vertreter von Paris und verschiedener Provinzstädte. Durch das Verbot der Konfiskation von Besitz, der mit betrügerischen und niederträchtigen Mitteln erworben ist, bezeugt die Bourgeoisie, daß die Herkunft ihres Reichtums ganz ebenso betrügerisch und niederträchtig ist wie das von Verbrechern und Verrätern.

Für den geistigen Besitz hat das bürgerliche Gesetz hingegen keinerlei derartige Annehmlichkeiten. Der Schutz des literarischen und künstlerischen Besitzes, der einzige, den das Gesetz gewährt, hat nur eine sehr fragwürdige und begrenzte Dauer für die Lebenszeit des Schriftstellers und kurze Zeit nach seinem Tode – fünfzig Jahre laut der letzten gesetzlichen Verfügung; nach diesem Zeitpunkt verfällt dieses Recht, und das Werk wird Gemeinbesitz: so haben die Verleger vom März dieses Jahres an das Recht, sich durch die Herausgabe der Werke Balzacs, des Genies der romantischen Literatur, zu bereichern.

Wenn das im Grunde geringfügige literarische Eigentum den Interessen der Herausgeber dient, so bringt es der Kapitalistenklasse keinerlei Gewinn. Doch das gilt nicht für den Besitz der Erfindungen; der hat eine wesentliche Bedeutung für die gesamte Industrie- und Handelsbourgeoisie. Darum bietet das Gesetz dafür keinerlei Schutz. Wenn der Erfinder sein geistiges Gut gegen die Bourgeoisie schützen will, dann muß er dieses Recht zuerst in Form eines Patents kaufen, das er jedes Jahr erneuern muß; ein Tag Zahlungsrückstand bei dieser Steuer macht den geistigen Besitz zur legitimen Beute der Räuber der Bourgeoisie: selbst wenn er bezahlt, kann er sich nur für eine begrenzte Zeit – in Frankreich vierzehn Jahre – das Recht sichern. Und während dieser wenigen Jahre, die im allgemeinen nicht einmal genügen, seine Erfindung völlig in die industrielle Praxis zu übertragen, muß er das Gesetz und die Justiz selbst gegen die ihn bedrohenden Bourgeoisplünderer in Bewegung setzen.

Nur widerwillig hat die Bourgeoisie dem Erfinder das Recht zugestanden, sein geistiges Eigentum zu verteidigen; denn sie fühlt sich mit dem Recht der herrschenden Klasse als Herrin über die Früchte sowohl der Geistesarbeit wie der Handarbeit, wie sich der Feudalherr das Besitzrecht über die Güter seiner Leibeigenen anmaßte. Die Geschichte der Erfinder unseres Jahrhunderts ist die ewig gleiche Geschichte ihrer Ausplünderung durch die Kapitalisten; es ist eine

---

<sup>14</sup> Bazaine, François Achille, französischer Marschall (1811-1888). 1863/67 Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee in Mexiko, 1869 Kommandant der kaiserlichen Garde. Als Gegner der Republik kapitulierte er am 27.10.1870 vorzeitig in Metz und begann Geheimverhandlungen zur Restauration der Monarchie. Als Verräter zum Tode verurteilt, begnadigt und verbannt. Flucht nach Spanien.

<sup>15</sup> Lesseps, Ferdinand-Manie, Vicomte de, französischer Diplomat und Unternehmer (1805-1894). Seit 1828 Konsul u. a. in Kairo. 1854 erhielt er die Konzession zum Bau des Suezkanals (1859-1869) und gründete 1879 die Panamagesellschaft, die 1889 zum allgemeinen Bankrott und zum Ruin von 500.000 Kleinaktienbesitzern führte. Nach dem Panamaskandal, der eine ungeheuerliche Bestechungsaffäre aufdeckte, in die so Parlamentarier, zum Teil führende Politiker wie Clemenceau verwickelt waren, wurden Lesseps, Eifel u. a. zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Dieser Prozeß wurde bald revidiert.

lange und qualvolle Leidensgeschichte. Der Erfinder ist auf Grund seines Genies mit seiner [226] Familie zu Elend und Leiden verdammt. Nicht nur die Erfindungen, die lange mühevollen Forschungen, Entwicklungsdauer, bedeutende Geldmittel zum Gelingen und Zeit zur Annahme erfordern, stürzen den Erfinder in den Höllenpfuhl der Armut, sondern auch die einfachsten, die unmittelbar anwendbaren und vielseitigsten. Ich will nur ein Beispiel anführen: Kürzlich starb in Paris ein Mann in tiefstem Elend, dessen Erfindung den Eisenbahn- und Bergwerksgesellschaften jedes Jahr Hunderttausende und Millionen Francs einbringt: er hatte eine Möglichkeit gefunden, die Kohlenstaubberge zu nutzen, die das Land um Bahnhöfe und Kohlengruben versperren, indem er sie in Briketts verwandelte, die heute überall in Gebrauch sind.

## II

Die kapitalistische Bourgeoisie, die revolutionärste Klasse, die jemals die menschliche Gesellschaft unterdrückt hat, kann ihre Reichtümer nur vermehren, wenn sie unablässig die Produktionsmittel verändert, laufend die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse in Mechanik, Chemie und Physik in die Industrieausrüstung einbezieht. Ihr Bedürfnis nach Erfindungen ist so unstillbar, daß sie Erfindungsfabriken gegründet hat. Amerikanische Kapitalisten haben sich zusammengetan, um für Edison das wunderbarste Laboratorium der Welt in Mungo-Park aufzuhauen und ihm Wissenschaftler, beste Facharbeiter und die nötigen finanziellen Mittel zur Verfügung stellen, damit er erfinde und immer Neues erfinde, was die Kapitalisten patentieren, ausbeuten und verkaufen. Edison selbst ist ein äußerst versierter Geschäftsmann und hat alle Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, um sich einen Teil des Gewinns zu sichern, den die Erfindungen von Mungo-Park bringen. Aber nicht alle Erfinder können wie Edison Bedingungen stellen an die Kapitalisten, die Erfindungsfabriken aufbauen, um sie auszubeuten. Die Gesellschaft Thompson-Houston in Paris, Siemens in London und Berlin haben neben ihren Werkstätten zum Bau elektrischer Maschinen auch Laboratorien, wo Ingenieure neue Anwendungsmöglichkeiten der Elektrizität erforschen; in Frankfurt beschäftigt die größte Anilinfabrik der Welt, wo das Antipyrin, jenes mineralische Chinin entdeckt wurde, mehr als hundert Chemiker, um neue Produkte aus der Kohle zu entwickeln. Jeder Fund wird augenblicklich vom Hause patentiert, das dem Erfinder zum Anreiz eine Vergütung überläßt.

Man kann bis zu einem gewissen Grade alle Fabriken, alle Werk-[227]stätten als Erfindungslaboratorien ansehen; denn eine beträchtliche Anzahl Verbesserungen der mechanischen Ausrüstungen sind im Laufe der Arbeit von den Arbeitern selbst gefunden worden. Da dieser Erfinder nicht das nötige Geld hat, seine Idee patentieren zu lassen, erwirbt der Fabrikbesitzer das Patent in seinem eignen Namen und erntet; wie es die Bourgeois-Justiz fordert, allen Gewinn; und wenn die Regierung auf den Gedanken kommt, das Talent auszuzeichnen, dann erhält der Fabrikbesitzer den Orden; der Arbeiter-Erfinder, der kein Intellektueller ist, schindet sich weiter unter seiner schwarzen, fettverschmierten Kluft, und da man sich in der kapitalistischen Welt mit wenigem zufrieden geben muß, tröstet er sich in seinem Elend mit dem Gedanken, daß seine Erfindung ja dem Chef Vorteile und Ehren bringt.

Die Bourgeoisie, die zur Vergrößerung ihres Reichtums ein derart dringendes Bedürfnis nach Erfindungen hat, braucht noch notwendiger Intellektuelle zur Überwachung ihrer technischen Anwendungen und zur Leitung der gesamten Ausrüstung des Betriebes. Ehe die Kapitalisten Erfindungsfabriken aufbauten, hatten sie Intellektuellenmanufakturen organisiert. Dollfus, Scherer-Kestner und andere Fabrikanten aus dem Elsaß, die intelligentesten und philanthropischsten und folglich größten Ausbeuter im Vorkriegsfrankreich, hatten in Mulhouse von ihrem Geld Schulen für Zeichnen, Chemie und Physik gegründet, wo die aufgewecktesten Kinder ihrer Arbeiter unentgeltlich ausgebildet wurden, damit den Herren immer intellektuelle Kapazitäten billig zur Verfügung standen, wenn der Betrieb ihrer Industrien sie erforderte. Vor etwa zwanzig Jahren veranlaßte der Direktor der Schule in Mulhouse den Stadtrat von Paris, eine

Schule für Physik und Chemie zu gründen. Anfangs – ich weiß nicht, ob es heute noch der Fall ist – wurden die Schüler aus den Gemeindeschulen ausgewählt; sie erhielten unentgeltlich eine höhere Bildung, Mittagessen in der Schule und monatlich 50 Francs, um die Eltern für den Verlust des Arbeitslohnes der Söhne zu entschädigen, die nicht im Betrieb arbeiteten.

1790 konnte Marquis de Foucault von der Tribüne der Constituante erklären, daß der „Akkersmann nicht unbedingt lesen und schreiben können muß“. Die Erfordernisse der Industrieproduktion zwingen die Bourgeoisie, eine ganz andere Sprache zu sprechen: Das ökonomische Interesse und nicht die Liebe zur Menschheit und zur Wissenschaft zwingt sie, die Entwicklung der Grund- und Mittelschulen zu fördern.

Aber die Sklavenhändler im alten Rom waren aus dem gleichen Grunde Anhänger der Bildung. Sie ließen die Intelligentesten [228] unter ihrer Menschenware in Medizin, Philosophie, griechischer Literatur, Musik, Naturwissenschaften usw. unterrichten. Die Bildung des Sklaven erhöhte seinen Kaufwert. Der Sklave, der gelernter Koch war, wurde freilich teurer verkauft als der Sklave, der eine Ausbildung als Arzt, Philosoph oder Literat genossen hatte. Das ist in unseren Tagen noch ebenso: Die schwerreichen Kapitalisten bezahlen ihre Küchenchefs besser, als der Staat die Professoren der Fakultät, die Mitglieder des Institut de France besoldet. Aber zum Unterschied von den Sklavenhändlern verbreitet die Bourgeoisie die Bildung nur, um den Kaufwert der intellektuellen Kapazität herabzusetzen.

Die griechische Mythologie erzählt, Midas habe die Gabe besessen, alles in Gold zu verwandeln; die Bourgeoisie hat eine ähnliche Fähigkeit: sie verwandelt alles, was sie berührt, in Ware; sie hat die intellektuellen Talente in Waren umgeformt; man kauft Chemiker, Ingenieure, Wissenschaftler des Lateinischen wie man Esel oder Guano kauft ...

*(Zwischenruf: Die Abgeordneten werden auch gekauft!)*

Leute, die weder Talg noch Kalbshaxen noch Strümpfe zu verkaufen haben, besitzen ihr Gewissen und ihren Stimmzettel, und wenn sie Abgeordnete sind, dann kauft man sie eben.

Die zur Ware gewordenen intellektuellen Fähigkeiten müssen das Los der Waren tragen und sie tragen es; wenn es auf dem Markt viel Austern gibt, sinkt der Austernpreis, aber wenn seltener und weniger Ware eintrifft, steigt der Preis; wenn es auf dem Arbeitsmarkt ein Übermaß an Chemikern und Ingenieuren gibt, sinkt der Preis der Chemiker und Ingenieure; seit die École Centrale, die École de Physique et de Chimie jedes Jahr Dutzende von Chemikern auf das Pariser Pflaster wirft, ist er viel niedriger geworden. Vor etwa zwanzig Jahren bezahlte der Kapitalist einen Chemiker angemessen, er gab ihm 500 bis 600 Francs im Monat und stellte ihn für das ganze Jahr ein. Die Fabrikanten, die ihre Angestellten um so höher schätzen, je besser sie sie bezahlen, behandelten ihre gut bezahlten Chemiker mit großer Hochachtung und freundlichem Entgegenkommen. Aber seit sie in Überfluß vorhanden sind, ist ihr Preis auf monatlich 100 bis 150 Francs gesunken; im Norden gilt der Preis nicht einmal für das ganze Jahr, sondern nur für die Zeit der Zuckerrübenverarbeitung, die drei bis vier Monate dauert, dann werden sie mit den Arbeitern fortgeschickt. Krepriere, wo du kannst, sagt der Besitzer, ich weiß, daß ich nächsten Herbst mit den Zuckerrüben zur Überwachung ihrer Umwandlung in Zucker auch neue Chemiker finde.

Die Chemiker bilden keine Ausnahme; sie wissen nur zu genau, [229] daß in allen Branchen eine Überproduktion an Intellektuellen besteht und daß auf eine freie Stelle sich Dutzende, ja Hunderte Bewerber vorstellen; dieser Druck erlaubt den Kapitalisten, den Preis der Intellektuellen unter den der Handarbeiter hinabzudrücken.

Die wirtschaftliche Not trifft den Intellektuellen härter als den Arbeiter: Sie zermürbt ihn moralisch und physisch. Auf den Straßen und in den Fabrikhallen bietet der Arbeiter von

Kindheit an den Unbilden Trotz, er ist es gewohnt, die Härten des Lebens zu ertragen; der Intellektuelle ist im Gewächshaus gezüchtet, in der Jugend im Schatten der Schulmauern blutarm geworden, sein Nervensystem wird hypotroph, verfeinert und entwickelt krankhafte Überempfindlichkeit. Was der Arbeiter gleichmütig erträgt, verursacht ihm schmerzhaftes Erschütterungen. Der Intellektuelle wird bis in den Kern seines moralischen Wesens verwundet durch die Notwendigkeit des Lohnempfängerdaseins. Der gleiche oder selbst höhere Lohn ergibt für den Intellektuellen eine wirtschaftlich schlechtere Lage als für den Handarbeiter, der für den Weg zur Arbeit nur seine kurze Jacke überzuziehen braucht, während der Intellektuelle – und sei es auch nur, um das Auge seines Chefs nicht zu verletzen – dauernd gezwungen ist, eine kostspielige und sogar elegante Kleidung zu tragen. Er spart am Essen, was er für die Kleidung auszugeben gezwungen ist.

Die Kapitalisten haben die Intellektuellen unter das wirtschaftliche Niveau der Handarbeiter hinuntergedrückt – so danken sie ihnen die großartige Vorarbeit zur bürgerlichen Revolution des vergangenen Jahrhunderts.

### III

Jaurès sagt im Vorwort zur „Histoire socialiste“: „Das durch die brutale und merkantile Gesellschaft beleidigte und von der Bourgeoisie enttäuschte intellektuelle Bürgertum verbindet sich mit dem Sozialismus.“ Leider stimmt das in keiner Weise. Die Umwandlung der geistigen Fähigkeiten in Ware, welche die Seele der Intellektuellen hätte mit Empörung füllen müssen, hat sie einfach indifferent gelassen. Die freien Bürger der Republiken Athen und Rom im Altertum hätten eine derartige Erniedrigung niemals ertragen. Wenn der freie Mann seine Arbeit verkauft, setzt er sich auf die Stufe der Sklaven herab, sagt Cicero. Sokrates und Plato empörten sich über die Sophisten, weil sie sich ihren Philosophieunterricht bezahlen ließen; ihrer Meinung nach [230] war das Denken zu edel, als daß es wie Karotten oder alte Pantoffeln verkauft und eingehandelt werden konnte. Selbst der französische Klerus empfand 1789 den Vorschlag, den Kultdienst zu bezahlen, als tödliche Beleidigung. Aber unsere Intellektuellen finden sich mit dieser Erniedrigung ab.

Von merkantiler Leidenschaft besessen, sind sie mit sich und der Gesellschaft am besten zufrieden, wenn sie ihre intellektuelle Ware zu einem möglichst hohen Preis verkaufen; sie gehen sogar so weit, den Verkaufspreis zum Wertmaßstab zu machen. Als einer der hervorragendsten Vertreter des literarischen Intellektualismus mißt Zola den künstlerischen Wert eines Romans nach der Anzahl der verkauften Auflagen. Der Verkauf der intellektuellen Ware ist für sie eine derart aufreibende Beschäftigung geworden, daß sie, wenn man mit ihnen über Sozialismus reden will, nicht nach der Untersuchung der Theorien fragen, sondern ob die intellektuelle Arbeit in der sozialistischen Gesellschaft nach dem gleichen Tarif wie die Handarbeit bezahlt wird.

Dummköpfe! Da haben sie nun Augen und sehen doch nicht, daß es die kapitalistische Bourgeoisie ist, die diese grobe Gleichheit aufstellt, daß sie es ist, die, um ihren Reichtum immer weiter zu vergrößern, die geistige Arbeit so tief herabsetzt, um sie niedriger bezahlen zu können als die Handarbeit.

Der Sieg des Sozialismus müßte nicht nur auf das Jahr 2000, sondern an das Ende der Welt verschoben werden, wenn wir ihn auf das Zartgefühl, die tumbe Verschämtheit und die Empfindlichkeit der Intellektuellen aufbauen wollten. Die Geschichte des Jahrhunderts liegt vor uns und zeigt, was wir von diesen Herren zu erhoffen haben.

Seit 1789 sind in Frankreich die verschiedensten und gegensätzlichsten Regierungen einander gefolgt, und immer haben ihnen die Intellektuellen voll Eifer ihre ergebnen Dienste gewidmet: Ich spreche nicht nur von den Intellektuellen, die sich in den Zeitungen, den Parla-

mentsversammlungen, den Gesellschaften für politische Ökonomie breitmachen, sondern von Wissenschaftlern, Universitätsprofessoren, Institutsmitgliedern; je höher sie in der Wissenschaft emporgestiegen sind, desto tiefer katzbuckeln sie. Die Fürsten der Wissenschaft, die mit Königen und Kaisern als Gleiche unter Gleichen hätten sprechen müssen, haben ihren Ruhm zu Geld gemacht, um vergängliche Ministerstellen und Ehren zu kaufen. Cuvier<sup>16</sup>, eines der bedeutendsten Genies der modernen Wissenschaft unserer Epoche, den die Revolution aus der Dienerschaft eines großen Herrn übernahm und ihn mit fünfundzwanzig Jahren zum Professor am „Museum“ machte, schwor der Republik, Napoleon, Louis XVIII, Charles X und [231] Louis-Philippe die Treue und diente ihnen; der letzte ernannte ihn schließlich zum Pair de France, um seine Servilitätskarriere zu krönen.

Es genügt nicht einmal, allen Regierungen unterschiedslos unbedingte Ergebenheit zu bezeigen. Pasteur stellte seinen ruhmvollen Namen in den Dienst der Finanzleute, die ihn für den Dummenfang in den Verwaltungsrat der Bodenkreditgesellschaft neben die Namen von Jules Simon<sup>17</sup>, Fürsten und Grafen, Abgeordneten und ehemaligen Ministern setzten. Lesseps zog die Intellektuellen des Instituts, der Académie Française, der Literatur, des Klerus, kurz: aus allen Gesellschaftskreisen heran, um seinen Panama-Riesen-Schwindel hochzustapeln.

Beispiele von Bürgermut und moralischer Würde dürfen nicht in der durch ein Jahrhundert kapitalistischer Herrschaft korrumpierten Welt der Intellektuellen gesucht werden. Sie haben nicht einmal Sinn für Berufssolidarität. Im Zusammenhang mit der Dreyfus-Affäre<sup>18</sup> brachte irgendein Minister einen Chemieprofessor der École polytechnique aus dem Amt wie einen Sträflingsaufseher aus dem Bagno, weil er die auffallende Kühnheit besessen hatte, öffentlich seine Meinung zu äußern. Wenn ein Fabrikbesitzer allzu willkürlich einen Arbeiter hinauswirft, schimpfen die Genossen und verlassen manchmal die Arbeit, obwohl Not und Hunger sie auf der Straße erwarten. Alle Kollegen der École polytechnique zogen die Köpfe ein und schwiegen: Jeder verschanzte sich hinter seiner egoistischen Angst – und was noch charakteristischer ist, nicht ein einziger Dreyfusianer der Gesellschaft der Menschenrechte und der Gerechtigkeitspresse erhob die Stimme im Namen der Berufssolidarität. Die Intellektuellen, die bei jeder Gelegenheit auf die Transzendenz der Moral hinweisen, müssen noch einen weiten Weg zurücklegen, bis sie auf die moralische Höhe der Arbeiterklasse und der sozialistischen Partei gelangen.

Die Gelehrten haben nicht nur sich selbst an die Regierung und die Geldleute verkauft, sondern die ganze Wissenschaft an die kapitalistische Bourgeoisie. Als im vorigen Jahrhundert durch die Erschütterung der ideologischen Grundlagen der aristokratischen Gesellschaft die

---

<sup>16</sup> Cuvier, Georges Leopold Chrétien Frédéric Dagobert, Baron de, französischer Naturwissenschaftler (1769-1832). Machte die vergleichende Anatomie zur Grundlage der Zoologie, stellte das Gesetz der Korrelation der Organe auf, begründete die moderne Paläontologie der Wirbeltiere. Er hielt an der Typenlehre (Konstanz der Arten) fest und erklärte den Wechsel der Arten durch eine Katastrophentheorie (Kataklysmentheorie), behinderte dadurch jahrelang die Ausbreitung der Entwicklungstheorie.

<sup>17</sup> Simon, Jules (eig. Jules François Simon Suisse), französischer Philosoph und Politiker (1854-1896). Trat 1839 als Nachfolger Cousins in die Universitätslaufbahn ein, gehörte 1849 zu den gemäßigten Republikanern in der Nationalversammlung, verweigerte nach dem Staatsstreich 1852 dem Kaiser den Eid und zog sich vom Lehramt zurück, bekämpfte den Boulangismus 1889. Als Minister der nationalen Verteidigung begrüßte er 1871 die Niederwerfung der Kommune. 1876/77 Ministerpräsident.

<sup>18</sup> Dreyfus-Affäre; Alfred Dreyfus, französischer Generalstabsoffizier jüdischer Abstammung, Artilleriehauptmann (1858-1935). Er wurde wegen angeblichen Hochverrats aus der Armee ausgestoßen, danach lebenslanglich auf die Teufelsinsel (bei Cayenne) verurteilt. Stürmische Proteste der fortschrittlichen Kreise erzwangen die Wiederaufnahme des Prozesses. 1899 wurde Dreyfus begnadigt, aber nicht rehabilitiert. Der Kampf ging weiter, Zola schaltete sich ein mit seinem berühmten „Ich klage an!“ Es wurden skrupellose Fälschungen aufgedeckt, auf denen die Anklage beruhte, und Dreyfus wurde 1906 rehabilitiert. Die Affäre spaltete Frankreich in zwei Lager und endete mit dem Sieg der demokratischen Republikaner über die antisemitische, chauvinistische und klerikale Militärpartei.

Köpfe auf die Revolution vorbereitet werden mußten, erfüllte die Wissenschaft ihre erhabene Befreiungsaufgabe – sie war revolutionär, sie griff leidenschaftlich das Christentum und die spiritualistische Philosophie an. Als aber die siegreiche Bourgeoisie beschloß, ihre neue Macht auf der Religion zu errichten, befahl sie ihren Gelehrten, ihren Philosophen und ihren Literaten, das wieder aufzubauen, was sie umgestürzt hatten – und voll Eifer machten sie sich an die Arbeit. [232] Sie erhoben von neuem, was sie zerstört hatten; sie bewiesen die Existenz Gottes, des Vaters, des Sohnes Jesus und der jungfräulichen Mutter Maria auf Grund von Wissenschaft, Gefühl und Romantik. Ich glaube nicht, daß die Geschichte noch ein Schauspiel wie das in den ersten Jahren des Jahrhunderts gebotene aufzuweisen hat, wo sich die Philosophen, Wissenschaftler und Literaten aus Revolutionären und Materialisten plötzlich in Reaktionäre, Spiritualisten und Katholiken verwandelten.

Diese Rückwärtsentwicklung hält noch an: Als Darwin sein Buch „Über den Ursprung der Arten“ veröffentlichte, nahm er Gott seine Schöpferrolle innerhalb der organischen Welt, wie Franklin ihm seinen Blitz geraubt hatte. Da sehen wir, wie unter dem Befehl von Flourens<sup>19</sup>, der selbst immerhin wenigstens sein Alter von achtzig Jahren als Entschuldigung hatte, sich große und kleine Gelehrte, die Universitätsprofessoren und die Institutsmitglieder zusammuntun, um die Darwinsche Theorie zu zerstören, die das Mißfallen der Regierung erregte und die religiöse Gläubigkeit verletzte. Dieses schändliche Beispiel gaben die Intellektuellen im Lande Lamarcks<sup>20</sup> und Geoffroy Saint-Hilaires<sup>21</sup>, der Schöpfer der Evolutionstheorie, die Darwin ergänzt und für die Kritik unangreifbar gemacht hatte.

Sobald sich die Aufregung der Kirche ein wenig beruhigt hat und die Wissenschaftler wagen, die Naturtheorie zu lehren, die sie nur gegen besseres Wissen und Gewissen bekämpft hatten, kehren sie sie gegen den Sozialismus, Um sich die Gunst der Kapitalisten zu bewahren. Herbert Spencer<sup>22</sup>, Haeckel und die größten Anhänger des Darwinismus weisen nach, daß die Klassifizierung der Individuen in Arme und Reiche, Nichtstuer und Arbeiter, Kapitalisten und Lohnarbeiter statt Erfüllung des Willens der Gerechtigkeit Gottes die notwendige Folge der unvermeidlichen Auswirkung der Naturgesetze sei. Sie sagen, die natürliche Selektion, die eine Hierarchie der Organe des menschlichen Körpers aufstellte, habe für immer die Schichten und Funktionen des Gesellschaftskörpers fixiert. Sie haben aus lauter Hörigkeit selbst den einfachsten Sinn für Logik verloren; sie gleichen Leuten, die sich über Aristoteles

---

<sup>19</sup> Flourens, Marie-Jean-Pierre, französischer Physiologe (1794-1867). Entdecker des Kleinhirns. 1828 Mitglied der Académie des sciences. Die im Text erwähnte Ablehnung der Entwicklungstheorie durch die französischen Gelehrten wurde s 866 erklärt. Flourens war also in dieser Zeit ein sehr alter Mann – 72 Jahre – und kurz vor seinem Tode.

<sup>20</sup> Lamarck, Jean Baptiste de, französischer Naturforscher (1744-1829). Offizier, seit 1768 Studium der Medizin und Botanik, gab 1778 „Flora von Frankreich“, 3 Bde., heraus, wo er die noch heute übliche dichotomische Methode der Pflanzenbestimmung einführte. 1793 Professor an dem neugegründeten „Naturhistorischen Museum“, wo er vor allem in der Zoologie arbeitete. Er unterschied Wirbel- und wirbellose Tiere. 1815/22 brachte er mit seiner „Naturgeschichte der wirbellosen Tiere“ die erste grundlegende Klassifizierung dieser Gruppe. In „Zoologische Philosophie“ (1809) gab er eine erste wissenschaftlich begründete Darstellung der Entwicklungslehre und schuf eine Theorie zur Erklärung der Ursachen des Entwicklungsvorgangs.

<sup>21</sup> Geoffroy de Saint-Hilaire, Étienne, französischer Zoologe und Naturphilosoph (1772-1844). Arbeitete in vergleichender Anatomie und bemühte sich besonders, die Theorie von der Einheit des Bauplanes nachzuweisen. Er bekämpfte Cuviers Typenlehre (Pariser Akademiestreit 1830) und schloß sich Lamarcks Entwicklungslehre an, indem er noch stärkeres Gewicht auf die Einwirkung der Umwelt legte.

<sup>22</sup> Spencer, Herbert, englischer Philosoph und Soziologe (1820-1903). Vertreter des englischen Positivismus. Spencer erkannte die Evolution als höchstes Gesetz des Bestehenden an, maß der Naturwissenschaft höchste Bedeutung bei, suchte sie aber mit der Religion auszusöhnen. Er sah die Entwicklung nicht als Übergang zu qualitativ neuen Zuständen. Auch in der menschlichen Geschichte sei der Endpunkt der Entwicklung ein Gleichgewicht der gegensätzlichen Kräfte. Die soziale Revolution stürze die Gesellschaft aus dem „rettenden“ Gleichgewicht, führe zur Anarchie und sei ein Regreß. Spencer rechtfertigte die Arbeitsteilung und Klassenstruktur der kapitalistischen Gesellschaft, indem er sie mit einem biologischen Organismus verglich.

empören, der, weil er sich die Abschaffung der Sklaverei nicht vorstellen konnte, erklärt hat, der Sklave sei von der Natur zu seinem Sklavendasein bestimmt, und sie merken gar nicht, daß sie ganz ähnliche Ungeheuerlichkeiten von sich geben, wenn sie behaupten, die natürliche Selektion bestimme jedem seinen Platz in der Gesellschaft.

Also nicht Gott, nicht die Religion verdammen die Arbeiter zum Elend, sondern die Wissenschaft. Hat es je einen betrügerischeren Bankrott gegeben?

[233] Monsieur Brunetière<sup>23</sup>, einer jener Intellektuellen, die ihre Erniedrigung nicht empfinden und eifrig ihre Servilitätsaufgabe erfüllen, hatte recht, als er den Konkurs der Wissenschaft erklärte. Er ahnt gar nicht, wie ungeheuer dieser Bankrott ist.

Die große Befreierin Wissenschaft hätte durch die Beherrschung der Naturkräfte dem Menschen die Arbeit vom Halse schaffen müssen, daß er seine körperlichen und geistigen Kräfte frei entwickeln kann – die durch das Kapital gefesselte Wissenschaft hat den Kapitalisten nur die Mittel zu liefern vermocht, ihre Reichtümer zu vergrößern und die Ausbeutung der Arbeiterklasse zu verstärken: Die vortrefflichsten Anwendungen der industriellen Technik haben den Kindern, Frauen und Männern des Proletariats nur Überarbeit und Elend gebracht!

Die revolutionären Bürger von 1789 stießen entsetzensvolle Zornschreie gegen die Herren aus, die in den warmen Sommernächten ihre Diener zwangen, die Teiche in der Nähe ihrer Schlösser mit Ruten zu peitschen, um die Frösche am Quaken zu hindern. Was würden sie sagen, wenn sie sehen könnten, was wir sehen? – Die Fortschritte der Beleuchtung setzten mit der kapitalistischen Epoche ein: Ende des vorigen Jahrhundert erfanden Argand und Carcel die sogenannte Argandsche Hängelampe, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entdeckte Chevreul die Stearinkerze, dann wurde Gaslicht, Petroleumleuchte, schließlich die elektrische Lampe, diese Sonne der Nacht, entdeckt. Welche Vorteile haben die wissenschaftlichen Verbesserungen der Beleuchtung dem Arbeiter gebracht? Sie haben dem Fabrikanten erlaubt, Millionen Proletarier zur Nacharbeit zu zwingen, nicht mehr in Hundstagnächten und milder Landluft, sondern in Sommer- und Winternächten im Pesthauch der Fabriken und Hüttenwerke. Die industriellen Anwendungen der Mechanik und der Chemie haben die fröhliche und gesunde Handwerkerarbeit in eine Tortur verwandelt, die den Proletarier verzehrt und tötet.

Hätte die Wissenschaft nicht durch die Bändigung der Naturkräfte im Dienst der Menschheit den Arbeitern für ihre körperliche und geistige Entwicklung Muße geben müssen, hätte sie nicht aus diesem „Jammertal“ einen Ort des Friedens und der Freude machen müssen? Ich frage Sie, hat die Wissenschaft in ihrer Befreiungsmision nicht versagt?

Dem Stamm der Kapitalisten ist dieser Konkurs durchaus bewußt, deshalb fordert er von seinen Ökonomen und seinen übrigen intellektuellen Domestiken, der Arbeiterklasse den Beweis zu erbringen, daß sie noch nie so glücklich war wie jetzt und daß ihr Los immer besser wird.

[234] In Erwägung, daß es nicht genüge, die Fakten der Ökonomie zu verfälschen, um die Gunst der Kapitalisten zu verdienen, unterdrücken die Ökonomen die ökonomische Wissenschaft, die der Herrschaft des Kapitals gefährlich zu werden beginnt, ganz und gar: Seit Adam Smith und Ricardo begnügen sie sich damit, die gleichen Irrtümer über den Wert, über die Leistung des räuberischen und müßigen Kapitalisten wiederzukäuen, Fakten zu sammeln und Statistiken aufzustellen, die es den Kapitalisten ermöglichen, ihre Spekulationen zu len-

---

<sup>23</sup> Brunetière, Vincent de Paul-Marie-Ferdinand, dogmatischer französischer Literaturkritiker (1894-1906). Wandte die Evolutionstheorie im Spencerschen Sinne auf die Literaturkritik an. Hauptwerke „Études critiques sur la littérature française“ (Kritische Studien zur französischen Literatur), „Der naturalistische Roman“, „Entwicklung der Poesie“, „Entwicklung der Kritik“. Seit 1893 Direktor der „Revue des deux Mondes“. In seinen letzten Lebensjahren trat er immer entschiedener für den katholischen Glauben ein.



ken; aber sie wagen nicht, Schlüsse zu ziehen und mit den aufgehäuften Materialien Systeme zu errichten. Als Ricardo schrieb, standen die Erscheinungen der modernen Produktionsweise noch am Anfang ihrer Entwicklung, ihre kommunistische Tendenz war noch nicht erkennbar, man konnte den Prozeß also unvoreingenommen untersuchen, man konnte wissenschaftlich arbeiten, ohne fürchten zu müssen, die Interessen des Kapitals zu verletzen; aber heute, auf der Höhe ihrer Entwicklung, treten die kommunistischen Tendenzen klar und offen zutage, und die Ökonomen schließen krampfhaft ihre Augen, um sie nicht zu sehen, und erklären den von Ricardo aufgestellten Prinzipien den Krieg, die doch ursprünglich der alten bürgerlichen Ökonomie als Grundlage gedient hatten und nun Ausgangspunkt für die marxistische Ökonomie geworden sind. Die geistigen Leistungen der Ökonomen bestehen darin, Faustschläge gegen die sozialistischen Theorien auszuteilen und sich in den Dienst der Finanzleute zu stellen als Kläffer und Anpreiser ihrer Gaunereien; kürzlich wurden sie von den Silbergrubenbesitzern angeworben, den Reiz der zweierlei Währung in die Welt zu posaunen, während Cecil Rhodes<sup>24</sup>, Barnato<sup>25</sup>, Beit – Räuber und Konsorten – sie anstellten, für die Goldminen in Transvaal zu werben.

Die Intellektuellen in Kunst und Literatur sind wie die Narren an den Feudalhöfen die Amüsierer der zahlenden Klasse; den Geschmack der Kapitalisten befriedigen, ihnen die Langeweile zu vertreiben, darauf beruht ihr Kunstbetrieb. Die Literaten sind so geschmeidig in dieser entwürdigenden Verrichtung, daß sie Molières, ihres großen Vorfahren Geist nicht begreifen, obwohl sie ihn dem Buchstaben nach verehren. Molière ist der Schriftsteller, über den in Frankreich am meisten geschrieben worden ist. Die Gelehrten haben hingebungsvoll jeden verlorenen Strohalm über die Vagabundenwege seiner Jugend mit den Stegreifstücken gesammelt, das Datum und die Stunde der Aufführung seiner Stücke festgelegt – wenn sie ein paar Krümel authentischen Drecks von ihm hätten ausgraben können, sie würden sie in Gold fassen und anbeten; aber der Geist Molières entschlüpft ihnen. [235] Sie, meine Damen und Herren, haben ebenso wie ich viele Kritiken über seine Stücke gelesen – haben Sie aber eine einzige gefunden, die die Rolle dieses kämpferischen Stückeschreibers in das rechte Licht rückt, der mehr als ein Jahrhundert vor Beaumarchais und der Revolution mitten in Versailles am Hofe des Sonnenkönigs mit seinem Spott den Provinzadel niederstach, die Kirche, vor der Descartes und alle anderen erzitterten, angriff, der seinen Hohn gegen Aristoteles, die unbestrittene Autorität der Sorbonne, dieser weltlichen Kirche, richtete, der den Pyrrhonismus<sup>26</sup> lächerlich machte, den die heutigen Neukantianer der materialistischen Philosophie des marxistischen Sozialismus entgegensetzen, und der eben zu jener Zeit die Waffe der Katholiken war – Pascals, Huets<sup>27</sup>, des Bischofs von Avranches –, um die menschliche Vernunft zu schlagen und niederzuringen, weil sie unvorsichtig genug aus eigener Kraft zur Erkenntnis gelangen wollte? „Schwache, elende Vernunft“, rief der Kantianer vor Kant, „ohne die Hilfe des Glaubens vermagst du nichts zu erkennen!“ Molière ist einzig in der modernen Literatur – man muß bis in die Zeit des alten Athen, bis Aristophanes zurückgehen, um Vergleichbares zu finden.

<sup>24</sup> Rhodes, Cecil, britischer Kolonialpolitiker (1852-1902). Sohn eines Geistlichen, wurde durch das südafrikanische Diamantengeschäft Millionär. Gründete 1889 die British South-Africa-Company „Chartred“, die die Eroberung Rhodesiens organisierte. Vorbereiter des Burenkrieges.

<sup>25</sup> Barnato, englischer „Goldkönig“ (1852-1897). Goldminenbesitzer in Transvaal. Gründete mit Cecil Rhodes die „Dedeers Consolidated Mines“. In London Gründung des „Barnato Consolidated“, einer Bank mit 62 Millionen Anfangskapital. Beim Krach der Bank besaß er 600 Millionen und verlor die Hälfte seines Vermögens. Durch seinen Selbstmord (Sprung ins Meer bei Madeira in einem Wahnsinnsanfall) wurde er abermals zur Sensation.

<sup>26</sup> Pyrrhonismus. Lehre des Pyrrhon von Elis, griechischer Philosoph (360-270 v. Z.), Skeptiker, der die Möglichkeit einer Urteilsfindung bestritt und die Enthaltung von jeglichem Urteil forderte, um als ethisches Ziel die Ruhe des Gemüts zu erreichen.

<sup>27</sup> Huet, Pierre Daniel, lat. Huetius, französischer Philologe und Philosoph, Bischof von Avranches (1630-1725). Lehrer des Dauphin unter Ludwig XLV., Herausgeber von Klassikerausgaben für den Gebrauch des Dauphin. Bekämpfte den Cartesianismus und Spinozismus.

Wenn die bürgerlichen Kritiker zwar nüchtern und verständnislos, aber doch immerhin diese Seite Molières noch anführen, so entgeht ihnen eine andere doch völlig. Molière war der Mann seiner Klasse, ein Kämpfer für die bürgerliche Klasse! Wie die Sozialisten den Arbeitern zurufen: „Trennt euch von dem liberalen Bürgertum; denn es betrügt euch, wenn es euch nicht gar erschlägt“, so rief er den Georges Dandin, den Bourgeois-Gentilhomme zu: „Flieht die Adligen wie die Pest; sie betrügen, verspotten und berauben euch!“

Die kapitalistische Bourgeoisie will nur trinken, essen und in Lüsten schwelgen und sich mit ihrem groben, lästigen Luxus brüsten; sie läßt sich nicht einmal herbei, sich mit Politik zu befassen: Rothschild, Lesseps, Vanderbildt, Carnegie, Rockefeller bewerben sich durchaus nicht um Wahlmandate; sie finden es billiger, die Gewählten und die Wähler zu kaufen, und bequemer, ihre Kommis in die Ministerien zu setzen, als selbst an den Parlamentskämpfen teilzunehmen. Die Großkapitalisten interessieren sich nur für die Börsenmanipulationen, weil sie ihnen die Aufregungen des Hazardspiels bringen; das schmücken sie mit dem klangvollen Wort „Spekulationen“, was einst dem höchsten Wirken des philosophischen und mathematischen Denkens vorbehalten wär. Die Kapitalisten lassen sich in der Verwaltung und Leitung der großen Industrie- und Handelsunternehmen von Intellektuellen vertreten, die sie ausnutzen, wenn [236] „sie sie auch im allgemeinen gut bezahlen. Diese Intellektuellen der Industrie und Politik sind privilegierte Lohnempfänger und meinen deshalb, unmittelbar zur Kapitalistenklasse zu gehören. und dabei sind sie nur deren Domestiken; sie verteidigen sie bei jeder Gelegenheit gegen die Arbeiterklasse, deren schlimmste Feinde sie sind.

Diese Intellektuellenkategorie wird niemals für den Sozialismus zu gewinnen sein; ihre Interessen sind zu eng mit denen der Kapitalistenklasse verbunden, als daß sie sich von ihr lösen und gegen sie wenden würden; aber unterhalb dieser Bevorzugten des Intellektualismus existiert eine wimmelnde Masse ausgehungerner Intellektueller, deren Los sich immer weiter verschlechtert, je mehr ihre Zahl wächst. Diese Intellektuellen gehören zum Sozialismus. Sie müßten bereits in unseren Reihen stehen. Man müßte mit Recht annehmen, daß ihnen ihre Erziehung das Verständnis für die sozialen Probleme erschlossen hätte, aber gerade ihre Bildung versperrt ihnen die Einsicht, und sie ist es auch, die sie vom Sozialismus entfernt hält. Sie glauben, die Bildung vermittle ihnen gesellschaftliche Vorteile, ermögliche ihnen, sich allein durchzusetzen; jeder wählt seinen ganz persönlichen Weg durchs Leben, indem er die Nachbarn beiseite schiebt und auf die Schultern aller anderen steigt. Sie bilden sich ein, ihr Elend sei nur vorübergehend und sie brauchten nur ein klein wenig Glück, um sich in Kapitalisten zu verwandeln. Bildung ist die Glücksnummer in der Lotterie der Gesellschaft und wird sie das große Los gewinnen lassen. Sie merken nicht, daß der von den Kapitalisten ausgegebene Losschein gefälscht ist, daß die Hand- oder Kopfarbeit nur die Möglichkeit bietet, den täglichen Lebensunterhalt zu verdienen, daß er nur Ausbeutung erwarten kann, und je weiter der Kapitalismus voranschreitet, um so geringer werden die Chancen einer individuellen Emanzipation. Und während sie ihre Luftschlösser bauen, werden sie vom Kapital aufgerieben, wie es die kleinen Händler und kleinen Fabrikanten aufgerieben hat, die ebenfalls dachten, mit freiem Kredit und ein wenig Glück könnten sie gute Bürger werden, deren Name in das große Schuldbuch der Gesellschaft eingetragen würde.

In bezug auf das Verständnis der sozialen Bewegung erhebt sich das geistige Niveau dieser Intellektuellen nicht über das jener Kleinbürger, die 1830 von den Sudelköchen so grausam verhöhnt und zugrunde gerichtet ins Proletariat hinabgestürzt wurden und dennoch fortführen, den Sozialismus zu verfluchen: so sehr waren ihre Köpfe verdorben durch die Religion des Eigentums! Die Intellektuellen, deren Gehirn gespickt ist mit allen bürgerlichen Klassenurteilen, stehen unter jenen Kleinbürgern von 1830 [237] und 1848, die wenigstens das Pulver sprechen ließen; ihnen fehlt der Kampfgeist, sie sind wirklich Einfältige, um das Wort in seinem ursprünglichen Sinn zu gebrauchen: Kampfunfähige. Sie ertragen widerspruchslos

die Zurücksetzungen und Ungerechtigkeiten und denken nicht daran, sich zu vereinigen, sich zusammenzuschließen, um ihre Interessen zu verteidigen und einen Wirtschaftskampf gegen das Kapital zu führen.

Das intellektuelle Proletariat, wie wir es nennen, hat sich erst in letzter Zeit herausgebildet, hat sich vor allem in den letzten vierzig Jahren entwickelt; als wir nach der Amnestie für die Verurteilten der Commune mit der sozialistischen Propaganda begannen, glaubten wir, es werde leicht sein, sie in der Bewegung mit fortzureißen; wir siedelten uns in ihrem Kulturgebiet, im Quartier Latin, an: Guesde<sup>28</sup> wohnte Rue de la Pitié, Vaillant Rue Monge und ich Boulevard Port-Royal. Wir haben mit Hunderten junger Leute Verbindung aufgenommen, Studenten der Rechtswissenschaften, einige von der Medizin, andere von den Naturwissenschaften: aber die wir für den Sozialismus gewonnen haben, lassen sich an den Fingern abzählen. Einen Tag wirkten unsere Ideen bestechend auf sie, aber wenn am nächsten Tag der Wind aus einer anderen Richtung des Gesichtskreises wehte, drehte er ihr Hirn wieder um.

Ein ehrenwerter, ordengeschmückter Kaufherr von Bordeaux, Stadtrat und überzeugter Konservativer, sagte zu meinem Vater, dem mein Sozialismus qualvolle Sorgen bereitete:

„Lieber Freund Lafargue, Jugend hat keine Tugend; ich bin auch einmal Sozialist gewesen; während meines Studiums in Paris habe ich mich Geheimgesellschaften angeschlossen und an der Kundgebung teilgenommen, die von Louis-Philippe Begnadigung für Barbès forderte. Aber die Jugend des Fin-de-Siècle ist sehr kurzlebig; sie warten nicht einmal, bis sie in ihre Heimat zurückgekehrt sind und anfangen einen Schmerbauch zu entwickeln, um Reaktionäre zu werden.“

Wir haben Jaurès' Eintreten für den Sozialismus mit Freuden begrüßt, wir dachten, die neue Form, die er in die Propaganda einführte, werde ihm in den Kreisen Eintritt verschaffen, in die wir nicht einzudringen vermocht hatten. In der Tat hat er das Universitätsmilieu erregt, und es ist sein Verdienst, daß die Zöglinge der École Normale über die sozialistische Bewegung weniger lächerliche und weniger formlose Gedanken haben als die, mit denen sich ihre Wissenschaft und ihre Einsicht bisher begnügt hatte. Kürzlich sind sie zusammen mit den radikalen Politikern, die ihre Arbeitertruppen verloren hatten, in die sozialistische Partei eingedrungen. Ihre Seele fließt über von reinsten [238] Intentionen: Wenn ihre friedfertigen Lebensgewohnheiten sie hindern, sich in den Kampf zu stürzen, und wenn ihnen ihre hohe Kultur verbietet, in die Reihen der Genossen zu treten, so sind sie doch bereit, uns Moral zu lehren, uns von unsrer Ignoranz zu heilen, uns das Denken beizubringen, uns die Wissenskrümel mitzuteilen, die wir zu verdauen vermögen, und uns zu leiten; sie bieten sich uns bescheiden als Schrittmacher und Schulmeister an. Diese Intellektuellen, die jahrelang auf den Universitäten ihre Hosensböden durchgescheuert haben, um tüchtige Sprachwissenschaftler, Satzschleifer, Philosophen oder Mediziner zu werden, bilden sich ein, man könne nach einem Vortrag oder einer oberflächlich überlesenen Broschüre aus dem Stegreif zum Theoretiker des Sozialismus werden. Naturwissenschaftler, die lange, geduldige Forschungen anstellen mußten, um die Lebensweise der Miesmuschel oder der auf den Korallenbänken in Symbiose lebenden alcyonischen Polypen (Lederkorallen) zu ergründen, meinen, sie wüßten genug, um die menschliche Gesellschaft zu ordnen, und man könne, wenn man sich über die unterste Stufe der tierischen

---

<sup>28</sup> Guesde, Jules, eig. Mathieu-Basile, französischer Sozialist (1845-1922). Mit Lafargue Gründer der französischen Arbeiterpartei, deren Programm 1880 im Mai in London mit dem Beistand von Karl Marx ausgearbeitet wurde. Schon unter dem Kaiserreich war er verfolgt worden und kämpfte in seiner Zeitung „Les Droits de l'Homme (Menschenrechte) für die Kommune, floh nach ihrer Zerschlagung in die Schweiz, wo er zuerst mit den Bakunisten Verbindung aufnahm, sich dann aber ganz zu den Marx'schen Grundsätzen bekannte. 1878 gründete er die Zeitschrift „Égalité“ und legte im Haager Kongreß das Parteiprogramm vor. 1893 wurde er in Roubaix zum Abgeordneten gewählt. Auch nach der Vereinigung mit der Gruppe Jaurès hielt Guesde gegen die Tendenzen von Jaurès am unbedingten Kollektivismus fest.

Entwicklungsleiter beugt, am besten das menschliche Ideal errathen. Die Philosophen, die Moralisten, die Historiker und die Politiker haben durchaus ebenso hohe Perspektiven: Sie wollen die ungenügende Theorie und Praxis, die zwar in allen kapitalistischen Ländern zum Aufbau zahlreicher solider und disziplinierter sozialistischer Parteien geführt haben, ersetzen und bringen eine reiche Fülle von Ideen und eine neue Aktionsmethode.

Klassenkampf, das ist veraltet, erklären diese Professoren des Sozialismus. Kann man denn eine Trennungslinie zwischen den Klassen ziehen? Gibt es nicht Arbeiter, die Sparbücher mit 100, 200 und 500 Fr. besitzen, die ihnen im Jahr 3, 6, 15 Francs Zinsen bringen? Sind die Direktoren und Verwalter der Bergwerke, der Eisenbahnen, der Finanzgesellschaften nicht Gehaltsempfänger und Besitzer von Aktien und Obligationen der Unternehmen, die sie für die Rechnung der Kapitalisten verwalten? Dieses Argument bleibt unwidersprochen; aber bei dieser Rechnung handelt es sich nicht um ein Pflanzenreich und ein Tierreich, die man „nicht mit der Axt zu trennen“ vermag, weil sich an ihren Berührungspunkten Pflanze und Tier vermischen. Gibt es auch nicht Tag und Nacht, weil die Sonne nicht überall auf der Erde im gleichen Augenblick über dem Horizont aufgeht und weil bei den Antipoden Tag ist, während hier Nacht herrscht?

„Konzentration des Kapitals“ – alte Masche von 1850. Die Aktien und Kreditgesellschaften zerstückeln das Eigentum und verteilen es unter die Bürger. Wie verblendet waren wir doch [239] durch unser Sektierertum, als wir dachten, diese neue, ihrem Wesen nach kapitalistische Eigentumsform erlaube den Finanzleuten, ihre Räuberpfoten in die kleinen Geldbeutel zu tauchen, um dort die letzten 100 Sousstücke herauszuklauben!

Arbeiterelend: aber es wird doch immer geringer und wird bald ganz verschwinden durch das ständige Steigen der Löhne, während die Zinsen des Geldes täglich niedriger werden – eines schönen Morgens werden sie auf Null gesunken sein, und die Bürger werden sich glücklich preisen, ihre geliebten Kapitalien auf dem Altar des Sozialismus opfern zu dürfen. Der Kapitalist von morgen oder übermorgen wird zum Arbeiten gezwungen sein, wie es Monsieur von Waldeck-Rousseau<sup>29</sup> vorausgesagt hat. Und die Intellektuellen, deren Los sich in dem Maße verschlechtert, wie der Kapitalismus anwächst, sind durch die Reden ihrer Herren so verdattert, daß sie erklären, die Stellung der Lohnempfänger zeige steigende Tendenz, und dann gibt es Intellektuelle, die behaupten, einige Kenntnis von politischer Ökonomie zu haben, und die erklären, daß der Zinssatz rückläufige Tendenz aufweise. Wußten diese Reformatoren des Sozialismus etwa nicht, daß Adam Smith Ende des vorigen Jahrhunderts den normalen Zinssatz bei risikolosen Kapitalien auf drei Prozent berechnete und daß die Finanzleute unserer Epoche der Ansicht sind, daß der Zinssatz der Liegenschaften noch heute um drei Prozent schwankt? Wenn dieser Satz vor einigen Jahren auf zweieinhalb zu fallen schien, so beträgt er heute wieder über drei Prozent. Das Kapital ist eine Ware genau wie die intellektuellen Fähigkeiten und die Karotten: Wie sie unterliegt es der Fluktuation von Angebot und Nachfrage. Damals war das Angebot größer als die Nachfrage, während seither durch die industrielle Ausrüstung Rußlands, seit der Erschließung Chinas für die europäische Ausbeutung und so weiter der Überhang des Kapitals absorbiert wird und sein Preis durch die Seltenheit wieder ansteigt. Aber die Intellektuellen haben zu vielerlei Nichtigkeiten zu bedenken und zu viele harmonische Phrasen ins wohltonende Gleichgewicht zu bringen, als daß sie ökonomische Phänomene untersuchen könnten. Sie nehmen das eigennütziges Gewäsch der Kapitalisten für bare Münze und wiederholen mit dem Brustton der Überzeugung die alten abgedroschenen Redensarten der orthodoxen ökonomischen Kirche: Es gibt keine Klassen mehr, die

---

<sup>29</sup> Waldeck-Rousseau, Pierre-Marie französischer Politiker, Advokat (1846-1904). Abgeordneter 1879-1889, Opportunist, Minister des Inneren unter Gambetta und Jules Ferry, 1894 Senator. Als Ministerpräsident 1899-1902 deckte er die reaktionäre Militärclique im Dreyfusprozeß.

Verteilung der Reichtümer wird immer gerechter, die Arbeiter werden reicher, die Rentiers ärmer, und die kapitalistische Gesellschaft ist die beste aller möglichen Gesellschaftsordnungen; nur Sektierer und Mystiker können diese sonnenklaren Wahrheiten leugnen.

[240] Diese Intellektuellen wollen die Taktik der sozialistischen Partei ebenso verändern wie die Theorien; sie wollen eine neue Methode des Handelns oktroyieren. Es geht nicht mehr darum, die gesellschaftliche Macht im entscheidenden Kampf legal oder revolutionär zu erobern, sondern sie durch den Erwerb aller Ministerposten durch die republikanische Parteiengruppe gewinnen zu lassen; es heißt nicht mehr, die sozialistische Partei allen bürgerlichen Parteien entgegenzustellen, sondern sie in den Dienst der liberalen Partei zu geben; es heißt nicht mehr, sie für den Klassenkampf zu organisieren, sondern sie für alle politischen Kompromisse bereit zu machen. Und damit die neue Aktionsmethode triumphiere, nehmen sie die Zersetzung der sozialistischen Partei in Angriff, indem sie die alten Kader zerreißen und die Organisationen zerstören, die seit zwanzig Jahren daran arbeiten, den Arbeitern ihre Klasseninteressen bewußt zu machen und sie zu einer ökonomischen und politischen Kampfpartei zu gruppieren.

Aber die Intellektuellen verlieren ihre Mühe; es ist ihnen bis jetzt nur gelungen, die Verbindung zu festigen, die die Sozialisten der verschiedenen Organisationen verbanden, und sich selbst lächerlich zu machen.

#### IV

Die Intellektuellen aller Kategorien hätten sich als erste gegen die kapitalistische Gesellschaft erheben müssen, in der sie eine subalterne Stellung einnehmen, die in keinerlei Beziehung zu ihren Hoffnungen und Fähigkeiten steht; aber sie begreifen es nicht einmal; sie haben so verworrene Begriffe, daß Auguste Comte, Renan<sup>30</sup> und andere mehr oder weniger berühmte Leute die Wiederaufrichtung der Aristokratie zu ihren Gunsten nach dem Muster des chinesischen Mandarinenwesens proklamieren. So feiert das Spiegelbild der Vergangenheit in ihren Köpfen fröhliche Urständ; denn der modernen sozialistischen Bewegung ist ein solcher Anspruch absolut entgegengesetzt. In den früheren Gesellschaftsordnungen bildeten die Intellektuellen eine eigene Welt außerhalb der Produktion, da ihre Aufgabe einzig in der Bildung, der religiösen Führung und in politischen Führungsaufgaben bestand.

Das Handwerk vereinte in diesen Gesellschaftsformen in der Person des Erzeugers die Handarbeit und die Kopfarbeit: Der Tischler z. B. entwarf und produzierte Möbelstücke, kaufte das dazu nötige Material und bemühte sich sogar selbst um den Ver-[241]kauf. Die kapitalistische Produktion hat die beiden einst so eng verbundenen Funktionen auseinandergerissen: Auf die eine Seite stellt sie die Handarbeiter, die mehr und mehr zu Dienern der Maschine werden, auf die andere die Kopfarbeiter (Ingenieure, Chemiker, Verwalter und so weiter). Aber diese zwei Arbeiterkategorien, so verschieden ihre Bildung und ihre Lebensweise sein mögen, sind zusammengeschweißt, so daß eine kapitalistische Industrie weder ohne Handarbeiter noch ohne intellektuelle Lohnempfänger existieren kann.

Vereint im Schaffensprozeß und vereint unter dem Joch der kapitalistischen Ausbeutung, müssen sie sich noch vereinen im Kampf gegen den gemeinsamen Feind. Wenn die Intellektuellen das wahre Verständnis für ihre eigenen Interessen hätten, kämen sie in Scharen zum Sozialismus – nicht aus Philanthropie, aus Mitleid mit dem Arbeiterelend, aus Afferei und Snobismus, sondern um sich selbst zu retten, um der Existenz ihrer Frauen und Kinder Si-

---

<sup>30</sup> Renan, Ernest, französischer Religionshistoriker, Philosoph, Orientalist (1823-1892). Gestand dem Erkennen höchste Bedeutung zu, stellte aber schließlich skeptisch die Erkenntnis überhaupt in Frage. Seine anfänglich demokratischen Überzeugungen gab er preis und vertrat immer stärker aristokratisch-reaktionäre Anschauungen. Die Arbeiter müssen zur Arbeit gezwungen werden, damit die „geistige Elite“ sich Kunst und Wissenschaft widmen kann. Eines seiner bekanntesten Werke: „Das Leben Jesu“.

cherheit zu geben, um ihre Klassenaufgabe zu erfüllen. Sie müßten sich schämen, daß sie den Genossen von der Handarbeit den Vortritt gelassen haben. Die haben vieles, was sie uns lehren könnten, aber sie haben auch viel von uns zu lernen: Die Arbeiter haben einen höheren Sinn für die Praxis, und sie haben das instinktive Gefühl für die kommunistischen Tendenzen der kapitalistischen Produktion bewiesen, Tendenzen, – die ihnen eigentlich unbekannt sind und zu deren klarer Erfassung sie nur durch bewußte geistige Anstrengungen gelangen können. Wenn sie ihre eigenen Interessen nur einigermaßen begriffen, hätten sie die Bildung, die ihnen die Kapitalistenklasse, nur um sie desto besser auszubeuten, so großmütig gewährt, und ihre geistigen Fähigkeiten, die ihren Herren den Reichtum bringen, als vollkommene Waffen benutzt, um die Befreiung ihrer Klasse, der Lohnarbeiterklasse, zu erkämpfen.

Nachdem die kapitalistische Produktion die alten Lebens- und Arbeitsbedingungen umgestürzt hat, schafft sie neue, die man – ohne Hellseher zu sein – erraten kann, die aber für die Intellektuellen ein Buch mit sieben Siegeln sind. Eine Leuchte des Intellektualismus, Monsieur Durckheim<sup>31</sup>, kann sich in seinem Wälzer „Über die Arbeitsteilung“, der in Universitätskreisen ein großes Echo gefunden hat, die Gesellschaft nur nach dem sozialen Muster des alten Ägyptens vorstellen, wo jeder Arbeiter sein Leben lang ein und dieselbe Handlung ausüben mußte. Dennoch kann man, vorausgesetzt, daß man nicht unglücklicherweise von der hoffnungslosen Kurzsichtigkeit der École Normale befallen ist, nicht umhin, zu sehen, daß die Maschine die Handwerke eins nach dem anderen ausschaltet und schließlich nur ein ein-[242]ziges beibehalten wird: das Handwerk des Mechanikers; und wenn sich dieser Umsturz vollzogen hat, den die Sozialisten durch die Revolution der Eigentumsgrundlage der kapitalistischen Gesellschaft vollenden werden, dann wird der Produzent in der kommunistischen Gesellschaft heute mit Maschinen ackern und säen, morgen mit anderen Maschinen spinnen, Holz oder Stahl bearbeiten und nacheinander die verschiedensten Berufe ausüben zum Nutzen seiner Gesundheit und seines Geistes.

Die industriellen Anwendungen der mechanischen, chemischen und der physikalischen Wissenschaften, die unter der Raffgier des Kapitals den Arbeiter quälen, werden den Menschen, sobald sie Gemeinbesitz geworden sind, von der Fronarbeit erlösen und ihm Muße und Freiheit geben.

Die mechanische Produktion, die den Lohnempfänger unter kapitalistischer Führung nur zwischen Perioden der Überarbeit und Perioden der Arbeitslosigkeit hin und her werfen kann, wird, unter kommunistischer Verwaltung entwickelt und geordnet, für seinen eignen und den gesellschaftlichen Bedarf vom Erzeuger nur noch maximal eine zwei bis dreistündige Arbeitszeit verlangen; nach Ableistung dieser von der Gesellschaft geforderten Arbeitszeit wird er die physischen und geistigen Freuden des Lebens uneingeschränkt genießen können.

Dann wird der Künstler malen, singen, tanzen, der Schriftsteller schreiben, der Musiker Opern komponieren, der Philosoph Systeme aufbauen, der Chemiker Stoffe untersuchen – nicht um Geld zu gewinnen, um Gehalt zu verdienen, sondern um Beifall zu ernten, Lorbeerkränze zu gewinnen wie die Sieger der Olympischen Spiele, um ihrer künstlerischen und wissenschaftlichen Leidenschaft zu genügen; denn Champagner trinkt, eine geliebte Frau umarmt man nicht für die Galerie. Der Künstler und der Gelehrte können dann die begeisterten Worte eines Kepler, dieses Helden der Wissenschaft, wiederholen: „Das Kurfürstentum Sachsen mit all seinen Reichtümern ist die Freude nicht wert, die ich beim Schreiben des ‚Mysterium Cosmographicum‘ empfunden habe.“

Werden die Intellektuellen endlich die Stimme der Sozialisten hören, die sie\ zu gemeinsamer Anstrengung für die Befreiung der Wissenschaft und Kunst vom Joch des Kapitalismus aufruft, zur Befreiung des Denkens von der Lohnsklaverei? [248]

---

<sup>31</sup> Durckheim, Émile, französischer Soziologe (1858-1917).

## Die idealistische Geschichtsauffassung

*Diskussion zwischen Jean Jaurès und Paul Lafargue, gehalten im Quartier-Latin in einer öffentlichen, von der Gruppe kollektivistischer Pariser Studenten einberufenen Versammlung*

*I. Vortrag von Jean Jaurès*

Bürgerinnen und Bürger!

Ich bitte Sie zunächst um Ihre volle Geduld, denn ich werde mich heute abend in Ihrer Gegenwart in rein theoretischen Auseinandersetzungen ergehen. Zugleich will ich von vornherein einer irrtümlichen Auffassung Ihrerseits vorbeugen. Vor mehreren Monaten habe ich bereits dieselbe Frage berührt, die ich heute behandeln werde. Damals legte ich die materialistische Geschichtsauffassung dar, die Erklärung der geschichtlichen Entwicklung, ihres Ganges, wie Marx sie gibt. Und ich ließ mir damals angelegen sein, die Marxsche Theorie zu begründen, so daß es den Anschein haben könnte, als ob ich ihr rückhaltlos beipflichtete.

Heute dagegen will ich nachweisen, daß die materialistische Auffassung der Geschichte ihre idealistische Auffassung nicht ausschließt. Und da man während des zweiten Teils meiner Ausführungen die Gründe aus dem Auge verlieren könnte, welche zugunsten der Marxschen Theorie sprechen, so bitte ich – damit kein Irrtum bezüglich meiner Gesamtauffassung waltet –, die beiden getrennten Teile meiner Darlegungen durcheinander zu vervollständigen und richtigzustellen.

Vor etlichen Monaten wies ich nach, daß man alle geschichtlichen Erscheinungen und Vorgänge durch die materialistische Geschichtsauffassung erklären könne, welche, das sei nebenbei in Erinnerung gebracht, keineswegs gleichbedeutend ist mit dem physiologischen Materialismus. Marx behauptet durchaus nicht, daß sich jede Erscheinung auf dem Gebiete des Bewußtseins und des Gedankens durch die bloße Gruppierung materieller Moleküle erkläre. Diese Annahme ist von Marx und später von Engels als eine metaphysische charakterisiert worden, und sowohl die naturwissenschaftliche wie die spiritualistische Richtung weist sie zurück.

[249] Der Marxsche Materialismus ist auch nicht gleichbedeutend mit dem, was man zuweilen als den ethischen Materialismus bezeichnet, nämlich mit der Unterordnung aller menschlichen Tätigkeit unter den Zweck, die physischen Bedürfnisse zu befriedigen und das individuelle Wohl zu erstreben. Im Gegenteil. Es wird Ihnen einleuchten, daß die materialistische Geschichtsauffassung mit diesem Materialismus nichts gemein hat, wenn Sie sich vergegenwärtigen, wie Marx im „Kapital“ über den englischen Utilitarismus urteilt, wie wegwerfend, mit welcher bitterer Verachtung er von jenen Theoretikern des Utilitarismus, wie Jeremias Bentham, spricht, die behaupten, daß der Mensch stets nur mit Rücksicht auf ein persönliches Interesse handelt, dessen Förderung er bewußt anstrebt. Mehr noch, die Marxsche Auffassung steht geradezu im Gegensatz zu dieser Art Materialismus. Gerade weil Marx annimmt, daß besonders die Gefühle und Gedanken des Menschen durch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gesellschaft bestimmt werden, ist für ihn die Haltung des einzelnen bedingt durch gesellschaftliche Kräfte, durch kollektive Kräfte, geschichtliche Kräfte, deren Macht die der egoistischen individuellen Beweggründe bei weitem übertrifft. Das was seiner Auffassung nach für den geschichtlichen Entwicklungsgang wesentlich und im letzten Grunde die treibende Kraft ist, das sind die wirtschaftlichen Verhältnisse, das sind die Beziehungen, welche die Menschen bei der Produktion miteinander eingehen.

Je nachdem die Menschen durch diese oder jene Form des Wirtschaftslebens miteinander verbunden sind, trägt eine Gesellschaft den oder jenen Charakter, hat sie diese oder jene Auffassung des Lebens, bekennt sie sich zu dieser oder jener Moral und gibt sie ihrem Tun diese

oder jene allgemeine Richtung. Mehr noch. Nach Marx ist es nicht eine abstrakte Gerechtigkeitsidee, nicht eine abstrakte Idee des Rechts, welche die Menschen vorwärtsführt. Sie werden vielmehr in Bewegung gesetzt, vorwärts getrieben, weil sich in einem gegebenen geschichtlichen Augenblick die unter ihnen bestehende gesellschaftliche Ordnung durch die Umgestaltung der Produktionsverhältnisse als unhaltbar erweist und sich umgestalten muß, um einer anderen gesellschaftlichen Ordnung der Dinge Platz zu machen. Und diese Ablösung einer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung durch eine andere, so z. B. der Menschenfresserei durch die Sklaverei, zieht als natürliche Konsequenz eine entsprechende Umgestaltung der politischen, moralischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Anschauungen nach sich. So ist nach Marx die Organisationsweise der wirtschaftlichen Interessen die [250] eigentlich treibende, die wesentliche Kraft der geschichtlichen Entwicklung.

Die Bezeichnung „materialistische Geschichtsauffassung“ erklärt sich also dadurch, daß nach dieser Auffassung in dem Hirn des Menschen keine fertigen abstrakten Ideen entspringen, sondern daß sich in dem Menschen, in seinem Gehirn, die gesellschaftlichen Verhältnisse widerspiegeln.

Der materialistischen Geschichtsauffassung tritt die idealistische Geschichtsauffassung unter verschiedenen Formen entgegen. Ich definiere sie wie folgt: Die idealistische Geschichtsauffassung ist die Geschichtsauffassung, nach welcher die Menschheit von ihrem Ursprung an gleichsam eine dunkle Idee, eine erste Ahnung ihrer Bestimmung, ihrer Entwicklung gehabt hat.

Noch ehe es eine geschichtliche Erfahrung gibt, noch ehe sich, diese oder jene Wirtschaftsordnung entwickelt und festsetzt, trägt die Menschheit in sich selbst die Keime einer Idee von Recht und Gerechtigkeit, und diesem von vornherein gegebenem Ideal strebt sie zu von den niederen zu den höheren Formen der Zivilisation. Wenn sie vorwärtsschreitet, so geschieht es nicht infolge der mechanischen und automatischen Umgestaltung der Produktionsweise, sondern unter dem mehr oder weniger klar empfundenen Einfluß dieses Ideals.

So wird die Idee selbst zur treibenden Kraft des geschichtlichen Fortschritts, der gesellschaftlichen Umgestaltung, und nicht etwa die intellektuellen Begriffe sind der Ausfluß der wirtschaftlichen Tatsachen, sondern umgekehrt, es sind die wirtschaftlichen Tatsachen, welche nach und nach in der Wirklichkeit und in der Geschichte das Ideal der Menschheit verkörpern, gleichsam zu Fleisch und Blut verwandeln.

So lautet im wesentlichen – abgesehen von den zahllosen Formeln, in welche die verschiedenen philosophischen und religiösen Systeme sie faßten – die idealistische Geschichtsauffassung. Ich möchte nun fast behaupten, Bürger, daß die materialistische und die idealistische Geschichtsauffassung, die vollkommene Gegensätze scheinen, die einander auszuschließen scheinen, in dem modernen Bewußtsein so ziemlich miteinander verschmolzen und miteinander ausgesöhnt sind. Tatsächlich gibt es heutigentags nicht einen einzigen Idealisten, der nicht zugesteht, daß das höchste Ideal der Menschheit nicht verwirklicht werden kann ohne eine vorhergehende Umgestaltung des wirtschaftlichen Organismus. Und andererseits gibt es sehr wenige Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, die nicht auch an die Idee von Recht und Gerechtigkeit appellieren, die in der kommunistischen Zukunftsgesellschaft ausschließlich die naturnot-[251]wendige, unabwendbare Folge der wirtschaftlichen Entwicklung sehen und in ihr nicht auch die höchste Verwirklichung von Recht und Gerechtigkeit mit Freuden begrüßen.

Liegt darin ein Widerspruch? Marx wollte jederzeit seine Theorie in ihrer ganzen Strenge und Reinheit aufrechterhalten, und er überschüttete mit Spott diejenigen, welche die Macht der wirtschaftlichen Entwicklung und der sozialistischen Bewegung dadurch zu stärken meinen, daß sie an die reine Idee der Gerechtigkeit appellieren. Mit Spott überschüttete er diejenigen,



die nach seinen Worten über die geschichtliche Wirklichkeit, über den Körper der Tatsachen eine Art Schleier werfen wollen, der gewebt ist aus den feinsten, Fäden der Dialektik, bestickt mit Blumen der Rhetorik und genetzt mit sentimentalem Tau.

Für uns handelt es sich darum, zu untersuchen, ob die Verbindung der materialistischen mit der idealistischen Geschichtsauffassung, wie sie sich in Frankreich durch den vielleicht blinden Instinkt des sozialistischen Bewußtseins tatsächlich vollzogen hat, ob diese Verbindung theoretisch möglich ist oder ob in ihr vielmehr ein unlösbarer Widerspruch liegt. Wir wollen festzustellen suchen, ob wir gezwungen sind, uns endgültig für die eine

oder andere der beiden Arten der Geschichtsauffassung zu entscheiden, oder ob wir logischer- und vernünftigerweise die idealistische und die materialistische Geschichtsauffassung als zwei verschiedene Seiten einer und derselben Wahrheit betrachten können.

Es ist mir unmöglich, an die Lösung dieser besonderen Frage heranzutreten, ohne in Verbindung mit ihr eine allgemeinere Frage zu erörtern, nämlich die, wie wir heutigentags dem Problem der menschlichen Erkenntnis gegenüberstehen. Von meinem persönlichen Gesichtspunkt aus glaube und behaupte ich, daß das Streben des Menschengesistes seit vier Jahrhunderten, seit der Renaissance darauf gerichtet ist, eine Versöhnung, die Synthese der Gegensätze und sogar der kontradiktorischen Gegensätze herbeizuführen. Dieses Streben drückt allen philosophischen und geistigen Bewegungen den entscheidenden Stempel, das charakteristische Gepräge auf.

Die Renaissance stand vor einem allem Anschein nach unlösbaren Gegensatz zwischen dem festgewurzelten Geist des Christentums einerseits, dem wiedererwachten Geist des Altertums andererseits. Der Geist des Altertums, er bedeutete mehr als die Anerkennung, den Kultus, die Verehrung, die Anbetung der Natur. Der Geist des Christentums bedeutete dagegen die Verdammung, die Verneinung der Natur.

So waren die denkenden Geister am Ausgange des Mittelalters [252] vor eine geistige Erbschaft der Gegensätze gestellt, vor einen Dualismus, den sie ausgleichen, den sie zu einer Einheit zurückführen sollten.

Diese Aufgabe wurde noch ganz besonders erschwert durch die Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes, durch die Fortschritte der Experimentalwissenschaften. Das ernste, strenge und sorgsame, positive Studium der Vorgänge und Erscheinungen in der Natur, die durch die angewandte Mechanik und Mathematik bewirkte Erforschung der Naturkräfte entkleidete die Natur jenes geheimnisvollen Zaubers, jenes Scheines eines beseelten und göttlichen Lebens, kurz der Eigenschaften, welche sie in den Augen der Menschen des Altertums besessen hatte.

Es handelte sich also darum, einmal den Begriff der Natur, wie er dem Altertum eigentümlich war, mit der christlichen Auffassung der Natur zu versöhnen; dann: die Erkenntnis der Natur, wie sie die neue Wissenschaft zeigte, nämlich der Natur als einer einfachen Verkettung von Vorgängen, die von rein mechanischen Notwendigkeiten bestimmt werden, mit dem freien Streben des menschlichen Geistes in Einklang zu bringen.

Descartes trat zuerst an die Lösung dieser Aufgabe heran. Auf Grund einer merkwürdig kunstreichen Methode begann er damit, daß er sich, wie der Christ, in das Innerste seines Bewußtseins zurückzog, das Außenleben leugnete und die Natur als einen problematischen Spuk beiseite schob.

Einzig und allein von der Tatsache des Denkens ausgehend, gelangte er wieder zur Gotteidee und führte damit wieder jene Isolierung von Bewußtsein und Gott ein, welche zusammen mit der Verleugnung der Natur das charakteristische Merkmal des Christentums bildet.

Nachdem sich Descartes derart eine erste Gewißheit und eine erste Methode geschaffen hatte, legte er sich nicht einfach sein inneres Leben zurecht, wie der Christ dies tat, sondern er strebte nach sicherer Erkenntnis der Natur selbst. So war das Stadium der christlichen Auffassung, das er durchgemacht, nur eine Vorstufe für die Begründung einer positiven, experimentalen und deduktiven Wissenschaft.

Bei Leibniz offenbart sich das nämliche Bestreben, zur Einheit zwischen Mensch und Natur zu gelangen, indem er zeigt, daß es überall, sogar in den rein materiellen Kräften und Erscheinungen, sogar in dem Tisch vor uns und dem Boden, den unser Fuß tritt, etwas dem Geiste Verwandtes gibt, daß das Verlangen nach Schönheit und sogar das Empfinden derselben, daß harmonische, mathematische und feste Beziehungen in den Gesetzen der Physik und in den chemischen Verbindungen sich betätigen. [253] Auch bei Leibniz finden wir also eine Aussöhnung zwischen dem universellen Determinismus, der Notwendigkeit alles Geschehens, und der universellen Freiheit.

Einerseits behauptet er, daß es im Weltall nicht eine einzige Bewegung gibt, die nicht ewig mit anderen Bewegungen verknüpft sei. Die Schwingung, welche ich in diesem Augenblick in der Luft durch meine Stimme verursache, ist die Folge zahlloser früherer Bewegungen. Und diese Bewegung selbst wird ewig dauern, sie wird unwahrnehmbar die Mauern dieses Raumes in Schwingungen versetzen, durch diese die Atmosphäre draußen und von da wird sie sich unter Formen fortpflanzen, die uns dunkel und unbekannt sind, denen wir nicht zu folgen vermögen, deren Schwingungen aber durch nichts aufgehalten, zum Stillstand gebracht werden können. Sie können wir nicht eine einzige Bewegung erzeugen, nicht die Lage eines einzigen Sandkorns verändern, ohne gleichzeitig das Gleichgewicht des gesamten Weltalls zu verändern. Aber wenn auch diese enge Verbindung zwischen den Bewegungen, Erscheinungen und Tatsachen universell und unbegrenzt ist, so gibt es doch andererseits nicht eine einzige Kraft, welche durch äußere Gewalt wirkt. Wenn eine Billardkugel eine andere stößt, so gerät diese in Bewegung, aber dies geschieht nur in Gemäßheit gewisser Gesetze der Elastizität, die der Kugel eigentümlich sind und naturnotwendig aus ihrer Zusammensetzung folgen. Die Bewegung, welche dem Anschein nach von außen herrührt, wird von innen her bestimmt. Überall paart sich die Abhängigkeit aller Dinge voneinander mit ihrer absoluten Spontaneität, ihrer Selbsttätigkeit.

Für Spinoza existierte die Versöhnung zwischen Natur und Gott, zwischen Tatsache und Idee, zwischen Kraft und Recht.

Für Kant besteht bekanntlich die Aufgabe der Philosophie darin, die Synthese der Widersprüche zu finden, welche sich dem menschlichen Geist aufdrängen. Ist das Weltall unendlich oder begrenzt? Ist die Zeit unendlich oder begrenzt? Ist die Reihenfolge der Ursachen begrenzt oder unendlich? Ist alles der allgemeinen und unabänderlichen Notwendigkeit unterworfen, oder bleibt ein Spielraum für die Freiheit der menschlichen Handlungen?

Das sind lauter Thesen und Antithesen, Bejahungen und Verneinungen, zwischen denen der menschliche Geist hin- und herschwankt.

Das Wesen der Kantschen Philosophie besteht in dem Bestreben, diese Widersprüche, diese fundamentalen Gegensätze aufzulösen.

Hegel faßte schließlich die Ergebnisse dieser langen Gedanken-[254]arbeit in eine Formel zusammen. Er erklärte, daß die Wahrheit im Gegensatz besteht. Diejenigen täuschen sich, sie sind das Spielzeug einer beschränkten, trügerischen Logik, welche eine These aufstellen, ohne ihr die Antithese gegenüberzustellen. In der Tat, in der Natur, in der Wirklichkeit durchdringen sich die Gegensätze. Das Endliche z. B. und das Unendliche durchdringen sie. Diese Fläche ist begrenzt, und trotzdem kann ich innerhalb ihrer Grenzen Figuren auf Figuren bis

ins Unendliche zeichnen. Wenn man schlankweg behauptet, daß diese Fläche begrenzt ist, so sagt man mithin nur einen Teil der Wahrheit, man vertritt eine irrtümliche Anschauung: die Fläche ist gleichzeitig endlich und unendlich.

Ebenso irrt man, wenn man meint, daß die Idee die Wirklichkeit ausschließt und diese die Idee.

Gewöhnlich wähnt man, daß alles, was existiert, schon durch sein bloßes Vorhandensein hinter dem Ideal zurückbleibt, daß es z. B. keine absolute Schönheit, keine absolute Wahrheit gibt. Man wähnt, daß das Ideal nur ein Begriff sei, daß es verliert, sobald es sich verwirklicht. Das ist eine willkürliche und irrtümliche Auffassung. Alles, was ideal ist, findet notwendigerweise seinen Ausdruck in der Wirklichkeit. Es gibt keine vernünftige Idee, die nicht in die Wirklichkeit umgesetzt würde, und es gibt keine einzige Wirklichkeit, die nicht auf eine Idee zurückgeführt werden und durch eine Idee erklärt werden könnte.

Diese großartige Formel der Synthese der Gegensätze, der Aufhebung der Widersprüche durch die Einheit der Wirklichkeit und der Idee, hat einen tiefgehenden Einfluß auf unsere Auffassung ausgeübt.

Wir sagen nicht mehr, daß diese oder jene Geschichtsperiode nur eine Periode der Barbarei gewesen ist. Wir erklären vielmehr: alles, was ist, und alles, was gewesen ist, hat dadurch, daß es ist und daß es gewesen ist, seine geschichtliche Berechtigung und seine Wurzel in der Vernunft, aber es ist und war nicht die vollkommene Vernunft.

Es ist wohl überflüssig, die Anhänger der marxistischen Geschichtsauffassung daran zu erinnern, daß Marx der geistige Schüler Hegels war. Er selbst erklärt es, er selbst bekennt sich als solchen in der Vorrede zum „Kapital“. Und der Neigung entsprechend, die den Menschen, der lange lebt, zu seinem Ausgangspunkt zurückführt, scheint Engels sich seit einigen Jahren mit dem gründlichen Studium Hegels selbst zu beschäftigen. Eine packende Anwendung der Formel der Gegensätze findet statt, wenn Marx den Gegensatz der Klassen konstatiert, das [255] Vorhandensein des wirtschaftlichen Krieges, in dem die Klasse der Kapitalisten dem Proletariat entgegensteht. Weil dieser Klassengegensatz erzeugt worden ist unter der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, unter einer Ordnung, die Krieg und Zwiebracht bedeutet, so bereitet er eine neue Ordnung des Friedens und der Harmonie vor. Es entspricht dies dem alten Grundsatz des Heraklit, den Marx zitiert: „Der Frieden ist nur eine Form, nur eine Seite des Krieges; der Krieg ist nur eine Form, nur eine Seite des Friedens. Man darf den einen nicht dem anderen entgegenstellen. Was heute Kampf ist, ist der Anfang der Versöhnung von morgen.“

Der moderne Gedanke von der Einheit der Gegensätze gelangt auch noch in einer anderen bewunderungswürdigen Ideenverbindung der marxistischen Geschichtsauffassung zum Ausdruck. Die Menschheit ist bis jetzt gleichsam durch unbewußte geschichtliche Mächte geführt worden. Bis jetzt sind es nicht die Menschen, die selbst vorwärtsschreiten. Wohl bewegen sie sich, aber die wirtschaftliche Entwicklung leitet sie. Die Menschen wännen, die Ereignisse zu verursachen und zu bestimmen, oder sie reden sich ein, bloß zu vegetieren und nicht vorwärtszukommen, am gleichen Platze zu kleben. Unbewußt vollziehen sich wirtschaftliche Umwälzungen, und unbewußt wirken diese auf sie ein und beeinflussen sie. Die Menschheit gleicht in gewisser Beziehung einem Schlafenden, der von der Strömung eines Flusses dahingetragen wird, ohne daß er selbst dazu beiträgt vorwärtszukommen oder wenigstens ohne daß er sich Rechenschaft gibt über die Richtung, in welcher er sich fortbewegt, der aber von Zeit zu Zeit erwacht und dann bemerkt, daß die Landschaft rings um ihn sich verändert hat.

Ist die sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft durchgeführt, gibt es keinen Klassengegensatz mehr, ist die menschliche Gemeinschaft Herrin der großen Produktionsmittel gewor-

den, verwendet sie diese entsprechend den bekannten und festgestellten Bedürfnissen ihrer Mitglieder, dann ist die Menschheit der langen Periode der unbewußten Entwicklung entrissen, in der sie seit vielen Jahrhunderten dahinlebte, in der sie durch die blind waltende Macht der Ereignisse vorwärtsgetrieben wurde. Sie steht dann in einer neuen Zeit, in welcher der Mensch nicht mehr den Dingen unterworfen ist, sondern den Gang der Dinge regelt. Die kommende Ära vollen Bewußtseins und voller Klarheit ist jedoch nur ermöglicht worden durch eine lange Periode der unbewußten Entwicklung und der Dunkelheit.

Hätten die Menschen schon zur Zeit der Anfänge der geschichtlichen Entwicklung den Gang der Ereignisse und Dinge nach [256] bestimmten Erwägungen bewußt regeln wollen, so würden sie nur den Lauf der Ereignisse gestört und aufgehalten, die treibenden Kräfte der Zukunft vergeudet haben. Weil sie zu früh mit vollem Bewußtsein handeln gewollt, würden sie sich der Möglichkeit beraubt haben, jemals mit vollem Bewußtsein handeln zu können. Es wäre ihnen ergangen wie einem Kinde, dessen vollbewußtes Geistesleben, dessen denkende und überlegende Vernunft zu früh geweckt wurde auf Kosten der unbewußten Entwicklung des organischen Lebens und der ersten Betätigung seines moralischen Empfindens und das späterhin unfähig geworden, denken zu können, weil es im zartesten Alter ein Denker gewesen.

Für Marx war diese unbewußte gesellschaftliche Entwicklung die unerläßliche Vorbedingung und die Vorbereitung des bewußten Menschheitslebens der Zukunft. Die geschichtliche Entwicklung löst also einen weiteren wesentlichen Gegensatz in Harmonie auf. Ich frage also, ob man – ohne gegen das Wesen der marxistischen Geschichtsauffassung zu verstoßen – die Philosophie der Vereinigung der Gegensätze, der harmonischen Lösung der Widersprüche nicht weiterentwickeln kann, ob man nicht suchen muß, die materialistische und die idealistische Geschichtsauffassung miteinander zu versöhnen.

Man kann keine philosophische Einzelfrage lösen, wenn man sich nicht über eine allgemeine philosophische Auffassung verständigt hat. Ich muß also diese langen einleitenden Bemerkungen noch verlängern durch eine Erklärung über das Wesen der von mir gesuchten Ausöhnung zwischen materialistischer und idealistischer Geschichtsauffassung.

Ich meine nicht, daß eine jede von ihnen für eine bestimmte Geschichtsperiode ausschließlich Geltung hat; ich bin nicht der Ansicht, daß es einen Teil der geschichtlichen Entwicklung gibt, für welchen die wirtschaftlichen Notwendigkeiten bestimmend sind, und einen anderen, den die reine Idee, den ein Begriff beherrscht, z. B. die Idee der Menschheit, der Gerechtigkeit, des Rechts. Es fällt mir nicht ein, innerhalb der Geschichte eine Scheidewand zu errichten, welche den Geltungsbereich der materialistischen von dem der idealistischen Geschichtsauffassung streng trennt. Meiner Ansicht nach müssen die beiden Auffassungen einander durchdringen, wie im organischen Leben des Menschen der Mechanismus des Gehirns und das bewußte Wollen einander durchdringen.

Ich behaupte, daß im Gehirn sich nicht eine einzige Bewegung vollzieht, die nicht mehr oder weniger klar einem Zustande unseres Bewußtseins entspricht, und daß es umgekehrt nicht [257] einen einzigen Zustand unseres Bewußtseins gibt, dem nicht eine Bewegung in unserem Gehirn entspräche. Wenn man das Hirn öffnen und die Unendlichkeit seiner Bewegungen bis zu den schwächsten Vibrationen beobachten könnte, die hier vor sich gehen, ausgelöst werden und sich miteinander verketteten und verschlingen, so würde man imstande sein, an Hand der physiologischen Vorgänge die gesamte psychologische Arbeit unserer Gedanken, Ansichten, Bestrebungen zu verfolgen. Und doch besteht zwischen physiologischen und psychologischen Vorgängen ein scheinbarer Gegensatz, den das Leben löst, ohne daß wir es zu bemerken scheinen.

Wodurch wird mein Gedanke bestimmt in dem Augenblick, wo ich spreche?

Er wird bestimmt durch einen anderen, vorausgehenden Gedanken, mit dem er in logischem Zusammenhang steht. Alle unsere Ideen sind untereinander durch gewisse logische, geistige Zusammenhänge verbunden, entweder die der Ähnlichkeit oder der Gegensätzlichkeit oder der Kausalität. So kommen dem Anschein nach für das Gewebe unserer Gedanken lediglich logische Kräfte ins Spiel, und es scheint, daß die gesamte gegenwärtige Tätigkeit meines bewußten Geistes durch eine frühere Idee bestimmt wurde.

Wenn ich in diesem Augenblick Worte ausspreche, so geschieht es, weil die Idee, welche ich in diesem Augenblick zum Ausdruck bringe, logisch herbeigeführt worden ist durch eine vorausgehende Idee und durch die ganze Reihenfolge vorausgehender Ideen. Allein mein Sprechen geschieht auch, weil ich in der Zukunft, die ich vor mir sehe, ein Ziel erreichen, eine Absicht, einen Zweck verwirklichen will. Weil ich einen vollständigen Beweis erbringen will, so lenke ich meine Gedanken gegenwärtig in die Richtung, welche sie verfolgen. Mein gegenwärtiger Gedanke ist also gleichzeitig von einer Reihe vorausgegangener Ideen bestimmt und scheint durch eine Idee der Zukunft veranlaßt zu sein. Durchaus anders liegen dagegen die Dinge bezüglich der physiologischen, mechanischen Vorgänge in unserem Hirn. Die Bewegung des Gehirns, welche im jetzigen Augenblicken den von mir geäußerten Gedanken begleitet, ist lediglich durch eine vorausgehende Bewegung ausgelöst worden. So ist unser Leben gleichzeitig ein physiologisches und ein bewußtes, ein mechanisches und ein gewolltes. Was die Verkettung der Gehirnbewegungen anbelangt, so wird die Gegenwart lediglich durch die Vergangenheit bestimmt, was dagegen den Zusammenhang der Ideen, der bewußten Vorstellungen anbetrifft, so scheint die Gegenwart durch die Zukunft bestimmt zu werden.

[258] Man könnte also behaupten, daß ein absoluter Gegensatz vorhanden ist zwischen den Gesetzen, nach denen unser Gehirnleben funktioniert, und dem Modus, nach welchem sich der bewußte Gang unserer Gedanken und Vorstellungen vollzieht.

Trotz des anscheinenden Gegensatzes der Art und Weise, wie sich beide Vorgänge vollziehen, sind beide zu einer Einheit vereinigt, sind sie miteinander versöhnt. Es gibt keinen einzigen meiner Gedanken, der nicht einer Gehirnbewegung entspricht, und andererseits geht im Gehirn nicht eine einzige Bewegung vor sich, die nicht wenigstens dem Keime eines Gedankens entspräche.

Das gleiche gilt für die Geschichte. Man kann alle historischen Vorgänge und Erscheinungen durch die bloße wirtschaftliche Entwicklung erklären, man kann ihre treibende Kraft aber gleichzeitig auch suchen in dem langen, anhaltenden Wunsche der Menschheit nach einer höheren Existenzform. Um diese Frage klarzustellen, will ich zeigen, worin meines Erachtens das Problem besteht und welche Aufklärungen ich von den Theoretikern des Marxismus fordern muß.

Marx sagt: Das menschliche Gehirn schafft nicht aus sich selbst eine Idee des Rechts, die leer und hohl sein würde; das gesamte Leben, auch das geistige und moralische der Menschheit, ist nur ein Reflex der wirtschaftlichen Vorgänge im menschlichen Hirn.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Man gestatte uns hier das Wort zu einer Richtigstellung. Wir können uns nicht erinnern, daß Marx sich je in diesem Sinne ausgesprochen. Es scheint uns am Platze, hier ein Stück aus der berühmten Vorrede zu seiner Abhandlung zur „Kritik der politischen Ökonomie“ abzudrucken, in der er seine materialistische Geschichtsauffassung am schärfsten formuliert hat: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt.“ Das scheint uns doch etwas anderes zu sein, als der oben angeführte, angeblich von Marx herrührende Satz: Das geistige Leben der Menschheit ist nur ein Reflex der wirtschaftlichen Vorgänge im menschlichen Hirn. (Anmerkung der Redaktion.)

Ich lasse das gelten. Gewiß, die gesamte Entwicklung des geistigen, moralischen und religiösen Lebens der Menschheit ist nur ein Reflex der wirtschaftlichen Vorgänge im menschlichen Hirn. Gewiß, aber gleichzeitig mit diesen Vorgängen ist auch das menschliche Gehirn vorhanden, existiert also die Veranlagung des menschliche Gehirns.

Die Menschheit ist das Produkt einer langen physiologischen Entwicklung, welche der geschichtlichen Entwicklung vorausging. Als der Mensch in der Folge dieser physiologischen Entwicklung sich über das Niveau der Tiere erhob, die ihm am nächsten stehen, waren in dem ersten Gehirn der entstehenden Menschheit bestimmte Neigungen und Triebe vorhanden.

Welcher Art waren sie?

Es zeigte ich zuerst die Fähigkeit zu dem, was ich als die uninteressierten Empfindungen bezeichnen möchte. Je höher man auf der Stufenleiter des tierischen Lebens emporsteigt, um so mehr ordnen sich die rein egoistischen Sinne allmählich den ästhetischen und uninteressierten Sinnen unter. Bei den Angehörigen der unteren Stufen des Tierreichs ist das Gesicht und Gehör wenig entwickelt. Kräftig entwickelt ist dagegen der Ge-[259]ruch, die Fähigkeit zu greifen, der Geschmack, d. h. alle Sinne, welche durch die Beute erregt und in Tätigkeit versetzt werden, alle Sinne, welche vorzüglich den physischen und egoistischen Appetit reizen. Bei den Angehörigen der höheren Stufen des Tierreichs ist der Gesichts- und Gehörsinn höher entwickelt. Das Auge zeigt zwar dem Tier das Bild der Beute, die es ergreifen möchte, aber gleichzeitig zeigt es ihm noch viele andere Bilder, welche seinen tierischen Appetit nicht erregen. Durch das Gehör nimmt zwar das Tier Geräusche, Laute wahr, welche es auf die Spur der Beute führen oder welche ihm eine drohende Gefahr verkünden, aber das Ohr vermittelt ihm auch Klänge, Harmonien, welche sich nicht unmittelbar auf seinen physischen Appetit beziehen oder auf die Bedingungen seiner Sicherheit. Durch das Gesicht, das eine bunte Reihe von Bildern aufnimmt, die mit den unmittelbaren physischen Bedürfnissen des Tieres nichts zu tun haben; durch das Gehör, dem Klänge zufluten, welche mit diesen Bedürfnissen nicht im Zusammenhang stehen: lernen Tiere das Weltall unter einer anderen Form kennen als der des Kampfes ums Dasein. Das Tier empfindet bereits den Glanz des Lichts, das Bedürfnis nach Licht, die Freude daran; es empfindet den Reiz des Melodischen, der Harmonie, das Bedürfnis nach Wohlklang, das Entzücken über den Wohlklang. Auf dem Grunde des rein egoistischen organischen Lebens erblüht allmählich der Schönheitssinn, erblühen nicht-egoistische Empfindungen und Triebe. In dem tiefen Urwald, der von Tönen durchzittert, von Lichtstrahlen durchrieselt wird, hält das Weltall, einem König gleich, seinen Einzug in das Sinnesleben des Tieres.

Außer dieser ursprünglichen Veranlagung, welche den Tier-Menschen beim Beginn der langen wirtschaftlichen Entwicklung charakterisierte, war die sogar schon bei den Tieren erwachte Fähigkeit vorhanden, das Allgemeine im Besonderen zu erfassen, den Typus der Art beim Individuum zu erkennen, die Gattungsähnlichkeit unter den individuellen Verschiedenheiten aufzufinden.

In den anderen Individuen, mit denen das menschlich Individuum, der Tier-Mensch zusammenrifft, zu denen er in Beziehungen tritt durch die Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung, erblickt er nicht nur ihm verbündete oder feindliche Kräfte, sondern seinesgleichen. Ein erster Instinkt ahnender Sympathie erwacht in ihm, die ihn befähigt, auf Grund der erfaßten und konstatierten Ähnlichkeit die Freuden und Leiden der anderen zu erraten und nachzuempfinden. Von Anbeginn des Lebens an zeigt sich neben dem brutalen Egoismus das Gefühl der Sym-[260]pathie, das die brüderliche Aussöhnung aller Menschen nach jahrhundertelangen Kämpfen vorbereitet. Der Mensch besaß endlich von Anfang an, sogar noch vor der ersten Äußerung seines Gedankens, was man als den Sinn der Einheit bezeichnen könnte. Die

erste Betätigung seines geistigen Lebens bestand darin, daß er alle Wesen, alle Formen, alle Kräfte auf eine unbestimmt geahnte Einheit zurückführte. Man kann also behaupten, daß der Mensch von Anfang an ein metaphysisches Tier gewesen ist, denn das Wesen der Metaphysik besteht ja in der Erforschung der Einheit des Alls, welche alle Vorgänge und Erscheinungen, alle Gesetze in sich begreift.

Der Beweis für den ursprünglichen Sinn der Einheit tritt uns in der spontanen Schöpfung der Sprache entgegen, die mit ihrer Hierarchie von Worten eine Hierarchie von Ideen ausdrückt, welche einander einschließen, welche mit ihren Wortkategorien Ideenkategorien darstellt.

Fassen wir das Gesagte zusammen: Ich stimme Marx bei, daß die gesamte spätere Entwicklung der Menschheit nur der Reflex wirtschaftlicher Vorgänge im Gehirn ist, aber unter der Bedingung, daß man zugibt, daß in diesem Gehirn in Gestalt des Schönheitssinnes, der instinktiven Sympathie und dem Sehnen nach Einheit fundamentale Kräfte vorhanden sind, welche das wirtschaftliche Leben beeinflussen.

Ich betone nochmals, daß ich die geistigen Fähigkeiten nicht äußerlich neben die wirtschaftlichen Kräfte stelle, daß ich nicht jene Vereinigung historischer Faktoren wiederherstellen will, die unser verehrter Freund Gabriel Deville vor etlichen Monaten so kraftvoll sprengte. Mir liegt jedes äußere Nebeneinanderstellen der beiden verschiedenartigen Faktoren fern. Aber ich behaupte: es ist unmöglich, daß die sich vollziehenden wirtschaftlichen Vorgänge im Hirn widergespiegelt werden, ohne daß sie nicht auch gleichzeitig jene ursprünglichen Triebkräfte in Bewegung setzen, welche ich soeben analysierte. Deshalb pflichte ich Marx darin nicht bei, daß die religiösen, politischen und moralischen Begriffe nichts seien als Reflexe der wirtschaftlichen Vorgänge. Im Menschen vollzieht sich eine so innige Verschmelzung des menschlichen Wesens mit dem wirtschaftlichen Milieu, daß man das wirtschaftliche und das moralische Leben nicht voneinander trennen kann. Um das eine dem anderen unterordnen zu können, müßte man zunächst das eine von dem anderen völlig loszulösen vermögen. Diese Loslösung ist ein Ding der Unmöglichkeit. So wenig man durch ein Zerschneiden des Menschen in zwei Teile sein organisches von seinem bewußten Leben trennen kann, so wenig vermag man die historische Menschheit zu teilen [261] und ihr ideales von ihrem wirtschaftlichen Leben zu scheiden. Dies mein Standpunkt in der Frage, ein Standpunkt, den ich zum Teil durch die griechische Philosophie bestätigt finde.

Die Griechen sind nicht davon ausgegangen, daß sie die wirtschaftlichen Gegensätze konstatierten, die Gesetze zergliederten, welche die Ordnung der Stadt regelten, den Gegensatz und die Aussöhnung zwischen Armen und Reichen feststellten, um dann ihre Beobachtungen des Wirtschaftslebens auf das Weltall zu übertragen. Sie haben vielmehr gleichzeitig, in einer einzigen Auffassung, die Vorgänge und Erscheinungen des Wirtschaftslebens und der Natur zusammengefaßt. So gingen Heraklit, Empedokles, Anaximander vor. Sie konstatierten in einheitlichen Formeln den Zusammenhang und die Gegensätze der Elemente. Und dies ohne Unterschied, ob diese Elemente der Natur angehören: Wärme und Kälte, Licht und Finsternis; oder dem physiologischen Organismus: Gesunde und Kranke; oder dem geistigen Leben: Vollkommenheit und Unvollkommenheit, Gleichheit und Ungleichheit. Die in der Natur oder der Gesellschaft vorgefundenen Gegensätze stellen sie auf gleiche Stufe. Heraklit bedient sich des nämlichen Wortes: „Kosmos“, um die Weltordnung zu bezeichnen, die aus der Vereinigung der Widersprüche hervorgeht, und die Stadtordnung, die durch den Ausgleich der Parteien zustande kommt. Mit einem einzigen Blick erfassen die griechischen Denker die Weltordnung, die aus dem natürlichen Chaos entsteht, und die Staatsordnung, die aus dem sozialen Chaos aufsteigt.

Leider kann ich die Frage nur mit wenigen Worten streifen, die gleichzeitig zu lang und zu kurz sind. Ich beschränke mich deshalb darauf, die marxistischen Theoretiker um eine weite-

re Erklärung zu ersuchen, und zwar um die folgende: Wie urteilen die Marxisten, wenn sie darüber urteilen (und dessen bin ich sicher), über die Richtung der wirtschaftlichen Entwicklung und der menschlichen Entwicklung?

Es genügt nicht, zu behaupten, daß eine Produktionsform auf eine andere Produktionsform folgt. Es genügt nicht, zu behaupten, daß die Sklaverei die Menschenfresserei ablöste, daß die Leibeigenschaft an Stelle der Sklaverei trat, daß die Lohnarbeit auf die Leibeigenschaft folgte und daß die Lohnarbeit ihrerseits durch die kollektivistische oder kommunistische Gesellschaftsordnung verdrängt werden wird. Nein, man muß sich weiter erklären. Findet eine Entwicklung statt oder ein Fortschritt? Und wenn sich ein Fortschritt vollzieht, welches ist die endgültig ausschlaggebende Idee, nach der man die verschiedenen Formen der menschlichen Entwicklung bemißt? Wie kommt es aber – [262] falls man die Idee des Fortschritts als zu metaphysisch verwirft –, daß sich die geschichtliche Entwicklung gerade in der Weise vollzog, in der sie vor sich gegangen ist, und nicht in einer anderen Weise? Wie kommt es, daß sie von einer Gesellschaftsform gerade zu der ihr folgenden Gesellschaftsform, von einer Etappe des wirtschaftlichen Lebens zu der ihr folgenden Etappe fortschreitet, von der Menschenfresserei zur Sklaverei, von der Sklaverei zur Leibeigenschaft, von der Leibeigenschaft zur Lohnarbeit, von der Lohnarbeit zur sozialistischen Gesellschaft? Warum, durch welche treibende Kraft – ich sage nicht, auf Grund welchen Befehls der Vorsehung, denn ich halte mich auf dem Boden der materialistischen und positiven Geschichtsauffassung – hat sich die geschichtliche Entwicklung von einer Form zur anderen gerade in der angegebenen Richtung vollzogen und nicht in einer anderen?

Meines Erachtens ist der Grund hierfür einfach genug, sobald man die Aktion des Menschen als Menschen gelten läßt; die Aktion der ursprünglichen Triebkräfte, von denen ich bereits sprach.

Gerade weil die Produktionsverhältnisse für Menschen gelten, so schließt auch jede Produktionsweise einen wesentlichen Gegensatz in sich ein, solange die volle Freiheit und die volle Solidarität der Menschen nicht verwirklicht worden sind.

Spinoza hat in bewunderungswürdiger Weise den inneren Widerspruch jeder tyrannischen Herrschaft, jeder politischen oder sozialen Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nachgewiesen, und zwar nicht vom Standpunkt des abstrakten Rechts aus, sondern indem er zeigte, daß man es mit einem tatsächlichen Widerspruch zu tun habe. Die Tyrannei bringt über die Bedrückten so viel Übel, daß diese die Folgen eines eventuellen Aufstandes nicht mehr fürchten und sich gegen ihre Unterdrückung erheben. Oder aber der Bedrucker will einem Aufstand vorbeugen und läßt deshalb den Neigungen seiner Untertanen einen gewissen Spielraum, kommt ihren Bedürfnissen bis zu einem gewissen Grade entgegen und erzieht sie dadurch zur Freiheit.

So muß auf die eine oder andere Weise die Tyrannei infolge des Spiels der Kräfte schwinden, *weil die in Frage kommenden Kräfte Menschen sind.*

Das gleiche gilt, solange die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen kein Ende genommen hat. Ungemein treffend sagt Hegel: „Der wesentliche Widerspruch jeder politischen oder wirtschaftlichen Tyrannei besteht darin, daß sie gezwungen ist, wie willenlose Werkzeuge Menschen zu behandeln, welche, wie immer geartet sie auch seien, sich nie einfallen lassen, zur [263] Willenlosigkeit von Maschinen herabzusinken.“ Es muß hervorgehoben werden, daß der von Hegel konstatierte Widerspruch gleichzeitig ein logischer und ein tatsächlicher ist.

Es ist ein logischer Widerspruch, denn es besteht ein Gegensatz zwischen dem Begriff Mensch, d. h. eines mit der Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu wollen begabten We-



sens, und dem Begriff Maschine. Es ist ein tatsächlicher Widerspruch, denn indem man sich des Menschen, eines lebenden Werkzeugs, wie eines toten Werkzeugs bedient, vergewaltigt man dieselbe Kraft, deren man sich bedienen will, und so gelangt man zu einem sozialen Mechanismus, der unharmonisch und haltlos ist. Weil dieser Widerspruch gleichzeitig gegen den Begriff Mensch und gegen das Gesetz der Mechanik verstößt, in Gemäßheit dessen die Kraft Mensch benutzt werden kann, so ist die geschichtliche Entwicklung gleichzeitig ein idealistischer Protest des Bewußtseins gegen die sozialen Ordnungen, welche den Menschen erniedrigen, und eine automatische Reaktion der menschlichen Kräfte gegen jede haltlose und gewaltsame soziale Ordnung. Was war die Menschenfresserei? Sie war ein zwiefacher Widerspruch. Indem sie den Menschen zwang, einen anderen Menschen ohne die Leidenschaft des Kampfes zu erwürgen, verstieß sie gegen den ersten Instinkt der Sympathie, dessen ich bereits Erwähnung tat: sie erscheint als ein moralischer Widerspruch. Und weiter. Sie verwandelte den Menschen, der eine gewisse Fähigkeit zu geregelter Arbeit, zur Produktion besitzt, in eine Art Tier, das nur seines nutzbaren Fleisches wegen als Beute in Betracht kam: sie erscheint mithin auch als ein wirtschaftlicher Widerspruch. Die Sklaverei mußte folglich an Stelle der Menschenfresserei treten. Die Verwandlung des Menschen in ein Haustier verletzte weniger den Instinkt der Sympathie und sie war den Interessen des Herrnförderlicher als der Tod des Menschen. Durch die Arbeit konnte der Sklavenbesitzer aus dem Menschen einen weit größeren Nutzen ziehen als durch sein Fleisch.

Den gleichen doppelten Widerspruch könnte man bezüglich der Sklaverei, der Hörigkeit, der Lohnarbeit nachweisen. Weil die geschichtliche Entwicklung das Resultat des wesentlichen Widerspruchs ist, der zwischen dem Menschen und dem Gebrauch besteht, der vom Menschen gemacht wird, so begreift man, daß die geschichtliche Entwicklung als auf ihr Endziel einer Wirtschaftsordnung zustrebt, in welcher vom Menschen der Gebrauch gemacht wird, welcher dem Wesen des Menschen entspricht. Die Menschheit verwirklicht sich selbst durch wirtschaftliche Formen, welche weniger und weniger zum Begriff der Menschheit im [264] Widerspruch stehen. So tritt uns in der Geschichte der Menschheit nicht bloß eine notwendige Entwicklung entgegen, sondern auch eine erkennbare Richtung derselben und ein idealer Sinn. Die lange Reihe der Jahrhunderte hindurch konnte der Mensch nur nach der Gerechtigkeit streben, indem er eine soziale Ordnung erstrebte, welche zu dem Begriff, dem Wesen des Menschen weniger im Widerspruch stand als die herrschende Ordnung und welche von dieser herrschenden Ordnung angebahnt war. So wurde wohl die Entwicklung der moralischen Ideen des Menschen durch die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmt, aber gleichzeitig suchte und betätigte sich die Menschheit selbst in und mit den einander ablösenden sozialen Einrichtungen. Wie grundverschieden auch das Milieu, die Zeitverhältnisse, die wirtschaftlichen Forderungen sind: der nämliche Klagehauch, die nämliche Hoffnungsfreude zittert von den Lippen des Sklaven, des Hörigen, des Proletariers. Und dieser unsterbliche Odem des Menschlichen macht die Seele dessen aus, was man als das Recht bezeichnet. Man darf also die materialistische und die idealistische Geschichtsauffassung einander nicht gegenüberstellen. Sie fließen zu einer untrennbaren Einheit zusammen. Ebenso wenig wie man den Menschen von den wirtschaftlichen Verhältnissen loslösen kann, ebensowenig kann man die wirtschaftlichen Verhältnisse von dem Menschen loslösen. Die geschichtliche Entwicklung ist gleichzeitig ein Vorgang, der sich auf Grund eines mechanischen Gesetzes vollzieht, und ein Streben, das einem idealen Gesetz gehorcht.

Und alles in allem: Gilt nicht von jeder Entwicklung des Lebens das nämliche wie von der geschichtlichen Entwicklung? Ohne Zweifel hat das Leben von Form zu Form, von Art zu Art sich nur entwickelt unter dem zwiefachen Einfluß des Milieus und der unmittelbar vorher existierenden biologischen Bedingungen. Die gesamte Entwicklung des Lebens kann eine materialistische Erklärung finden. Aber gleichzeitig kann man behaupten, daß die in den er-

sten lebenden Zellen (granulations) konzentrierte Lebenskraft (force initiale) und die allgemeinen planetären Existenzbedingungen von Anbeginn an den allgemeinen Entwicklungsgang und gleichsam den Lebensplan unseres Planeten bedingten. So haben die zahllosen Wesen, die sich entwickelten, gleichzeitig einem Gesetz gehorcht und kraft eines geheimnisvollen Strebens zur Verwirklichung eines Lebensplanes tätig beigetragen. Die Entwicklung des physiologischen wie des geschichtlichen Lebens ist folglich gleichzeitig idealistisch und materialistisch vor sich gegangen. Und die Synthese, welche ich Ihnen zur Annahme empfehle, steht im Zusammenhang mit einer [265] allgemeineren Synthese, die ich nur andeuten, nicht erhärten kann.

Aber um auf die wirtschaftliche Frage zurückzukommen. Hat nicht Marx selbst in seine Geschichtsauffassung die Idee, den Begriff des Ideals, des Fortschritts, des Rechts wieder eingeführt? Er weist nicht bloß nach, daß die kommunistische Gesellschaft die naturnotwendige Folge der kapitalistischen Gesellschaft ist. Er zeigt auch, daß in ihr der Gegensatz der Klassen aufhört, welcher die Menschheit entkräftet. Er zeigt ferner, daß dann zum ersten Mal der Mensch seine Fähigkeiten frei und voll entfalten und betätigen kann, daß den Arbeitern der kommunistischen Gesellschaft die geistige Beweglichkeit des Arbeiters und die ruhige Kraft des Bauern eigentümlich sein, daß die Menschheit glücklicher und edler als je auf der verjüngten Erde stehen wird.

Heißt das nicht, daß sogar vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung aus dem Wort Gerechtigkeit ein tiefer Sinn innewohnt, und ist das nicht ein Grund, daß Sie der von mir verteidigten Versöhnung zwischen materialistischer und idealistischer Geschichtsauffassung zustimmen?

## *II. Antwort von Paul Lafargue*

Bürgerinnen und Bürger!

Sie werden begreifen, daß ich nur zögernd die Aufgabe übernommen habe, Jaurès zu antworten, dessen hinreißende Beredsamkeit sogar den abstraktesten Theorien der Metaphysik Leben und Glut einzuhauchen versteht. Während seiner Ausführungen sagte ich mir – und Sie haben sich ohne Zweifel das gleiche gesagt –, welches Glück, daß dieser Teufelskerl zu uns gehört. Der sozialistischen Partei, welche dem Streik der Kohlengräber von Carmaux zu siegreichem Ausgange verholfen hat, haben diese ihre Schuld dadurch bezahlt, daß sie Jaurès der Universität entführten und ihn in die Politik hineinschleuderten.

Indes werden Sie heute abend nicht einem glänzenden Redeturnier beiwohnen, sondern einem ernsten Ideenkampf. Und wenn Sie von mir auch nicht die Beredsamkeit eines Jaurès fordern können, so dürfen Sie doch beanspruchen, daß ich meine Ausführungen auf dem hohen philosophischen Niveau halte, auf dem sich die Darlegungen meines Vorredners bewegen. Ich werde das tun. Dies vorausgeschickt, wenden wir uns sofort unserem Thema zu.

[266] [1] Die Philosophen der Descartesschen Schule empfahlen, eine Auseinandersetzung nicht zu beginnen, ehe man die streitige Frage genau definiert und abgegrenzt habe. Machen wir uns also zunächst das Problem klar, dessen Lösung wir suchen.

Wir wissen heutzutage, daß die Entwicklung aller Völker, auf welcher Stufe der Zivilisation sie auch stehen mögen, den nämlichen Ausgangspunkt gehabt hat: Wilde waren die Vorfahren eines jeden derselben. Wir haben da Wilde, die auf Bäumen lebten, sich von den freiwilligen Gaben der Erde und der Gewässer nährten und sich, um leichter Nahrung zu gewinnen, den wilden Pferden gleich zu kleinen Herden von dreißig bis vierzig Individuen zusammenschlossen; wie haben solche Wilde sich zu zivilisierten Menschen entwickeln können, welche in Städten wohnen, die Tausende und Millionen einzelner beherbergen, durch Gas und Elek-

trizität erleuchtet werden, ihren Personen- und Warenverkehr durch Eisenbahnen usw. besorgen lassen; in Städten, deren Einwohner in feindliche Klassen gespalten sind und sich auf eine unendliche Anzahl von verschiedenen Berufs- und Beschäftigungsarten verteilen?

Eine andere Frage noch tritt zu der ersten komplizierten hin. Jaurès hat diese andere Frage angedeutet, als er ausführte, daß alle Sprachen, trotz ihrer sehr großen Verschiedenheiten, auf die nämlichen grammatikalischen Formen zurückgeführt werden könnten. Bei dieser Gelegenheit will ich auf eine Erscheinung hinweisen, welche im Zusammenhang mit der Frage steht, die uns beschäftigt. Alle Worte, denen für uns ein abstrakter Sinn innewohnt, hatten anfangs, im Hirn der Wilden, die sie erfanden, eine konkrete Bedeutung. Ehe z. B. dem Worte „nomos“ im Griechischen die abstrakte Bedeutung von „Gesetz“ zukam, bezeichnete es die Weide, die Wohnung. Das Wort „Recht“ (droit), welches das ausdrückt, was mit der Gerechtigkeit übereinstimmt, diente früher zur Bezeichnung eines Gegenstandes, der weder Krümmungen noch Biegungen aufwies. Darf man aus dieser sprachlichen Erscheinung folgern, daß das Konkrete im menschlichen Hirn das Abstrakte erzeugt hat?

Die Einheitlichkeit, welche Jaurès bezüglich der Sprache konstatierte, zeigt sich auch bei anderen Arten der Betätigung des menschlichen Geistes; sie gilt für die Religion wie für die Philosophie und die Literatur. So hat man die Märchen, an welchen sich unsere jugendliche Phantasie ergötzte und die meist aus den Zeiten der Wildheit oder Barbarei stammen, bei allen Völkern der Erde gefunden. Der Sittenroman, diese jüngste, aber nicht höchste literarische Form, steht bei allen kapitalistischen Nationen in Blüte.

[267] Die vergleichende Geschichte der Völker zeigt, daß sie alle den gleichen Entwicklungsgang bezüglich der Formen der Familie und des Staats durchgemacht haben. Vico, welcher mit Recht „der Vater der Philosophie der Geschichte“ genannt ward, behauptete, es gäbe „eine ideale, ewige Geschichte, welche in der Zeit die Geschichten aller Nationen durchlaufen, von welchem Zustand der Wildheit, Grausamkeit und Bestialität die Menschen auch ausgehen, um sich zu zähmen“. Und da noch nicht alle Völker die nämliche Stufe der Zähmheit erreicht haben, erklärt Marx: „Das industriell entwickeltere Land zeigt dem minder entwickelten nur das Bild der eigenen Zukunft.“ Geoffroy Saint Hilaire, der große Schüler unseres genialen Lamarck, war der Ansicht, daß der Bildung der Pflanzen und Tiere „ein einheitlicher Plan“ zugrunde liege.

Soll man die Ursachen der Entwicklung der Menschen, Tiere und Pflanzen nach einem einheitlichen Plan in der Welt selbst suchen oder außerhalb der Welt?

Die Deisten tragen keine Bedenken, mit Voltaire zu antworten, daß, wie das Vorhandensein einer Uhr einen Uhrmacher zur Voraussetzung habe, die Existenz der Welt notwendigerweise einen Schöpfer voraussetze. Aber diese höchst einfache Lösung, welche schon die Wilden fanden, beantwortet nicht die Frage, sie schiebt ihre Beantwortung nur hinaus. Denn wenn das Weltall einen Schöpfer voraussetzt, so hat ihrerseits die Existenz dieses Schöpfers das Dasein eines anderen Schöpfers zur unbedingten Voraussetzung. Die christlichen Gnostiker der ersten Jahrhunderte behaupteten, daß, wenn Jesus der Sohn Jehovahs, dieser Jehovah, weil ihm die rohen, niedrigen Leidenschaften der barbarischen Juden anhafteten, seinerseits der Sohn eines unbekanntes Gottes sei. Die deistische Erklärung, welche nichts erklärt, kann wissenschaftlichen Geistern nicht genügen. Öffnen Sie irgendein naturwissenschaftliches Buch und Sie werden nicht auf den Namen Gottes stoßen. Der Chemiker, der Physiologe, der Geologe, der Astronom, sie alle nehmen ihre Zuflucht nicht zu der bequemen Hypothese vom Dasein Gottes, um die Erscheinungen und Vorgänge zu erklären, mit denen sie sich beschäftigen. Vielmehr erklären sie, dieselben einzig und allein durch die Eigenschaften der Materie. Jeder Gelehrte verweist Gott aus jener Wissenschaft, die Gegenstand seines besonderen Studiums ist, und dies auch in dem Falle, wo er einen Gott zur Erklärung von Vorgängen an-

nimmt, welche nicht zu dem Spezialgebiet seiner Forschungen gehören. Weil die Geschichte noch keine Wissenschaft ist, so flüchtet der Historiker oft zu Gott, um einen Schlüssel für Tatsachen zu finden, deren Ursachen er nicht [268] zu erfassen vermag. Marx hat Gott aus seiner letzten Zufluchtsstatt vertrieben: aus der Geschichte. Indem wir die Geschichte gemäß der materialistischen Auffassung des kommunistischen Denkers prüfen und betrachten, schaffen wir die wissenschaftliche Geschichtsforschung.

Hegel, dessen idealistischen Standpunkt Jaurès zum Teil akzeptiert, glaubte nicht, daß Gott vor der Welt existierte. Für ihn bestand das Sein Gottes in einem beständigen *Werden*. Seiner Ansicht nach existierte vor allem und von Anbeginn an die *Idee*, aber nur atomistisch. Indem sie zu sich selbst in Widerspruch trat und sich mit ihrem Gegensatz verband, schuf sie die erste Synthese, die ihrerseits These und Antithese und dann Synthese wurde. Diese zweite Synthese ward nun ihrerseits der Ausgangspunkt einer weiteren trinitären Reihenfolge und so fort. Indem sich die *Idee* derart automatisch entwickelt, tritt sie aus sich heraus und zeugt die Welt nach ihrem Bilde.

Jaurès geht nicht so weit zurück. Er bedient sich der Philosophie Platons, der, indem er seine Ideen studierte, sie in eine bestimmte Rangordnung brachte und bis zur höchsten und absoluten Idee des Guten gelangt. Jaurès analysiert und klassifiziert die Ideen von Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, welche in unserem Hirn, in dem Gehirn zivilisierter Menschen wohnen, aber er gelangt dadurch nicht zur absoluten Idee der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, sondern zu ihrem geringsten Ausdruck, den er in dem Kopf des Wilden wohnen läßt, wo diese Idee angeblich unbewußt schlummert. Wenn diese Idee zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt, so tritt sie in Gegensatz zu der Außenwelt, mit der sie kämpft, bis sie den Widerspruch aufhebt. Die Geschichte ist also nichts als eine ununterbrochene Reihe von Schlachten, die stets mit dem Triumph der Idee der Gerechtigkeit enden.

Mein erster Einwand gegen die Auffassung Jaurès ist folgender: Seine Theorie vermag keine Erklärung für die Existenz und Entwicklung des Weltganzen zu geben. Denn nicht eine Idee der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit ist es gewesen, welche die Entwicklung der Organismen des Pflanzen- und Tierreichs bestimmt und geleitet hat. Heutigentags muß aber eine Philosophie das gesamte Weltall erklären können.

Ich frage Jaurès noch: Warum gehen Sie nicht weiter als bis zum Hirn des Wilden zurück? Warum steigen Sie nicht eine Stufe tiefer, um die *Idee* in dem Hirn der Tiere zu suchen? Dem Schäfer- wie dem Wächterhund ist ein ausgeprägtes Pflichtgefühl eigen, er weiß sehr genau, wenn er sich eine Verfehlung zuschulden kommen ließ. Jaurès wird mir vielleicht erwidern, daß diese Idee der Pflicht antihündisch ist, daß sie erst durch die Ein-[269]wirkung des Menschen im Hirn des Hundes aufdämmerte. Allein die wilden Tiere, welche, wie z. B. Büffel und Raben, in Herden und Scharen zusammenleben, betätigen ebenfalls Pflichtgefühl. Die männlichen Büffel verteidigen die Weibchen und die Büffelkälber der Herde mit Aufopferung ihres Lebens, und die Raben, welche als Schildwachen ausgestellt werden, beobachten aufmerksam die Gegend und benachrichtigen die Kameraden, welche das vom Landmann ausgestreute Saatkorn aufpicken, von drohender Gefahr.

Man kann also bei den Tieren die Ideen als bewußte finden, welche Jaurès als unbewußte in dem Hirn des Wilden schlummern läßt. Allein warum soll man bei den Tieren stehenbleiben, warum soll man die Idee in atomistischem Zustand, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, nicht im amorphen Protoplasma suchen, aus dem sich die Zelle bildet, der Ausgangspunkt der Stufenleiter des organischen Lebens, an deren Spitze der Mensch steht? Und ferner wende ich gegen Jaurès' Ausführungen ein: Warum beschränken Sie sich darauf, den Ursprung der moralischen Begriffe zu suchen, warum sollten wir nicht auch dem Ursprung der wissenschaftlichen Ideen nachforschen? Warum nicht die Frage aufwerfen, ob die Theorie der Atome, wel-

che nur im Haupte einiger Tausende Chemiker existiert, nicht unbewußt auch in der Auster schlummert, welche gar keinen Kopf hat? Warum nicht mit dem Materialisten annehmen, daß alles in allem existieren muß, weil der Gedanke schließlich doch nichts anderes ist als ein physikalisch-chemischer Vorgang, als eine Form von Bewegung? Aber all dies erklärt uns nicht das Entstehen der Ideen im menschlichen Hirn. Jaurès behauptet, daß Gesicht und Gehör höhere Sinne sind, weil die damit begabten Tiere harmonische Klänge und die Pracht des Lichts, den Glanz der Sonne genießen können. Er stellt sie höher als die Hand, die mit ihrem Daumen, welcher den anderen Fingern entgegengestellt werden kann, das charakteristische Glied der Affen und Menschen ist. Die Hand hat den Menschen geschaffen. Aber wenn wir Jaurès auch darauf hinweisen, daß das Gesicht und das Gehör schließlich nur Lokalisationen und Spezialisierungen des Tastsinns sind, daß die augenlosen Tiere das Licht mittels ihrer ganzen Hautoberfläche wahrnehmen und daß sogar die Pflanzenzellen das Chlorophyll nur unter dem Einfluß des Sonnenlichts erzeugen, so hat uns dies alles noch nicht über das Wie der Bildung und Entwicklung der Sinne aufgeklärt.

Wie Sie sehen, spitzt sich die Auseinandersetzung zwischen [270] Jaurès und den Marxisten zu einer Erörterung über den Ursprung und die Entwicklung der Ideen zu. Diese Frage hat schon viele philosophische Geister beschäftigt und wird noch viele beschäftigen.

Descartes nahm an, daß wir mit angeborenen Ideen vom Allgemeinen, von Ursache, Wirkung usw. das Licht der Welt erblicken. Locke, Condillac und später die Sensualisten glaubten dagegen, *daß alles, was im Geist ist, zuerst in den Sinnen gewesen ist*. Der Geist, sagte Diderot, ist eine leere Tafel, auf welche die Vorgänge der Natur ihre Eindrücke niederschreiben.

Schon die Griechen, welche am Eingang aller Pfade des Gedankens stehen, haben nach dem Ursprung der Ideen geforscht. Plato behauptete, daß unsere Ideen von Gerechtigkeit Erinnerungen an die Idee des absolut Guten seien. Archelaus dagegen, der Lehrer des Sokrates, war der Ansicht, daß die Gesetze des Landes, in dem man lebt, die Quelle der moralischen Begriffe seien, die man hätte. Man kann in der Tat beobachten, daß die empfindlichsten Gewissen sich mit der Sklaverei überall dort abgefunden haben, wo sie eine gesetzlich anerkannte Einrichtung war.

Die Marxisten nehmen die Theorie Lockes und Archelaus' wieder auf, vervollständigen sie jedoch und fügen ihr hinzu, daß, wenn es dem zivilisierten Menschen auch unmöglich ist, den genauen Augenblick zu bestimmen, in dem er gewisse Ideen erlangt hat, diese Ideen doch nicht vom Himmel heruntergefallen sind. Sie sind erworben worden durch die Erfahrung unserer Vorfahren, welche uns durch eine lange Reihe von Generationen derart beanlagte Gehirne vererbten, daß wir gleichsam von selbst gewisse Ideen erlangen, die uns in der Folge als angeborene erscheinen.

[2] Der Mensch und die Tiere können nur denken, weil sie ein Gehirn besitzen. Das Gehirn setzt die Empfindungen in Ideen um, wie die Dynamomaschinen die auf sie übertragene Bewegung in Elektrizität umsetzen. Es ist die Natur oder richtiger – um einen Ausdruck zu vermeiden, welcher die Natur, der Anschauung der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts entsprechend, zu einer metaphysischen Einheit idealisieren würde – es ist *das natürliche Milieu*, welches das Gehirn und die anderen Organe bildet. Ich sage absichtlich „und die anderen Organe“, weil die Idealisten das Gehirn von den anderen Organen trennen, um seine Tätigkeit, nämlich das Denken, Ursachen zuzuschreiben, welche an Hexerei grenzen, gerade so, wie die Spiri-[271]tualisten den Menschen vom Tierreich scheiden, um ihn als Wunderwesen hinzustellen, für welches Gott zur Erde niederstieg und sich kreuzigen ließ.

Das natürliche Milieu, welches das Gehirn und die anderen Organe des Menschen geschaffen hat, ließ sie sich zu einem solchen Grad der Vollkommenheit entwickeln, daß sie die außer-

ordentlichste und wunderbarste Anpassungsfähigkeit erlangt haben. So raubten jahrhundertlang zivilisierte Menschen, Christen, Neger an der Küste von Afrika, um sie als Sklaven in die Kolonien zu verkaufen. Diese Schwarzen waren Barbaren, Wilde, um Hunderte, Tausende von Jahren hinter der Kultur der zivilisierten Völker zurück, und trotzdem erlernten sie binnen kurzem deren Handwerke und Beschäftigungsarten.

Die Jesuiten haben in Paraguay das merkwürdigste soziale Experiment gemacht, das mir bekannt ist, ein Experiment, welches für uns Sozialisten von höchster Bedeutung ist, weil es klärlieh beweist, mit welcher außergewöhnlicher Schnelligkeit sich ein Volk entwickelt, sobald man es in ein neues soziales Milieu verpflanzt. Aus Wilden haben die Jesuiten, diese unvergleichlichen Erzieher und klugen Ausbeuter der Arbeit, ein zivilisiertes (*policé*) Volk von mehr als hundertfünfzigtausend Köpfen herangedrillt.

Die Guaranis, welche sie in den Pueblos von Paraguay ansiedelten, streiften nackt durch die Wälder, bedienten sich als Waffen nur des Bogens und der Holzkeule und kannten nur einen ganz primitiven Ackerbau, sie bauten nur Mais. Ihr Geist war so wenig entwickelt, daß sie nur bis zwanzig zu zählen imstande waren, und obendrein mußten sie sich dazu ihrer Finger und Zehen bedienen. Ein Finger bedeutete eins, zwei Finger zwei, eine Hand fünf, eine Hand zusammen mit einem Finger der zweiten Hand sechs, beide Hände und eine Zehe elf, beide Hände und ein Fuß fünfzehn, Hände und Füße zusammen zwanzig. Die niedrigst stehenden Wilden bedienen sich stets ihrer Finger und Zehen beim Zählen. Die Zahl, der abstrakteste Begriff, welcher in dem Hirn des zivilisierten Menschen vorhanden ist, war also anfangs in dem Hirn des Wilden der Reflex eines materiellen Gegenstandes. Wenn wir laut oder in Gedanken eins, zwei, fünf, zehn zählen, so sehen wir keinen Gegenstand vor uns. Der Wilde dagegen sieht im Geiste einen Finger, zwei Finger, eine Hand, zwei Hände.<sup>2</sup> Wie zutreffend diese Annahme ist, erhellt daraus, daß die römischen Ziffern, deren sich die zivilisierten Völker lange vor Einführung der arabischen Ziffern bedienten, Nachbildungen der Finger bzw. der Hand waren. I stellt einen Finger dar, II zwei Finger, V eine Hand, deren drei mittlere Finger eingebogen, deren Daumen und kleiner Finger aus-[272]gestreckt sind, X bedeutet zwei V oder zwei einander entgegengestellte Hände.

Die Jesuiten haben die Wilden von Paraguay zu geschickten Arbeitern erzogen, die fähig waren, die schwierigsten Arbeiten auszuführen. Charlevoix sagt folgendes von ihnen: „Die Indianer in den Missionen besitzen im höchsten Grade das Talent der Nachahmung. Es genügt z. B., daß man ihnen ein Kreuz, einen Leuchter, ein Weihrauchbecken zeigt, damit sie es nachahmen, und es hält schwer, ihre Arbeit von dem Vorbild zu unterscheiden. Ihre Musikinstrumente, die kompliziertesten Orgeln fertigen sie selbst an, auch wenn sie Musikinstrumente und Orgeln nur ein einziges Mal untersucht haben; ebenso Globusse, Teppiche nach Art der türkischen und die schwierigsten Erzeugnisse der Textilindustrie.“<sup>3</sup>

Der Naturforscher d'Orbigny, welcher 1832 die nach der Vertreibung der Jesuiten zugrunde gegangenen und verwilderten Pueblos in Paraguay besuchte, bewunderte die Kirchen, welche diese Wilden erbaut und mit Malereien und Bildhauereien geschmückt hatten.

Diese Handwerke und Künste sowie die ihnen entsprechenden Ideen waren der Hand und dem Hirn der wilden Guaranis sicher nicht angeboren. Sie waren ihnen gleichsam eingetrichtert worden, wie man eine Arie von Verdi einem Leierkasten einlegt. Durch die Erziehung, welche ihnen die Jesuiten angedeihen ließen, wurden sie fähig, die verschiedensten und schwierigsten Handwerke zivilisierter Völker auszuüben und die damit zusammenhängenden

---

<sup>2</sup> Es ist mehr als wahrscheinlich, daß im zarten Alter den Kindern auch der zivilisierten Völker materielle Gegenstände vorschweben, wenn sie zählen.

<sup>3</sup> Xavier du Charlevoix: Histoire du Paraguay. Paris 1757.

Ideen zu fassen. Wir haben in ihrem Falle ein Beispiel von dem unmittelbaren Einfluß des Menschen auf den Menschen vor uns. Allein stehen dem Hirn und den übrigen Organen des Menschen nicht noch andere Mittel der Vervollkommnung als der menschliche Einfluß zu Gebote? Entwickeln die Vorgänge und Erscheinungen des natürlichen wie des sozialen Milieus, entwickeln die Erfahrungen nicht die technische Fähigkeit des menschlichen Organs, verändern sie nicht die menschlichen Gedanken?

Die Idee der *Gerechtigkeit*, welche nach Jaurès als unbewußte Idee in dem Haupte des Wilden schlummert, hat sich erst nach dem Entstehen des Privateigentums in das menschliche Hirn eingeschlichen.

Die Wilden haben keinen Begriff von Gerechtigkeit, es mangelt ihnen sogar ein Wort, um diese Idee auszudrücken. Höchstens kennen sie das Gesetz der Wiedervergeltung, Schlag um Schlag, Auge um Auge, welches im Grunde nichts ist als eine Umformung der Reflexbewegung, welche das Augenlid zusammen-[273]zucken läßt, wenn etwas das Auge bedroht, welche ein Strecken des Gliedes veranlaßt, wenn dieses geschlagen wird. Sogar die Barbaren, welche in einem sehr hochentwickelten, aber kommunistischen sozialen Milieu leben, wo folglich das Privateigentum noch im Entstehen begriffen ist, sogar diese Barbaren besitzen nur eine sehr unbestimmte, nebelhafte Idee von der Gerechtigkeit. Ich verweise zur Bekräftigung der Tatsache auf die Ansicht von Summer Maine, deren hohen philosophischen Wert Jaurès nicht bestreiten dürfte.

„Vom juristischen Standpunkt aus“, sagt Maine, „gibt es in einem indischen Dorf weder *Recht* noch *Pflicht*. Eine Person, welche einen Schaden erleidet, beklagt sich nicht über ein individuell erfahrenes Unrecht, sondern über die verursachte Störung der Ordnung des ganzen kleinen Gemeinwesens. Mehr noch, das Gewohnheitsrecht hat keine zwingende Kraft. In dem undenkbaren Falle eines Ungehorsams gegen den Beschluß des Dorfrats scheint die einzige Strafe oder die einzige gewisse Strafe in der allgemeinen Mißbilligung zu bestehen.“<sup>4</sup>

Locke, welcher wie die Philosophen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die deduktive Methode der Geometrie gebrauchte, gelangte zu dem Schluß, daß das Privateigentum die Idee der Gerechtigkeit erzeugt hätte. In seinem „Versuch über den menschlichen Verstand“ sagt er ausdrücklich: „Daß es dort, wo es kein Eigentum gibt, auch keine Ungerechtigkeit gibt, ist ein ebenso sicherer Schluß als irgendein Beweis des Euklid: denn die Idee des Eigentums schließt ein Recht auf ein Ding in sich, und die Idee, welcher das Wort Ungerechtigkeit entspricht, ist die der Verletzung oder Vergewaltigung dieses Rechts.“

Aber wenn die Idee der Gerechtigkeit, wie Locke annahm, nur im Gefolge und als Kind des Privateigentums erscheinen kann, so ist im Gegenteil die Idee des Diebstahls oder vielmehr der unwillkürliche Drang, sich dessen zu bemächtigen, was man braucht oder wünscht, vor dem Entstehen des Privateigentums sehr entwickelt. Die Wilden und kommunistischen Barbaren benehmen sich gegenüber materiellen Gütern, wie unsere Gelehrten und Schriftsteller sich gegenüber geistigen Gütern verhalten: sie nehmen, um mit Molière zu reden, das Gute überall, wo sie es finden. Diese natürliche Gewohnheit wird Diebstahl, Verbrechen, sobald an Stelle des gesellschaftlichen Eigentums das Privateigentum tritt.

Der Gemeinbesitz hat im Kopfe der Wilden und Barbaren Gefühle und Ideen erzeugt, welche die christlichen Bourgeois, diese traurigen Produkte des Privateigentums, sehr sonderbar anmuten müssen.

[274] Heckewelder, ein mährischer Missionar, der im achtzehnten Jahrhundert fünfzehn Jahre lang unter den Wilden Nordamerikas lebte, welche noch nicht durch das Christentum und die

---

<sup>4</sup> H. S. Maine, „Village communities in the East and West“.

Bourgeoiszivilisation verdorben worden waren, sagt: „Die Indianer glauben, daß der große Geist die Welt samt allem, was sie enthält, für das Wohl aller Menschen geschaffen hat. Als er die Erde bevölkerte und die Wälder mit Wildbret erfüllte, geschah es nicht zum Nutzen einiger weniger, sondern aller. Alles ist gemeinsam den Menschenkindern gegeben. Alles, was auf der Erde atmet und auf den Feldern wächst, alles was in den Flüssen und Gewässern lebt, gehört gleicherweise allen, und jeder hat Recht auf seinen Teil.

Die Gastfreundschaft ist bei ihnen nicht eine Tugend, sondern eine zwingende Pflicht. Sie würden lieber hungrig schlafen gehen als die Beschuldigung ertragen, ihre Pflichten der Befriedigung der Bedürfnisse des Fremden, des Kranken, des Notleidenden nicht erfüllt zu haben: weil diesen ein gemeinsames Anrecht darauf zusteht, auf Kosten des gemeinsamen Vorrats unterstützt zu werden; weil das Wildbret, mit dem man sie speiste, wenn es aus dem Walde stammte, das Eigentum aller war, ehe es der Jäger erlegte; weil die Gemüse und der Mais, die man ihnen bot, auf dem Grund und Boden gewachsen waren, der allen gehört.“

Der Jesuit Charlevoix, der seinerseits ebenfalls unter Wilden gelebt hat, welche noch nicht in den Tugenden der christlichen und der Eigentumsmoral erzogen worden waren, sagt in seiner „Histoire de la Nouvelle France“: „Die brüderliche Gesinnung der Rothäute rührt ohne Zweifel zum Teil daher, daß die Ausdrücke mein und dein, diese eisigen Worte, wie sie der heilige Johann Chrysostomus nennt, den Wilden noch nicht bekannt sind. Die Pflege und Rücksicht, welche sie Waisen, Witwen und Kranken zuteil werden lassen, die Gastfreundschaft, welche sie so bewunderungswürdig ausüben, sind nur eine Folge der Überzeugung, in der sie leben, daß alles gemeinsam allen Menschen gehören muß.“

Indem das Privateigentum den Unterschied zwischen dem mein und dein schuf, ließ es nicht bloß die Idee der Gerechtigkeit in das Hirn des Menschen einziehen, sondern auch in sein Herz Gefühle, die so feste Wurzel schlugen, daß wir sie für angeboren halten und daß ich Sie durch ihre Nennung entrüsten werde. Es ist über allen Zweifel erwiesen, daß der Mensch Eifersucht und Vaterliebe nicht kennt, solange er in einer kommunistischen Gesellschaft lebt. Männer und Frauen leben da in der Vielehe: die Frau nimmt so viel Gatten, als ihr beliebt, und der [275] Mann so viel Frauen, als er kann. Trotzdem erzählen uns die Reisenden, daß diese braven Leute zufriedener und einträchtiger leben als die Mitglieder der langweiligen und egoistischen monogamischen Familie. Allein sobald das Privateigentum entsteht und sich festsetzt, kauft der Mann seine Frau und sichert sich den möglichst alleinigen Genuß seines Zuchtieres. Die Eifersucht ist im Grunde nichts als ein umgewandeltes Eigentumsgefühl. Der Vater beginnt erst sich um sein Kind zu kümmern, wenn er ihm Privatbesitz zu vererben hat.

Die Ideen der Gerechtigkeit, die das Hirn der zivilisierten Menschen erfüllen und die sich auf das mein und dein gründen, werden wie ein böser Spuk verschwinden, sobald das gesellschaftliche Eigentum an Stelle des Privatbesitzes tritt.

Jaurès hat behauptet, daß die Ideen der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit durch ihren Gegensatz zu dem sozialen Milieu die geschichtliche Entwicklung der Menschheit bestimmen. Allein wenn seine Behauptung richtig wäre, so könnte überhaupt nicht von einer geschichtlichen Entwicklung die Rede sein. Denn sonst hätte der Mensch nie das primitive kommunistische Milieu aufgegeben, in welchem die Idee der Gerechtigkeit nicht vorhanden ist und nicht vorhanden sein kann und wo die Gefühle der Brüderlichkeit sich freier betätigen konnten als in irgendeiner anderen Gesellschaftsform. Anstatt daß die Idee der Gerechtigkeit in Gegensatz zu den Eigentümlichkeiten eines gegebenen sozialen Milieus tritt, paßt sie sich ihnen im Gegenteil an.

Die Idealisten, ganz besonders aber die eingefleischten Positivisten, behaupten, daß die Ideen der Gerechtigkeit und daß die Moral in stetem Fortschritt begriffen sind. Diese Theorie lächelt



gar holdselig die Herren Kapitalisten an, welche die Kaufe und Pfiffe, die sie in Industrie und Handel anzuwenden pflegen, zu Heldentaten der Tugend stempeln. Nichtsdestoweniger hält es schwer, die fortschreitende Entwicklung der Gerechtigkeit und der Moral zu beweisen, welche den Auguste Comte, Herbert Spencer und anderen tiefgründigen Bourgeoisphilosophen von gleicher scholastischer Kurzsichtigkeit so sehr ans Herz gewachsen ist.

Zahlreiche Tatsachen sind nämlich so frei, dieser den Kapitalisten angenehmen Theorie zu widersprechen. In den Gesellschaften, die nicht auf eine Warenproduktion gegründet sind, wo man nicht zum Verkauf, sondern für den häuslichen Verbrauch produziert und die Sklaven produzieren läßt, gilt der Handel für etwas sehr Verächtliches. „Was kann Ehrenwertes aus einem Laden kommen?“ sagte Cicero. Nur verachtete und verächtliche Leute handeln in solchen Gesellschaften mit Geld. [276] Für geliehenes Geld Zins nehmen ist gleichbedeutend mit einem Diebstahl, den die Moral und die Religionen verurteilen. Jehovah selbst verbot den Juden, gegen Zins zu leihen, er gestattete es nur gegenüber dem Fremdling, welcher der Feind des auserwählten Volkes ist. Die katholische Kirche, die heute ganz anders denkt, schleuderte ehemals ihre besten Flüche gegen das Zinsnehmen. Die früher geltende Moral hat sich in ihr Gegenteil verwandelt, sobald die Bourgeoisie die gesellschaftlich herrschende Klasse ward. Das Leihen gegen Zins wird sakrosankt. Eines der ersten Gesetze nach dem Ausbruch der Revolution im Jahre 1789 proklamierte die Gesetzlichkeit des Zinses, der bis dahin nur geduldet wurde. Das große Buch der Staatsschuld wird das Goldene Buch, die Bibel, das Buch der Bücher der Bourgeoisie. Das Geschäft des Geldverleihers, des Bankiers wird ebenso ehrenwert als geehrt; von seinen Renten leben, d. h. vom Zins des Geldes, ist das Ziel des höchsten Ehrgeizes aller Glieder der bürgerlichen Gesellschaft. Das Leihen gegen Zins wäre also eine höhere Form der Moral, wenn nicht die allerhöchste nach Comte, Spencer und anderen Verehrern der „vervollkommnungsfähigen Vervollkommnungsfähigkeit“ der Gerechtigkeit und der Moral. Nichts natürlicher, als daß Kapitalisten, welche vom Schacher mit Geld leben, in dieser Frage die Ansicht ihrer erstaunlich oberflächlichen Leibphilosophen teilen. Wir Sozialisten jedoch, welche die kapitalistische Ausbeutung aus der Welt schaffen wollen, wir anerkennen unumwunden, daß den Feudalherren und den Patriziern des griechisch-römischen Altertums eine höhere Auffassung der Moral eigentümlich „war, wenn sie die Leihher gegen Zins als Diebe behandelten.

Wenn die Gerechtigkeit und Moral sich nicht fortschreitend entwickeln, so verändern sie sich doch von einer Geschichtsepoche zur anderen, um sich den Interessen und Bedürfnissen der herrschenden Klasse anzupassen. „Was beweist die Geschichte der Ideen anders“, sagen Marx und Engels 1847 im „Kommunistischen Manifest“, „als daß die geistige Produktion sich mit der materiellen umgestaltet? Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse.“

Die Gerechtigkeit und die Moral, welche sich nach den Bedürfnissen und Interessen der herrschenden Klasse verändern, werden von diesen der unterdrückten Klasse aufgezwungen, welche sie schließlich annimmt, obgleich sie im Gegensatz zu ihren Bedürfnissen und Interessen stehen.

Wer von uns hat nicht Arbeiter sagen hören: „Der Unternehmer muß eben auch von seinem Geld Profit haben.“ Alle Hand- und Kopfarbeiter denken ähnlich. Der Arbeiter, das Opfer des Pro-[277]fits, erkennt dessen Legitimität an und heiligt die kapitalistische Ausbeutung, die ihn täglich eines Teiles des von ihm geschaffenen Wertes beraubt.

Die unterdrückte Klasse formuliert anfangs nicht ihre Forderungen im Namen einer höheren Gerechtigkeit und Moral, sondern im Namen der herrschenden Anschauungen davon. Die Rechte, welche sie fordert, sind jene, die ihnen die den Interessen der unterdrückenden Klasse angepaßte Gerechtigkeit zuspricht. Dafür ein geschichtliches Beispiel.

Man sagt, daß in den Kriegerstaaten die Arbeit verachtet ist. Das ist nicht ganz richtig. Die Helden der Ilias hüteten ihre Herden und ackerten und pflügten ihre Ländereien. Sie rühmten sich oft, eine Furche als vollständig gerade Linie ziehen zu können. Die Patrizier Roms und die Eupatriden Griechenlands legten Schwert und Schild nieder, um hinter dem Pfluge einherzugehen. Die Feudalherren des Mittelalters erlernten das Ritterhandwerk, indem sie als Pagen und Knappen in einer vornehmen Familie dienten. Was man in jenen Tagen verachtete, war der Verkauf der Arbeitskraft. Der Mann, der seine Arbeitskraft verkaufte, der einen Lohn nahm, erniedrigte sich damit zu einem Sklaven, er verkaufte sich als Sklave, er ging der Würde eines freien Mannes verlustig. Diese erniedrigende Handlung wird tagtäglich von den freien Menschen der kapitalistischen Gesellschaft begangen. Die Proletarier der Hand- und der Kopfarbeit haben nur eine Sorge: sich zu verkaufen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, den Gedanken, dieses Allerheiligste, zu verkaufen. Zeuxis verschenkte seine Gemälde, weil, wie er sagte, alles Gold des persischen Königs nicht hinreichte, sie zu bezahlen. Unsere Meissonniers lassen ihre Gemälde mit Goldstücken von Schweinehändlern aus Chicago oder irgendeinem Mackay bedecken, welche die kostbare Leinwand vielleicht in ihr Wasserklosett hängen.

Der Proletarier hat nur ein Ideal und kann nur ein Ideal haben: seine Arbeitskraft so gut als möglich zu verkaufen. „Einen anständigen Lohn für einen anständigen Arbeitstag“, so lautet der Wahlspruch der englischen Trade Unions und der Arbeiter der ganzen Welt. Der Proletarier beklagt sich nur, wenn er seine Arbeit nicht zu ihrem gerechten Preis verkaufen kann. Und nur wenn die Arbeiterklasse nicht die erniedrigende und schmachvolle Gerechtigkeit der kapitalistischen Klasse erlangen kann, beginnt sie an Empörung zu denken.

[3] Das natürliche Milieu hat den Menschen derart entwickelt, daß er ebensogut unter dem Äquator bei 40 und 50 Grad Hitze leben kann als in der Nähe der Pole in Gegenden, wo das Queck-[278]silber gefriert. Es ist wahr, daß er diese bemerkenswerte Eigentümlichkeit mit den Ratten teilt. Die Verschiedenartigkeit der natürlichen Wohnsitze hat innerhalb des Menschengeschlechts einander sehr unähnliche Rassen gebildet.

Aber der Mensch, wie die Ameise, der Biber und andere Tiere, versteht es, zum Schutze seiner Existenz künstliche Milieus zu schaffen, d. h. Milieus, welche die menschliche Kunst erzeugt. Diese künstlichen Milieus setzen das Werk der Natur fort, sie verändern den Naturmenschen, vervollkommen gewisse seiner Eigenschaften, unterdrücken andere und schaffen den sozialen Menschen. Die künstlichen Milieus arbeiten dem differenzierenden Einfluß der natürlichen Milieus entgegen und stellen die Einheit des Menschengeschlechts wieder her.

Die natürlichen Milieus, welche unter der gleichen Breite gelegen sind, weisen annähernd die gleiche Tier- und Pflanzenwelt auf. Ebenso zeigen die künstlichen Milieus, welche sich hinsichtlich der Produktionsweise gleichen, eine große Ähnlichkeit bezüglich der Sitten der in ihnen lebenden Menschen, ihrer Familien- und Staatsformen, ihrer Religionen und Philosophien. Überall, wo die kapitalistische Produktionsweise herrscht, im eisigen Kanada wie im sonnigen Italien und in den erst seit kurzem zivilisierten Gegenden Australiens, finden sich der Parlamentarismus – anfänglich auf Grund eines beschränkten, dann des allgemeinen Stimmrechts –, die monogamische Familie, gemildert durch Ehebruch und Prostitution, die deistische und idealistische Philosophie. Diese Ähnlichkeit beobachtet man nicht nur bei Völkern, welche seit Jahrhunderten die nämliche soziale Entwicklung durchgemacht haben, sondern auch bei Nationen verschiedener Rassen, welche außerhalb der Sphäre der europäischen Entwicklung und im Sturmschritt vorwärts eilten. So sind z. B. die Japaner mit einem Satze aus ihrem bisherigen feudalen Milieu in ein kapitalistisches Milieu gesprungen, als sie die mechanische Industrie in ihrem Reiche einführten. Sie haben in der Folge ihr politisches Regime, ihre Gesetze, sogar ihre Kleider ändern müssen. Sie zieren ihr Haupt mit unserer gräulichen Angströhre, und – seien Sie dessen sicher – es wird nicht lange dauern, so haben

sie ihr Panama und ihren Rouvier. So wird der Mensch durch das künstliche Milieu, das er sich schafft, sein eigener Schöpfer und der Herr seines sozialen Geschicks. Aber sein Wirken ist ein unbewußtes und widerspricht seinen Ansichten. Wie Hegel sagt, gelangt der Mensch immer zu einem Resultat, das er nicht vorausgesehen hat und das seinen Absichten zuwiderläuft. So haben die Kapitalisten, um den Besitz ihrer Klasse zu mehren, die mechanische Großindustrie [279] eingeführt und entwickelt, ohne zu bedenken, daß sie mit dem Ruin der Kleinindustrie den Mittelstand zerstören, welcher als Puffer zwischen dem Proletariat und der Kapitalistenklasse dient. 1848 strömten Nationalgardisten in großer Zahl aus den Nachbarstädten von Paris herbei, um die „Teiler“ der Junitage zu massakrieren und die Péreire und Fould zu schützen, welche die kleinen Leute später durch ihre Finanzschwindeleien ausplünderten und finanziell erwürgten. 1871 dagegen bequeme sich trotz der wiederholten Aufrufe Thiers' nicht ein einziger Nationalgardist dazu, gegen die Kommune zu kämpfen. Nur Herr Félix Faure, der gegenwärtige Präsident der französischen Republik, erschien auf der Bildfläche: er kam von Havre mit einer Feuerspritze, um die Feuersbrünste zu löschen, welche die Versailler angelegt hatten. Indem die Börsenjobber, die Großindustriellen und Großhändler das Kleinbürgertum verzehren, verzehren sie ihre besten Verteidiger. Die Volksweisheit hat dieses geschichtliche Gesetz begriffen und in dem Sprichwort ausgedrückt: „Der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Gott ist in unserem Falle die Produktionsweise.

Die Notwendigkeiten der Produktion führen die Menschheit vorwärts und nicht die bewußte oder unbewußte Gerechtigkeitsidee. Dies beweist am schlagendsten die Geschichte der Sklaverei.

Die Sklaverei dürfte sich gemäß der Auffassung der Idealisten des doppelten Glücks rühmen, aus Menschenliebe eingeführt und auch aus Menschenliebe abgeschafft worden zu sein. Nach ihnen hätte der Mensch von dem Augenblick an aufgehört, sich an einer Portion von seinesgleichen zu delectieren, wo die Liebe zu seinem Nächsten in seinem Herzen empordämmerte. Immerhin war es ein schöner Beweis seiner Liebe, den er dem Nächsten gab, wenn er ihn verspeiste. Nach der Ansicht der Katholiken kann man ja Gott keinen größeren Liebesbeweis geben, als wenn man ihn in Form einer Hostie aufißt.

In Wirklichkeit darf man das Aufhören der Menschenfresserei nur wirtschaftlichen Ursachen und dem Einfluß der Frau zuschreiben. Anfangs nahm der ganze Stamm – Männer, Frauen und Kinder – an den Mahlzeiten von Menschenfleisch teil. Man verschmauste einen alten Verwandten, um ihm die Sorgen des Alters und die Beschwerden des harten Kampfes ums Dasein zu ersparen, für jeden doppelt mühsalsreich, welcher die Kraft und Elastizität seiner Glieder eingebüßt hat. Aber als die Niederlassung in wildbret- und fischreichen Gegenden, die Züchtung von Vieh und der Ackerbau die Möglichkeit schufen, die Greise zu ernähren, ließ man sie eines natürlichen Todes sterben. [280] Man fuhr jedoch fort, die Leichname der auf dem Schlachtfeld gefallenen Feinde zu verspeisen sowie auch die Kriegsgefangenen. Nun nahmen nur noch die Krieger an diesen Schmausereien teil, die Frauen waren von ihnen ausgeschlossen. Aus Neid ohne Zweifel begannen diese das Menschenfleisch zu verabscheuen und bezeugten ihren Ekel davor den Männern, welche an den kannibalischen Mahlzeiten teilnahmen. Der Einfluß der Frauen führte schließlich dazu, daß diese Mahlzeiten abgeschafft wurden; sie bestanden nur noch als religiöse Zeremonien weiter. Das christliche Abendmahl ist ein Nachklang der Mahlzeiten von Menschenfleisch.

Die Sklaverei entsteht nur und setzt sich fest, wenn die Produktion landwirtschaftlicher und industrieller Erzeugnisse so weit fortgeschritten ist, daß ein Mensch durch seine Arbeit für seinen Unterhalt aufzukommen und noch einen Überschuß darüber zu erzeugen vermag, dessen sich ein anderer Mensch bemächtigen kann.

Wenn die Stämme der Wilden und Barbaren durch innere Kämpfe bedeutend gelichtet worden waren, so nahmen sie Kriegsgefangene als Stammesgenossen in ihren Stamm an, um die Lük-

ken in den Reihen ihrer Krieger zu füllen. Nun nahmen sie dieselben auch als Stammesgenossen an, um sie für sich arbeiten zu lassen. Die Aufnahme der Sklaven in die Stammesgenossenschaft bestand sogar noch bei zivilisierten Völkern weiter. Bei den Griechen und Römern wurden die Sklaven feierlich als Familienmitglieder adoptiert, nachdem vor dem häuslichen Altar eine religiöse Feier stattgefunden hatte. Die Familie hat sogar vom Sklaven ihren Namen erhalten. Das Wort Familie stammt von einem alten oskischen Wort „Famel“, d. h. Sklave. Die patriarchalische Familie ist tatsächlich auf die Sklaverei gegründet, die Sklaverei der Frau.

Anfänglich war die Sklaverei eine milde. Der Sklave wird als ein Genosse, fast als ein Freund betrachtet. Azara, welcher als Kommissar zum Zwecke der Grenzregelung zwischen den portugiesischen und spanischen Besitzungen zehn Jahre lang unter den wilden Stämmen Brasiliens und Paraguays gelebt hat, konnte die Sklaverei in ihrer anfänglichen Form beobachten. „Die M'bayas“ (der kriegerischste Stamm Paraguays), so schrieb er, „verwenden die Guarani zur Bestellung ihrer Ländereien und zu ihrer Bedienung. Allerdings ist diese Sklaverei eine sehr milde, der Guarani unterwirft sich ihr freiwillig. Die Herren befehlen wenig, sie bedienen sich nie eines herrischen oder gebieterischen Tones, sie teilen alles mit ihren Sklaven, sogar die fleischlichen Freuden. Ich habe gesehen, wie ein M'baya vor [281] Kälte zitterte, aber seinem Guarani die Decke überließ, die dieser ihm genommen hatte, um sich selbst damit zu schützen. Ja, der M'baya ließ den Sklaven nicht einmal merken, daß er die Decke gern gehabt hätte.“<sup>5</sup>

Die Sklaverei, wie die Odyssee sie uns schildert, weist zwar noch freundschaftliche Beziehungen zwischen Herrn und Sklaven auf, hat jedoch schon ihren ursprünglichen menschlichen Charakter verloren. Und je größer die Fortschritte der Zivilisation sind, je mehr die Philosophie die Menschen aufklärt, die Gerechtigkeit die Rechte der freien Bürger regelt und feststellt und die Moral ihre Laster mit schönen Vorschriften aufputzt, um so unmenschlicher wird die Sklaverei. In den Zeiten der höchsten Blüte Athens und Roms war sie unerträglich geworden.

Nichtsdestoweniger fanden sich die idealistischen Philosophen mit der Sklaverei ab. Plato läßt in seiner utopischen Republik die Sklaverei bestehen, und Aristoteles war der Ansicht, daß die Natur von vornherein manche Menschen zur Sklaverei bestimmt habe. Der Gott der Juden und Christen beschloß die Sklaverei der Nachkommen Harns. Was Jehovah nicht ahnte, das sah jedoch der griechische Denker voraus: nämlich die Abschaffung der Sklaverei, wenn die Maschinen sich bewegen und den Dreifüßen Vulkans gleich von selbst ihre heilige Arbeit verrichten würden.

Die christlichen Geistlichen verkünden mit vollen Backen, daß das Christentum die Abschaffung der Sklaverei bewirkt habe. Es ist jedoch das Christentum gewesen, welches die Sklaverei in Amerika eingeführt und sie in der alten Welt erhalten hat. Der heilige Paulus schickte die entflohenen christlichen Sklaven zu ihren Herren zurück, und ebenso wie der heilige Petrus, der heilige Augustinus und die ganze Schar der Heiligen der ersten Jahrhunderte, predigte er den Sklaven, ihren irdischen Herren zu gehorchen und treulich zu dienen, um sich dadurch die Gunst des himmlischen Herrn zu erwerben.<sup>6</sup>

---

<sup>5</sup> Don Felix de Azara: „Voyage dans l'Amérique méridionale de 1781-1801“.

<sup>6</sup> Wenn auch die katholischen Geistlichen in der Öffentlichkeit die Sklaverei verurteilen, so verteidigen sie doch dieselbe nichtsdestoweniger beim Unterricht, in der stillen Abgeschlossenheit ihrer Seminarien. Der Jesuit Gury, der vor ungefähr 15 Jahren starb, hat eine Moralthologie verfaßt, die als klassisches Werk gilt, allen Seminaristen in die Hand gegeben wird und von der Hochwürden Guibert, Erzbischof von Paris, sagt, „daß sie innerhalb der letzten dreißig Jahre die Gesinnung der französischen Geistlichkeit in glücklicher Weise beeinflußt hat“. In diesem Werk heißt es: Frage: „Kann der Mensch Eigentumsrechte über einen anderen Menschen besitzen?“ Antwort: „1. Der Mensch kann sich kraft seines natürlichen Rechts als nützlichtes Eigentum auf Lebenszeit an einen anderen Menschen verkaufen. Denn wenn er dieses Eigentum auf einen anderen zeitweilig übertragen kann, so kann er es auch für immer verkaufen, weil er an andere abtreten kann, was er besitzt.“

Weder die Philosophen noch das Christentum ließen sich einfallen, die Sklaverei zu bekämpfen, und noch weniger, sie abschaffen zu wollen. Sie verschwand, sobald die Vervollkommnung der Produktionsmittel so weit fortgeschritten war, daß die Sklavenarbeit eine unsichere und kostspielige Art der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen wurde. Um dies zu beweisen, braucht man bloß zu vergleichen, wie die Verhältnisse bezüglich der Lohnarbeit und der Sklaverei liegen. Der Herr muß seinen Sklaven kaufen und die Verluste tragen, die ihm aus Krankheit, Unglücksfällen oder aus dem Tode erwachsen. Er [282] muß ihn ernähren, auch dann, wenn der Sklave krank ist oder feiert; er muß für seinen Unterhalt im Alter aufkommen, denn er kann ihn nicht wie einen Hund totschiessen. Der Kapitalist ist dieser Sorgen und Verpflichtungen ledig. Ohne in seinen Beutel greifen zu müssen, verschafft er sich Arbeiter in der gewünschten Zahl. Der Lohn, welchen er dem Arbeiter für einen Arbeitstag zahlt, entspricht ungefähr dem Betrag, den der Sklavenhalter für den Unterhalt seines Lasttieres verausgabt. Den Pariser Omnibusgesellschaften kommt der Unterhalt eines Pferdes höher zu stehen als das Gehalt eines Kondukteurs, und ihre vierfüßigen Sklaven arbeiten um die Hälfte weniger als ihre freien Lohnsklaven. Aus wirtschaftlichen Rücksichten und nicht aus sentimental und idealistischen Phantasien erklärt es sich, daß die Kapitalisten, welche schonungslos, grausam die freien Arbeiter und Arbeiterinnen ausbeuten, begeisterte Kämpen für die Abschaffung der Sklaverei sind.

Die von der Gerechtigkeit und der Moral gebilligte Sklaverei galt nicht nur der herrschenden Klasse als eine natürliche und göttliche Einrichtung, sondern auch der Klasse der Unterdrückten. Die unglückseligen Sklaven der antiken Gesellschaft ahnten nicht einmal die Möglichkeit einer Abschaffung der Sklaverei. Die Knechtschaft hatte jedes Gefühl der Empörung in ihrem Herzen erstickt, wie sie im Hirn der Herren jedes Aufblühen einer Idee der Gerechtigkeit verhinderte. So war es z. B. während des amerikanischen Sezessionskrieges nicht möglich, eine genügende Anzahl von Schwarzen für ein Regiment zu sammeln, das gegen die Sklavenbarone marschieren sollte.

Im Mittelalter war dem nicht so. Der Feudaladel konnte seine Herrschaft über das Land nur durch unaufhörliche Kämpfe ausdehnen und befestigen; er mußte eine ununterbrochene Reihe von Aufständen niederschlagen und das Gefühl der Gleichheit und Unabhängigkeit der Bauern ersticken, welche in kommunistischen Dörfern lebten. Kann man etwas Stolzeres hören als folgenden Schrei der Empörung eines Bauern des zehnten Jahrhunderts: „Die Herren fügen uns nur Übles zu. Sie besitzen alles, vermögen alles, essen alles und lassen uns in Armut und Schmerzen dahinleben ... Warum sollen wir uns derart behandeln lassen? Wir sind Menschen wie sie, wir haben die nämlichen Glieder, die nämliche Gestalt, die nämliche Kraft um zu leiden, und wir sind hundert gegen einen ... Setzen wir uns gegen die Ritter zur Wehr, halten wir alle zusammen und kein Mensch kann Herr über uns sein. Wir können dann die Bäume fällen, das Wildbret in den Wäldern jagen, die Fische in den Teichen fangen und [283] über Wald, Weide und Wasser wird nur unser Wille herrschen.“<sup>7</sup> Die Bauern brauchten nicht erst den Bourgeois von 1789 zu erwarten, um das Gefühl der Gleichheit zu empfinden. Aber was vermochten die armen Bauern, sie, die mit Fellen und groben Wollkitteln bekleidet, mit Knüppeln und Sicheln bewaffnet waren, gegen die mittelalterlichen Ritter, die durch ei-

---

„2. Im Prinzip besteht also kein Gegensatz zwischen dem natürlichen Recht und der Sklaverei oder lebenslänglicher Unterwerfung, bei welcher man im Austausch gegen den Unterhalt seine ganze Arbeit einem anderen zur Verfügung stellt.“

R. P. Gury: Compendium theologiae moralis, Kapitel II. Von den wichtigsten Arten des Eigentums, Abhandlung über die Gerechtigkeit und das Recht.

Als spitzfindiger Logiker leitet der Jesuit Gury die Sklaverei von der Lohnarbeit und dem Naturrecht ab. Seine These ist unanfechtbar für alle, welche die kapitalistische Gesellschaftsordnung verteidigen oder welche in holdem Aberglauben auf ein „Naturrecht“ schwören.

<sup>7</sup> Le „Roman de Rou. Man ist der Ansicht, daß er aus dem elften oder „zehnten Jahrhundert stammt.“

serne Rüstungen geschützt waren? Überall, in Frankreich wie in England und Deutschland, wurden sie geschlagen, in entsetzlicher Weise niedergemetzelt, zu Tode gefoltert, und zwar mit Unterstützung der Geistlichkeit und des Bürgertums. Etienne Marcel, der bürgerliche Held, dessen Standbild liberale und radikale Republikaner dem Pariser Rathaus gegenüber aufgestellt haben, bediente sich zuerst der Jacques, der empörten Bauern, verriet sie dann und lieferte sie Karl dem Bösen aus. Da ward das Schießpulver in dem Laboratorium der Alchimisten erfunden und der Industrie nutzbar gemacht. Das Schießpulver stellte die Gleichheit auf dem Schlachtfelde wieder her und sprach dem Rittertum das Todesurteil. Aber dafür, daß es Europa von den mittelalterlichen Rittern befreite, brachte es uns andere Lasten: es brachte uns die stehenden Heere. Die Bourgeoisie verabscheut den Militarismus, sie verabscheut die Säbelraßler, und da sie von dem edlen Ehrgeiz durchglüht ist, alle Menschen ohne Unterschied der Nationalität ausbeuten zu wollen, so proklamierte sie die Brüderlichkeit aller Völker“ und verkündete, daß ihre soziale Herrschaft das Reich des Friedens und des Völkerverkehrs bedeute. Die großen Geister der europäischen Bourgeoisie gründeten eine „*Internationale Friedensliga*“, um die Verwirklichung dieses Friedensreiches zu beschleunigen. Sie hielten internationale Kongresse ab, welche an beschränkte und unbeschränkte Potentaten Sendboten delegierten, die diesen die Greuel des Krieges schildern, sie mit der Aufzählung der wahnwitzigen Riesensummen schrecken sollten, welche der Unterhalt der stehenden Heere verschlingt. Diese Apostel der Gerechtigkeit und des Friedens verloren schließlich den Mut, denn sie waren Zeuge, daß in Europa die stehenden Heere an Zahl zunahmen, daß ihr Effektivbestand stetig wuchs, daß die Kriege immer mörderischer wurden. So entschlossen sie sich, als begeisterte Mordspatrioten maskiert aufzutreten; wenn sie heutzutage nicht die gegenseitige Abschächtung der Völker predigen, wie sie früher die Evangelisten ihrer Verbrüderung gewesen sind, so geschieht dies einzig und allein aus Furcht. Dank der allgemeinen Wehrpflicht sind auch die Bourgeois Kanonenfutter geworden.

[284] Man kann sich leichten Herzens, wie seinerzeit Ollivier, auf abenteuerliche Expeditionen einlassen, für einen Kriegszug gegen die Amazonen von Dahomeh oder gegen die Hovas auf Madagaskar stimmen. Es sind ja nur Bauern und Arbeiter, welche man der Kolonialfresserei zuliebe nach fremden Ländern schickt, ihre Haut dort zu Markte tragen läßt. Im Falle eines europäischen Krieges dagegen müßten auch die Bourgeois gegen den Feind marschieren und mit ihrer Person die Zeche zahlen. Diese Aussicht erscheint ihnen bedeutend weniger einladend, und dies um so weniger, als die vervollkommneten Mordwerkzeuge und die neuen Explosivstoffe die Schlachtfelder in riesige Schlachtplätze von mehreren Kilometern Umfang verwandeln, in Schlachtplätze, wo Hunderttausende hingemetzelt werden, ohne daß der Glorienschein des Heldentums sie ruhmvoll umstrahlt. Die Hungersnot muß der Schlächtereie folgen. Ein europäischer Krieg ruft tatsächlich alle gesunden, tüchtigen Männer unter die Fahne. Die Werkstätten und Fabriken werden leer stehen, das Getreide fault auf dem Halme, die nicht gepflügten und besäten Felder tragen keine Ernte. Nach dem Ende des Krieges – ganz gleich, für welche Mächte er siegreich oder unglücklich ausgeht – würde die Bevölkerung der in Frage kommenden Länder zugrunde gerichtet sein, kein Brot mehr haben. Die Arbeiter aber befänden sich im Besitz von Waffen. „Wer Flinten hat, hat Brot!“ sagte Blanqui. Im Gefolge eines europäischen Krieges schreitet die soziale Revolution einher.

Nur Narren oder Verbrecher können einen europäischen Krieg herbeiwünschen. Angesichts der Entwicklung und steten Vervollkommnung der Kriegsmaschinen und der Einbeziehung aller einigermaßen tüchtigen Männer in das Heer ist der Krieg fast zur Unmöglichkeit geworden. Die Zeit ist also erfüllt, wo das Ideal der Bourgeoisie Fleisch und Blut annehmen kann, wo man die stehenden Heere abzuschaffen imstande ist.

Allein die wirtschaftlichen Verhältnisse sind mächtiger als der Wille der Bourgeoisie, und sie widersetzen sich der Verwirklichung ihres Ideals. Heutzutage unterhält man die stehenden

Heere nicht mehr zum Zwecke der Kriegsführung, sondern damit Handel und Industrie gedeihe. In der Tat, wenn man in Frankreich wie in Deutschland, Italien und Rußland sämtliche Truppen verabschieden wollte, so würde man alle Industrien zugrunde richten, welche für „Militärzwecke produzieren; so würde man mit einem Schlage 300.000 bis 400.000 junge, kräftige Leute auf den Arbeitsmarkt werfen. Das bedeutete allgemeine Arbeitsstockung, Arbeitslosigkeit, das bedeutete die soziale Revolution.

[285] Wenn zufälligerweise unsere öde Bourgeoisie einmal ein vernünftiges Ideal hegt, dessen Verwirklichung sie seit Eroberung ihrer sozialen Machtstellung verfolgt, so zeigt sich, daß die wirtschaftlichen Kräfte, die sie selbst entfesselt hat, sich als unübersteigliche Hindernisse ihren Wünschen und Absichten in den Weg stellen. Dadurch wird ihr sinnfällig bewiesen, daß sie nicht Herrin ihres eigenen Geschickes ist, sondern daß sie von den Kräften des Wirtschaftslebens beherrscht wird.

[4] Seit Tausenden von Jahren lebt ein Ideal im Kopf der Menschen. Es ist nicht das Ideal der Gerechtigkeit, sondern das Ideal des Friedens und Glücks, das Ideal einer Gesellschaft, in der es weder „mein“ noch „dein“ gibt, wo alles allen gehört, wo Brüderlichkeit und Gleichheit die einzigen Bande sind, welche die Menschen zusammenhalten. In stürmisch-bewegten Geschichtsepochen haben kühne Denker, großmütige Herzen diese Idealgemeinschaft in berückenden Utopien geschildert, und Helden sind aufgestanden und haben sich für ihre Verwirklichung geopfert.

Das vorhandene Ideal ist nicht ein spontanes Erzeugnis des menschlichen Hirns. Es ist eine Erinnerung an jenes *goldene Zeitalter*, an jenes *irdische Paradies*, von denen uns die Religionen erzählen. Es ist eine in graue Vorzeit zurückreichende Erinnerung an die Epoche des urwüchsigen Kommunismus, welche die Menschen durchschritten haben, ehe das Privateigentum entstand. Und daß die Menschen früher in kommunistischen „Gesellschaften gelebt haben, beweisen u. a. auch die Mitteilungen Heckewelders und Charlevoix“, welche ich weiter oben zitierte.

Wenn die Plebejer Roms und die Armen der griechischen Städte ohne Erfolg sich in zahllosen Aufständen vergeblich gegen die Patrizier und Reichen erhoben, um die Gütergemeinschaft wieder herzustellen, wenn die Versuche der volkstümlichen Ketzersekten des Mittelalters scheiterten, wieder Gleichheit und Brüderlichkeit auf Erden zu schaffen, so ist dies erklärlich genug und war unvermeidlich. In den Zeiten des Verfalls von Griechenland und Rom, in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, widersetzten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse einer Rückkehr zur Gütergemeinschaft. Statt diese Rückkehr zu erlauben, arbeiteten sie vielmehr an der Beseitigung der letzten Überreste des Kommunismus und erzeugten die Vorbedingungen des bürgerlichen Privateigentums.

In unserem Geist ist das Ideal des Kommunismus wieder aufgelebt, glänzender, kräftiger als je. Allein dieses Ideal ist nicht [286] mehr eine bloße dunkle, instinktive Erinnerung. Die Wirklichkeit hat es in ihrem Schoße getragen, geboren, genährt. Es ist die Schlußfolgerung, die sich aus der wirtschaftlichen Entwicklung ergibt. Wir sind nicht Utopisten, Träumer, wie die Lollarden Englands, wie die Plebejer Roms. Wir sind Männer der Wissenschaft, wir erfinden keine neuen Gesellschaftsformen, sondern leisten der kapitalistischen Gesellschaft Geburtshelferdienste, wenn die Geburtsstunde der sozialistischen Gesellschaft schlägt. Wir sind Kommunisten auf Grund der Überzeugung, daß die wirtschaftlichen Kräfte der kapitalistischen Produktionsweise naturnotwendigerweise die Gesellschaft zum Kommunismus führen. Wir, die beschuldigt werden, die Klassengegensätze zu schaffen, fordern umgekehrt die Abschaffung der Klassen, und zwar auf Grund der Überzeugung, daß nicht mehr die wirtschaftlichen Notwendigkeiten bestehen, welche die Spaltung der Menschen in die Klassen der Ausbeuter und Ausgebeuteten hervorriefen.

Aristoteles, dieser Riese unter den Denkern, hat vorausgesehen, daß, wenn die Maschinen von selbst arbeiten würden, die freien Bürger nicht länger eines Volks von Sklaven bedürften, das ihnen die Möglichkeit der Muße verschafft. Wir Sozialisten sehen das Ende der Lohnarbeit, der letzten Form der Sklaverei, voraus, weil wir wissen, daß der Mensch über den Sklaven aus Eisen und Stahl verfügt, über die selbsttätige Maschine.

Zu keiner Zeit des Altertums, in keiner Periode der Geschichte haben die freien Bürger über eine so riesige Anzahl von Sklaven verfügt, als unsere Gesellschaft Sklaven von Eisen und Stahl aufweist.

Zum Beweise dafür einige Zahlen, welche ich dem „Annuaire de Statistique“ entlehne, welches i 890 vom Handelsministerium veröffentlicht wurde.

1887 betrug die Zahl der in Frankreich in Industrie und Landwirtschaft, bei den Eisenbahnen und der Schifffahrt verwendeten Dampfmaschinen 135.748. Sie stellten 9 Millionen Pferdekkräfte dar. Nach den Berechnungen der Oberbergbauverwaltung kommt jede Pferdekraft der Arbeitskraft von 21 Männern gleich. Die 9 Millionen Pferdekkräfte repräsentieren also die Arbeitskraft von 189 Millionen Sklaven.

Nach der Volkszählung vom Jahre 1886 hat Frankreich 39 Millionen Einwohner. Auf jeden Einwohner entfielen also 4,8 Sklaven oder auf jeden Vater einer fünfköpfigen Familie 24 der eisernen Knechte.

Die Arbeit dieser 189 Millionen eiserner Sklaven, welche von einer Klasse monopolisiert wird, die unfähig ist, sie zu leiten [287] und zu regeln, erzeugt inmitten des märchenhaftesten Überflusses das grauenhafteste Elend der Produzenten. Wenn die Produktionsmittel den müßigen und ohnmächtigen Händen der Kapitalistenklasse entrissen und in den Gemeinbesitz der Nation übergeführt worden sind, blühen Glück und Frieden für alle aufs neue auf Erden empor. Denn die Gesellschaft wird die Produktivkräfte bändigen und beherrschen, wie sie die Naturkräfte gebändigt hat und beherrscht. Dann erst und nur dann wird der Mensch frei sein, weil er zum Herrn seines sozialen Geschickes geworden ist.

Damit hat die Herrschaft des Unbewußten ein Ende. [289]



## Größe und Grenzen Lafargues

Paul Lafargue – dieser Name ist untrennbar mit der französischen revolutionären Arbeiterbewegung verbunden. Paul Lafargue war gemeinsam mit Jules Guesde nicht nur der Begründer und Organisator der ersten französischen Arbeiterpartei (parti ouvrier français), er war auch ihr theoretischer Kopf. Eine große Zahl Schriften, die viele Wissensgebiete erfassen, entstammen seiner Feder. Naturwissenschaftliche Fragen bewegten ihn, doch noch stärker galt sein Interesse gesellschaftlichen Problemen. Schon in seiner Jugend stand er auf der Seite der Armen und wollte die Menschheit von Ausbeutung und Unterdrückung befreien. So zogen ihn zunächst die Ideen Proudhons an.<sup>1</sup> Durch frühzeitiges politisches Wirken, aber insbesondere durch den persönlichen und geistigen Einfluß seines Schwiegervaters, Karl Marx, löste sich Lafargue immer mehr von idealistischen und utopistischen Gedanken und entwickelte sich zu einem hervorragenden Repräsentanten des Proletariats. Für ihn war das ein Prozeß des Lernens und Umdenkens, der geistigen Auseinandersetzung und des Suchens, bis er in das Wesen der Marxschen Gedanken eingedrungen war. Nachdem Lafargue die tiefe Wahrheit und Wissenschaftlichkeit der Ideen von Marx und Engels erkannt und verarbeitet hatte, wurde er zu einem der bedeutendsten Verfechter dieser Ideen. Die Vielseitigkeit Lafargues kann hier nur Erwähnung, sein theoretisches Werk insgesamt keine umfassende Wertung finden. In dieser kurzen Würdigung Paul Lafargues sollen Größe und Grenzen seiner weltanschaulich-theoretischen Überzeugung und der damit verbundenen politischen Aktivität nur angedeutet werden. Wenn auch die Größe einer historischen Persönlichkeit nicht allein an der Bedeutung, die sie für die Gegenwart noch besitzt, gemessen werden kann, für Lafargue ist dieses Kriterium gültig. Sein Wirken ist für uns in verschiedener Hinsicht hoch aktuell. Die Gegenwartsbezogenheit wird durch drei wesentliche Merkmale deutlich, die – und das muß „nachdrücklich hervorgehoben“ werden – die Gesamtheit seiner Persönlichkeit erfassen.

[290] Da ist zunächst seine leidenschaftliche Propagierung der Marxschen Ideen zu nennen. Parteilichkeit, Zielstrebigkeit und hohes wissenschaftliches Niveau sind in seinen Schriften organisch vereint mit bildhaftem Ausdruck und glänzendem Scharfsinn. Ein Beispiel ist sein Aufsatz „Die Intellektuellen und der Sozialismus“, in dem er die eigenartige Doppelfunktion der Intellektuellen im Kapitalismus charakterisiert: Einerseits unterliegen sie selbst der kapitalistischen Ausbeutung und ihre geistigen Erzeugnisse werden zur Ware, andererseits ist eine Reihe von Intellektuellen „Funktionär“ des Kapitals und organisiert und rechtfertigt die Ausbeutung. Durch seine differenzierte Einschätzung der Intelligenz gelangt er zur Forderung, die proletarische Intelligenz für den Kampf der Arbeiterklasse zu gewinnen. Er beweist, daß die Selbstbefreiung der Arbeiterklasse von der kapitalistischen Ausbeutung auch die Befreiung der Intelligenz ist. Erst im Sozialismus kann die Intelligenz ihre schöpferischen geistigen Potenzen voll zum Wohl des ganzen Volkes entfalten. Er ruft die Intelligenz auf, sich mit dem Marxismus zu beschäftigen, und zur politischen Aktivität in der proletarischen Bewegung. Dabei kennzeichnet er die Entwicklung von Kultur und Wissenschaft im Sozialismus; und wenn wir unsere heutige sozialistische Wirklichkeit mit Lafargues Zukunftsbild vergleichen, so sehen wir, wie richtig seine Vorstellung vom Sozialismus war. Diese und andere Schriften Lafargues hat Lenin wiederholt als Vorbild populärer Parteiliteratur zu Fragen des Marxismus bezeichnet. Dabei beschränkte sich Lafargue nicht auf eine bloße Wiedergabe einzelner marxistischer Thesen, sondern er war bestrebt, mit Hilfe der marxistischen Methode die wichtigsten gesellschaftlichen Ereignisse seiner Zeit schöpferisch zu analysieren und diese Methode auf alle ihn beschäftigenden Wissensgebiete anzuwenden. Zeugnisse dafür sind

---

<sup>1</sup> Pierre Joseph Proudhon (1809-1865). Ideologe einer Spielart des kleinbürgerlichen Sozialismus und theoretischer Begründer des Anarchismus. Wollte den Kapitalismus auf friedliche Weise reformieren, ohne dessen ökonomische Grundlagen zu verändern; verzichtete auf selbständigen Kampf der Arbeiterklasse.

auch die in der Textauswahl vorhandenen Schriften über sprach- und literaturwissenschaftliche Probleme.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es in Frankreich keine einheitliche Arbeiterbewegung. Das Bewußtsein vieler Arbeiter wurde durch mancherlei idealistische Vorstellung, insbesondere durch die Ideen Proudhons verdunkelt. Gleichzeitig begannen sich bereits – im Zusammenhang mit der Entwicklung zum Imperialismus – reformistische und revisionistische Tendenzen zu verbreiten. Viele theoretische Schriften Lafargues waren deshalb polemischen Charakters; gerade hier lag seine Stärke, aber auch aktuelle Bedeutung. Die Darlegung theoretischer Probleme entsprang aus den Erfordernissen des Klassenkampfes. So war er der erste französische Marxist, der [291] gegen Bernsteins Opportunismus auf ökonomischem, politischem und philosophischem Gebiet auftrat. Um dem reaktionär idealistischen Versuch Bernsteins, den Marxismus mit der Philosophie Kants zu vereinen, begegnen zu können, beschäftigte sich Lafargue sehr gründlich mit Kants Ideen. Dabei kam er zu dem Ergebnis, daß der Ruf „Zurück zu Kant“ eine philosophische Begründung des Opportunismus darstellt und daß die Weltanschauung des Proletariats keinerlei Gemeinsamkeiten mit den reaktionären Zügen der Kantschen Philosophie besitzt.

Das dritte Merkmal, das Lafargues aktuelle Bedeutung erhellt, ist der internationalistische Charakter seiner politischen und theoretischen Wirksamkeit. Davon zeugen nicht nur seine Bemühungen, der französischen Arbeiterklasse die Gedanken von Marx und Engels nahezu bringen, indem er viele ihrer wichtigen Werke übersetzte, sondern er war auch in verschiedenen Sektionen der I. Internationale in Frankreich, Spanien und England tätig. Aus den Erfahrungen der Kämpfe der Arbeiter in den entwickelten Industrieländern begründete er die Notwendigkeit einer Institution, die als politisches und organisatorisches Zentrum den Kampf gegen den internationalen Kapitalismus lenkt. Seine Schriften wurden in verschiedene Sprachen übersetzt und übten in Rußland, Deutschland, Polen, Rumänien, Bulgarien und selbst in Japan einen nachhaltigen Einfluß auf die Formierung einer revolutionären und selbständigen Arbeiterbewegung aus. Die Klammer, die diese skizzierten Aspekte seines Wirkens umschließt, ist das Prinzip der Einheit von Theorie und Praxis. Wie für alle bedeutenden Marxisten kennzeichnend, war die Beschäftigung mit historischen oder philosophischen Problemen nie Selbstzweck, sondern resultierte aus aktuellen sozialen Kämpfen des Proletariats. Er untersucht den Ursprung der Ideen, insbesondere solcher Begriffe, die nicht ein direktes ideelles Bild konkreter Gegenstände der Realität sind. Mit Hilfe seines umfangreichen historischen und philosophie-geschichtlichen Wissens gelingt ihm der Nachweis, daß sich alle Ideen – und seien sie noch so abstrakt – im Prozeß der praktischen Lebenstätigkeit der Menschen und ihrer sozialen Kämpfe herausgebildet, entwickelt, aber auch verändert haben. Er trat damit gegen die Behauptung auf, Ideen besäßen göttlichen Ursprung oder ewigen Charakter. Bemerkenswert sind seine Ausführungen über den Einfluß des Privateigentums auf die Bildung und Änderung von Ideen (vor allem des Gerechtigkeitsideals). Mögen diese Arbeiten auf den ersten Blick recht theoretisch-abstrakt anmuten, so haben sie doch für seine, aber auch für unsere Zeit Bedeutung: [292] Lafargue entkleidet die bürgerliche Moralvorstellung aller Maskierung und weist nach, daß die Ideologie der herrschenden Klasse auch die herrschende Ideologie ist und daß diese Klasse versucht, ihre Ideologie als die aller Menschen auszugeben (ganz im Sinne der Manipulierungsbestrebungen der heutigen imperialistischen Bourgeoisie). Er weist nach, daß in der bürgerlichen Moralauffassung sittliche Tugenden und materieller Besitz identifiziert werden und der höchste Gott der Bourgeoisie das Privateigentum ist. In den Schriften zum Ursprung der Ideen untersucht er aber auch die Kompliziertheit des menschlichen Erkenntnisprozesses und beschäftigt sich mit dem Problem des Instinktes, dabei erahnt er gewissermaßen Pawlows spätere Lehre von den bedingten und unbedingten Reflexen.

Die Auffassung von der sozial-historischen Determiniertheit der Ideen findet ihren praktischen Niederschlag in der Auseinandersetzung mit Jaurès' Absicht, materialistische und idealistische Geschichtsauffassungen miteinander zu versöhnen.<sup>2</sup> Der Ausgangspunkt von Jaurès ist eine eigenartige Auffassung von angeborenen Ideen, die unbewußt im Gehirn des Menschen schlummern sollen. Die sich selbst bewußt gewordene Idee tritt dann in einen Gegensatz zur Umwelt, und durch den Kampf der Idee mit der Außenwelt wird dieser Widerspruch gelöst. Diese Verbindung von Gedanken Platons mit Elementen der idealistischen Dialektik Hegels wollte Jaurès mit der materialistischen Geschichtsauffassung in Übereinstimmung bringen. Lafargue wies prinzipiell den idealistischen Inhalt dieser Konzeption zurück. Für ihn ist der geschichtsbildende Prozeß nicht in Ideen und deren Widerspruch zur Wirklichkeit zu sehen, sondern im materiellen gesellschaftlichen Sein, in den ökonomischen Verhältnissen und im Kampf der Volksmassen; dabei war er sich durchaus der aktiven Rolle der Ideen bewußt. Lafargue beschränkte sich in der Polemik nicht nur auf eine allgemeine methodologische Kritik an Jaurès' idealistischer Geschichtskonzeption. Er bewies durch ernsthafte Untersuchungen, wie Entstehung und Entwicklung der moralischen, politischen, künstlerischen und religiösen Ideen“ von den ökonomischen Verhältnissen der Gesellschaft abhängig sind.

Die Charakterisierung einiger wesentlicher Leistungen Lafargues und seiner Persönlichkeit soll schließlich durch den Hinweis ergänzt werden, daß sein Wirken nicht frei war von fehlerhaften theoretischen Behauptungen, die davon zeugen, daß er einige mechanistische und proudhonistische Gedankenelemente nie gänzlich zu überwinden vermochte. Solche theoretischen Irrtümer zeigen sich u. a. in seinen erkenntnistheoretischen Schriften. Dort [293] vertrat er zwar stets konsequent die Erkennbarkeit der Welt und die materialistische Widerspiegelungstheorie; gleichzeitig behauptete er aber, die subjektive Erkenntnis werde zu einer richtigen Erkenntnis der Wirklichkeit hingeführt, wenn man die menschliche Sinneswahrnehmung durch Angaben wissenschaftlichen Instrumente ersetze. Ohne Zweifel dienen solche Instrumente der Vervollkommnung der menschlichen Erkenntnisse, sind jedoch nicht für alle Bereiche der Umwelt anwendbar, und außerdem kann Lafargues Behauptung auch zu dem Schluß führen, die menschliche Erkenntnis sei vor der Anwendung wissenschaftlicher Apparaturen nur subjektivistisch gewesen und die Erkenntnisse haben keinen objektiven Wahrheitsgehalt besessen. Mechanistisch ist auch seine These, das Gehirn des Menschen setze die Empfindungen in Ideen um, wie die Dynamomaschine die auf sie übertragene Bewegung in Elektrizität. Solche Vereinfachungen spiegeln den damaligen Stand der naturwissenschaftlichen Kenntnisse über die höhere Nerventätigkeit des Menschen wider.

Ähnliche unexakte Behauptungen finden sich auch in seiner Darstellung der materialistischen Dialektik, deren streitbarer und parteilicher Verfechter Lafargue trotz mancher Irrtümer war. So ist er beispielsweise der Meinung gewesen, daß sich bereits im Prozeß evolutionären Entwicklung neue Qualitäten bilden und die Revolution nun die alte Form beseitigt zur freieren Entfaltung der bereits vorhandenen neuen Qualität. Solche Schlüsse führten bei ihm auch zu einigen Fehlern im politischen Leben.

So erkannte er nicht die qualitative Differenzierung innerhalb der Bauernschaft und meinte, bei der sozialistischen Revolution müsse die Arbeiterklasse mit der gesamten Bauernschaft, also auch mit den Großbauern, ein Bündnis eingehen. So erfaßte er auch nicht alle Möglichkeiten des Kampfes, die der Arbeiterklasse im Kapitalismus gegeben sind, indem er die Bedeutung des parlamentarischen Kampfes unterschätzte. Lafargue wandte sich gegen die anar-

---

<sup>2</sup> Jean Jaurès (1859-1914). Ideologe des reformistischen Flügels der Arbeiterbewegung in Frankreich. Schwankt zwischen Materialismus und Idealismus, bleibt letztlich Idealist und vertritt eine entsprechende Gesellschaftstheorie. Hervorzuheben ist sein Kampf für den Frieden, Demokratie und Sozialismus.

chistische Ablehnung des Staates und betonte die Notwendigkeit der Diktatur des Proletariats, die er gegen alle opportunistischen Angriffe verteidigte.

Die historische Leistung Lafargues wird nicht geschmälert, wenn auf einige theoretische und politische Irrtümer aufmerksam gemacht wurde. Lafargue ist in eine Reihe mit solchen Marxisten wie Wilhelm Liebknecht, August Bebel und Franz Mehring zu stellen. Ihre Arbeiten sind keine neue Etappe in der Entwicklung des Marxismus und seiner Philosophie. Aber sie haben den Marxismus propagiert, sie haben die dialektisch-materialistische Methode anzuwenden verstanden auf die wichtigsten theore-[294]tischen und politischen Fragen ihrer Zeit. Lafargue gehört zu den leidenschaftlichen Propagandisten der Weltanschauung der Arbeiterklasse und zu den Wegbereitern der sozialistischen Gesellschaft.

Dieter Kaiser

[295]

## Das Leben Paul Lafargues

„Paul Lafargue (1842-1911), Arzt, französischer Sozialist; Propagandist des Marxismus, Schüler und Kampfgefährte von Marx und Engels; Mitglied des Generalrats der Internationalen Arbeiter-Assoziation (IAA), korrespondierender Sekretär für Spanien (1866-68); Mitbegründer von Sektionen der IAA in Frankreich (1869-70), in Spanien und Portugal (1871-72); Delegierter zum Kongreß im Haag 1872; Mitbegründer der parti ouvrier français (Französische Arbeiterpartei) 1879.“ So lauten die wichtigsten Daten seines politischen Lebens. Unsere vorliegende kleine Sammlung zeigt ihn als vielseitigen, belesenen, klugen, geistvollen Schriftsteller, der seine Feder als scharfe Klinge zu führen versteht. Doch über sich und sein Leben hat Lafargue sehr wenig geschrieben. Aber wir müssen ihn kennenlernen. Was war er für seine Freunde, seine Feinde, für die Nachgeborenen? Am 20. März 1866 schickt Karl Marx aus Margate, einem Bad in der Nähe von London, einen amüsiert-ärgerlichen Stoßseufzer an seine Tochter Laura: „Dieser verdammte Schlingel Lafargue belästigt mich mit seinem Proudhonismus und wird wohl nicht eher ruhen, bis ich ihm einmal tüchtig etwas auf seinen Kreolenschädel gegeben habe.“<sup>1</sup>

Schon wenige Monate später, am 7. August 1866, teilt er Friedrich Engels mit: „Laura ist seit gestern halb versagt an Monsieur Lafargue, meinen medizinischen Kreolen ... (er ist ein hübscher, intelligenter, energischer und gymnastisch entwickelter Bursche) ... Der Junge attachierte sich erst an mich, übertrug aber bald die attraction vom Alten auf die Tochter ... Nach meinem Urteil hat er außerordentliches Talent für die Medizin, worin er jedoch unendlich skeptischer als unser Freund Gumpert.“<sup>2</sup> Nach vielerlei Schwierigkeiten – durch die internationalen Eheklauseln und Finanzsorgen – wird im April 1868 die Hochzeit gefeiert. Das junge Paar reist nach Paris und zu Lafargues Eltern nach Bordeaux, und Marx berichtet seinem Freund: „Von dem jungen Paar, das jetzt in Paris, die befriedigendsten Nachrichten. [296] Sie sind offenbar kreuzvergnügt. Lafargue hat mir Horn's und noch ein anderes Pamphlet über die französische Finanz geschickt ... Ich schrieb an Lafargue, daß er Zeit finde, ‚at such a critical juncture‘ (in einem so kritischen Augenblick) an mich zu denken und mir Gedrucktes zu schicken, gehe weit zu beweisen, ‚that he must belong to a better than the European race‘ (daß er zu einer besseren als der europäischen Rasse gehören muß).“<sup>3</sup>

Wer also ist dieser sympathische, unbequeme, gelegentlich aufreizende junge Mann, der so rasch in dem engsten Kreis um Karl Marx heimisch wird – nicht nur in der Familie, sondern der hartnäckig in die Philosophie, den dialektischen und historischen Materialismus einzudringen sich müht und schnell zum geschätzten, wenn auch gelegentlich zurechtgewiesenen Mitstreiter wird?

Paul Lafargue wurde am 15. Januar 1842 in Santiago de Cuba als einziges Kind eines Pflanzers geboren. Ein Nachkomme dreier unterdrückter Rassen: Der Großvater väterlicherseits war in den Revolutionskämpfen in Santo Domingo umgekommen. Seine Frau war eine Mulattin der Insel. Sie flüchtete nach dem Tode ihres Mannes und der Niederschlagung der Negererhebung nach Cuba. Dort wurde sie ausgewiesen wie viele französische Emigranten und ging mit ihrem Sohn nach Neukaledonien. Der Großvater mütterlicherseits, Abraham Armaignac, ein französischer Jude, war nach dem Studium ausgewandert. Er heiratete eine karibische Indianerin. – So häuft sich hier schon im engsten Familienkreis eine Fülle internationaler Menschheits- und letztlich Gesellschaftsprobleme, deren immer tieferer Kenntnis und Überwindung Paul Lafargue sein Leben widmen sollte.

---

<sup>1</sup> Marx, Karl und Friedrich Engels: Werke, Berlin 1957-68, Bd. 31, S. 508.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 247.

<sup>3</sup> a. a. O., Bd. 32, S. 58.

1851 kehrte die Familie nach Bordeaux zurück. Paul besucht dort und später in Toulouse das Gymnasium. Dann beginnt er in Paris das Studium der Medizin. Doch sein Interesse gilt der Literatur und der Philosophie, seine Leidenschaft der republikanischen und revolutionären Bewegung gegen das zweite Kaiserreich. Er schreibt für „La Rive Gauche“, ein Blatt, das 1864 von einem etwas älteren Kommilitonen, dem späteren Journalisten und zweiten Schwiegersohn von Karl Marx, Charles Longuet, gegründet wurde. Wie sein Freund ist Lafargue überzeugter Anhänger des kleinbürgerlichen Sozialisten Proudhon, der seine Theorie u. a. in dem Werk: „La philosophie de la Misère“ – „Die Philosophie des Elends“ niedergelegt hat. – Bereits 1847 hatte Karl Marx diese Gedankengänge ad absurdum geführt und ihnen in einem seiner bedeutsamsten theoretischen Werke: „Das Elend der Philosophie, Antwort auf Proudhons ‚Philoso-[297]phie des Elends‘“<sup>4</sup>, die These von der Einheit des ökonomischen und politischen Kampfes der Arbeiterklasse bis zum Sturz der politischen Herrschaft der Bourgeoisie entgegengestellt. – Auf Grund seiner Verbindungen mit sozialistischen Arbeitergruppen wird Lafargue im Februar 1865 nach London geschickt, um dort vor dem Generalrat der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) über die Lage der sozialistischen Arbeiterbewegung in Frankreich zu berichten. Das Empfehlungsschreiben von einem Mitbegründer der IAA und Führer der Pariser Sektion führt zu einem Besuch bei Karl Marx. Diese Begegnung wird, wie die zitierten Briefe zeigen, zur großen Wende in Lafargues Leben. Bald steckt er mitten im politischen Kampf. Ein internationales Studententreffen muß organisiert werden. Mit Jaclard und Regnard fährt er im Oktober 1865 zum ersten internationalen Studentenkongreß nach Liège. Bei der Rückkehr nach Paris wird er – wie einige andere Teilnehmer des Kongresses für zwei Jahre von der Universität relegiert. Er geht nach London, um dort sein Studium fortzusetzen. 1866 wird er Mitglied des Generalrates der IAA und ihr Sekretär für Spanien.

Unter großen Schwierigkeiten und dank der großzügigen Hilfe von Friedrich Engels wird 1868 die Hochzeit gefeiert. Im Juli besteht Paul Lafargue das medizinische Examen in London. Das junge Paar sollte eigentlich nach New Orleans übersiedeln, wo Lafargues Eltern ein Anwesen besitzen. Aber Lafargue ist schon zu fest mit dem politischen Kampf in Europa verbunden. Er arbeitet an einem Krankenhaus in London und geht im Oktober nach Paris, um auf Wunsch seiner Eltern und der Familie Marx die nötigen Examina in Frankreich zu wiederholen, damit er auch hier praktizieren kann. Aber Schwierigkeiten und Not hören nicht auf. Der neuerliche Prüfungskandidat will seine Familie selbst erhalten. Der Versuch, ein politisch-kulturelles Wochenblatt zu gründen, schlägt fehl. Da berichtet Marx im Februar an Kugelmann: „Ich bin am 1. Januar Großvater geworden, a little boy war das Neujahrs Geschenk. Lafargue hat es endlich fertiggebracht, daß man ihm 3 Examina geschenkt und er nur noch 2 in Frankreich zu bestehen hat.“<sup>5</sup> – Noch zwei Kinder wurden dieser Ehe geboren: im Januar 1870 ein Mädchen, das nur drei Monate lebt, dann ein Knabe, der im Juli 1871 in Bagnères-de-Luchon stirbt. Damals folgt Laura mit dem ältesten, ebenfalls erkrankten Kind ihrem Manne, denn Lafargue flieht, um den Verfolgungen der französischen Polizei zu entgehen, über die Pyrenäen nach Spanien. Die Familie bleibt in San Sebastian, wo auch dieses Kind nach neun Monaten, im Mai 1872, stirbt. Laura Lafargue setzt nun ihre ganze Kraft ein, ihren Mann in seiner [298] politischen und journalistischen Tätigkeit zu unterstützen und sein theoretisches Wissen weiter zu vertiefen. Enttäuscht von der Ohnmacht der Medizin, gibt Lafargue den Arztberuf auf. Er begreift, daß man, um den Menschen helfen zu können, vor allem die gesellschaftlichen Verhältnisse verändern muß. – Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges hatten die jungen Lafargues noch an der Peripherie von Paris gewohnt. Auf Drängen der Eltern in London und Südfrankreich ziehen sie nach Bordeaux, wo sich Lafargue wieder in die politische Arbeit stürzt. Nach der Proklamation der Republik

<sup>4</sup> a. a. O., Bd. 4, S. 63.

<sup>5</sup> a. a. O., Bd. 32, S. 590.

schlägt er eine Ernennung zum Präfekten aus und gründet die Zeitung: „La Défense Nationale“. Am 18. März ergreift mit der Erhebung der Kommune zum ersten Mal die Arbeiterklasse die Macht. Anfang April eilt Lafargue nach Paris und wird beauftragt, in Südfrankreich die Unterstützung des Kampfes der Kommune zu organisieren. In diesem Sinne wirkt er auch an der „Tribune du Bordeaux“. Aber bereits im Mai muß er vor den polizeilichen Verfolgungen fliehen (s. o.). Er geht nach Bagnères-de-Luchon im Département Hautes Pyrénées, dann nach Spanien, wo er am 11. August in Huesca von der spanischen Polizei festgenommen wird. Die Regierung Thiers fordert seine Auslieferung. Aber schließlich muß man ihn am 21. August wieder freilassen. Nun kämpft er mit Francisco Mora und Pablo Iglesias erbittert gegen den anarchistischen Einfluß Bakunins in den spanischen Sektionen der Internationale. Er arbeitet mit an der spanischen Übersetzung des ersten Bandes des „Kapital“ und gründet mit Mora und Iglesias und anderen Gleichgesinnten die Zeitung „Emancipación“, in der er u. a. unter dem Pseudonym Farga grundlegende Artikel zur Verbreitung des Marxismus in Spanien veröffentlicht. In dieser Zeit beginnt auch sein politisch-philosophischer Briefwechsel mit Engels, dem neuen Sekretär der IAA für Spanien. Lafargue reist nach Lissabon. Dann nimmt er am Kongreß von Zaragossa in Spanien teil und vertritt auf dem Kongreß der IAA im Haag (2.-6. September 1872) die Madrider und Lissaboner Sektionen.

Danach kehren die Lafargues nach London zurück. Neben seinen politischen Aufgaben müht sich Lafargue verzweifelt um eine Existenzgrundlage. Er versucht ein Atelier für Photolithographie und Graphik zu eröffnen. Jenny Marx berichtet 1877 in einem Brief an Sorge: „Lafargue und Laura wohnen auch ganz in unserer Nähe. Leider ist es bisher mit ihrem Geschäft, dem Druck nach dem procédé (Verfahren) Gillot, nicht besonders gegangen. Die Konkurrenz mit dem großen Kapital ist stets und überall im Wege. Lafargue hat wahre Niggerarbeit dagegen in die [299] Bresche geschickt. Ebenso hat Laura wunderbare Energie, Mut und äußersten Fleiß in allen Branchen in und außer dem Hause gezeigt. ‚Schuster bleib bei deinem Leisten‘, könnte man auch Lafargue zurufen. Es ist ein Jammer, daß er dem alten Vater Äskulap untreu geworden. Indessen scheint sich doch in der letzten Zeit mehr Aussicht auf Erfolg zu zeigen. Größere Bestellungen gehen (ein) und Lafargue, dem stets der Himmel voller Geigen hängt, hofft jetzt auf einen großen ‚Job‘.“<sup>6</sup> Der zerschlägt sich aber wieder, und meist ist es Engels, der für den dringenden Lebensunterhalt sorgt. Diese Nöte und die Hilfe sind die Alltagsorgen, die in dem Briefwechsel zwischen Engels und Paul und Laura Lafargue immer wieder auftauchen.

Lafargue widmet sich nun ganz der politischen und propagandistischen Arbeit. Seine Frau trägt durch Privatunterricht zum Unterhalt bei und steht ihm bei der Übersetzung mehrerer Kapitel der Engelsschen Schrift gegen „Herrn Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ (Anti-Düring) ins Französische bei, die er 1880 unter dem Titel „Socialisme utopique et socialisme scientifique“ veröffentlicht.<sup>7</sup> Auch seine Satire „Le Droit à la paresse“ – „Das Recht auf Faulheit“ entsteht in dieser Zeit. Zu dem Wiedererwachen der Arbeiterbewegung in Frankreich nimmt Lafargue regen Anteil. Er sucht und findet engen Kontakt mit Guesde. 1879 wird auf dem Marseiller Arbeiterkongreß die Gründung einer sozialistischen Arbeiterpartei beschlossen. Mit Marx und Engels redigiert Lafargue im Mai 1880 das Programm der Parti ouvrier français.<sup>8</sup> Er schreibt für die Zeitung „Égalité“, die Guesde seit 1880, dem Jahr der Amnestie für die Verfolgten der Pariser Kommune, wieder herausgibt.

Nach Frankreich kehrt Lafargue erst im April 1882 endgültig zurück. Da er auch hier eine Stellung als Versicherungsagent schon nach kurzer Zeit aufgeben muß, widmet er sich wieder

<sup>6</sup> a. a. O., Bd. 34, S. 526.

<sup>7</sup> a. a. O., Bd. 19, S. 614.

<sup>8</sup> a. a. O., S. 615.

ausschließlich seiner politischen und literarischen Tätigkeit. Gemeinsam mit Guesde baut er im ganzen Lande die Organisation der französischen Arbeiterpartei (*parti ouvrier français*) auf. Seine Frau vergleicht ihn in diesen Jahren mit der ruhelosen Gestalt des ewigen Juden. Und er ist nicht nur Organisator und Agitator. In den entferntesten Winkeln des Landes spricht er in Arbeiterversammlungen, hält Vorträge über Wissensgebiete, die diesen Hörern völlig neu sind: Ökonomie, Sozialismus, Geschichte, Literatur, Sprache, Naturwissenschaften. – Er ist ein mitreißender, geistsprühender Redner. Auf jeden Zwischenruf findet er eine passende Antwort. Eindringliche Beispiele aus dem Leben, dem unmittelbaren Erfahrungsbereich der Hörer machen ungewohnte Gedankengänge durchschaubar, einleuchtend und [300] öffnen Ausblicke in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihres Lebens. Er ist ein ungeduldig hartnäckiger Erwecker des Bewußtseins. Immer und überall, in Wort und Schrift, ist er bestrebt, die Theorie des wissenschaftlichen Kommunismus zu verbreiten. Aber wie schon die vorliegenden Texte zeigen: Lafargue ist nicht, was ihm die bürgerliche Kritik mit Achselzucken vorzuwerfen pflegt, ein unselbständiger Vulgarisator marxistischer Gedanken. Der historische Materialismus ist für ihn nicht nur eine Theorie, über die man reden und philosophieren kann, sondern das Handwerkszeug, mit dem man die Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart abklopft, auseinandernimmt, untersucht – frühere Erkenntnisse erhärtet oder korrigiert, weiterentwickelt, neue entdeckt. Gelegentlich sind es Entdeckungen, die andernorts bekannt waren, wie „Die Beschneidung und ihre gesellschaftliche und religiöse Bedeutung“, hin und wieder sind es vorschnelle Behauptungen, die sein Lehrer aufdeckt. So spottet Engels am 10. April 1888 in einem Brief an Laura über den Anfang der Betrachtung „Über die französische Sprache vor und nach der französischen Revolution“, (die erst nach Lafargues Tod in deutscher Übersetzung erschien) „... Zuerst muß ich Paul zu seinen glänzenden etymologischen Entdeckungen gratulieren ...

Aber Scherz à part: Die Artikel sind sehr gut, und was kümmert es die Pariser, qui s'en fichent (denen ist es einerlei), ob Fergus (unter diesem Pseudonym hatte Lafargue die Abhandlung am 15. März und 1. April 1888 in der „Nouvelle Revue“ veröffentlicht) ihnen einige Ungereimtheiten auf dem Gebiete der Etymologie serviert. Es ist viel wichtiger, daß sie etwas über ihre Sprache erfahren und das finden sie hier. Nur halte ich es nicht für notwendig, daß sich der Autor zum Vergnügen der Pariser durch solche Behauptungen bloßstellt. Aber schließlich neigen wir alle dazu, mit dem am meisten zu prahlen, wovon wir am wenigsten wissen, jedenfalls weiß ich das von mir.“<sup>9</sup>

Aber viele seiner Arbeiten, so seine Untersuchungen über „Le blé en Amérique“, „Das amerikanische Getreide, seine Produktion und sein Handel“, „Der Getreidehandel der Vereinigten Staaten“, geschrieben während der Haft im Gefängnis Sainte-Pélagie in Paris, und andere gehören zum Arsenal der marxistischen Wissenschaft. Er untersucht philosophische Probleme, Erkenntnistheorie ebenso wie ökonomische und soziale Fragen. So polemisiert er z. B. im November 1884 im „Journal des Economistes“ gegen bürgerliche Ökonomen wie Pierre-Paul Leroy-Beaulieu oder M. Block, weist ihnen Fälschungen des „Kapital“ nach und widerlegt sie. Den Entwurf zu diesem Artikel: „La [301]theorie de la plus-value de Karl Marx et la critique de Monsieur Paul Leroy-Beaulieu“ hatte Lafargue Engels vorgelegt, der am 11. August 1884 seine sehr kritischen Bemerkungen dazu schreibt, die Lafargue gewissenhaft verarbeitet. – Auf jedem Gebiet und immer von neuem ist er bereit, zu lernen und das Gelernte neu anzuwenden.

Aber die politische Arbeit geht weiter und fordert von Lafargue höchste Anstrengung und letzten Einsatz. So wirkt er für die Kongresse der französischen Arbeiterpartei 1884 in Roubaix und 1888 in Troyes. Er vertritt die Partei bei den Wahlen 1885, 1889, 1893 und zu den

<sup>9</sup> Davon zeugen die Briefe von Engels an Lafargue, z. B. in den Jahren 1883-1887, a. a. O., Bd. 36.



Gemeindewahlen 1887. 1891 wird er bei den Nachwahlen in Lilie zum Abgeordneten ins Parlament gewählt, während er sich in Haft befindet. Das führt uns zu den Verfolgungen, denen er in Frankreich ausgesetzt war: Durch seine Vorträge nach dem Kongreß in Roanne im Gebiet von Montluçon wird er im April 1883 vom Gerichtshof in Allier zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt zusammen mit Guesde und Dormoy. Während dieser Haftzeit in Sainte-Pélagie verfaßt er mit Guesde die Kommentare zum oben erwähnten Programm der französischen Arbeiterpartei. Seine brieflichen Schilderungen dieser Gefängniszeit erinnern in ihrem Humor und ihrem ernsten Hintergrund an Fritz Reuters „Ut mine Festungstid“. Während der großen Streiks in Decazaville 1886 prangert er die Gefahr des Großkapitals an, das in Frankreich durch den Namen Rothschild verkörpert wird. Als er die Unterstützung der Streikenden organisiert, wird er abermals vor Gericht gestellt, muß aber freigesprochen werden. Im Frühjahr 1891 bereitet er die Maifeiern im nördlichen Kohlengebiet vor. Nach dem Massaker von Fourmies, wo ein betrunkenen Offizier ein Blutbad unter den demonstrierenden Arbeitern angerichtet hatte, wird er wiederum wegen „provocation au meurtre par la parole“ (Rufmord) angeklagt und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.<sup>10</sup> Damals wählen ihn die Arbeiter, wie bereits erwähnt, ins Parlament. Eigentlich müßte er nun nach dem Gesetz freigelassen werden; aber von den „Wohlgesinnten“ wird eine Verleumdungskampagne gegen den „Ausländer“, „le métèque“ (den Metöken), den Schwiegersohn des „Preußen Marx“ eingeleitet. Die Regierung sieht sich aber schließlich doch gezwungen nachzugeben. Sofort nimmt Lafargue seine Arbeit wieder auf. Engels schreibt am 5. März 1892 an Sorge: „In Frankreich geht's sehr gut. Lafargue benutzt seine Diäten und seinen Eisenbahnfreipaß, um das ganze Land zu bereisen, von Lilie bis Toulouse aufzuregen und mit brillantem Erfolg.“<sup>11</sup>

Bei den Wahlen im Herbst 1893 wird er ausgebootet. Er ist nicht [302] böse darüber; denn seine Stärke liegt neben dem Literarischen vielmehr auf dem agitatorisch-pädagogischen Gebiet. Engels schätzt ihn sehr hoch, er schreibt 1894 an Laura: „... Pauls Artikel in der ‚Neuen Zeit‘ sind alles in allem sehr gut. Es sind darin einige historische Ansichten, die ihm alle Ehre machen. Die Erklärung über die Ursachen und den Gang der französischen Geschichte seit 1871 ist das Beste, was ich bisher gesehen habe, ich habe daraus eine Menge gelernt.“<sup>12</sup>

Nach Engels' Tod 1895 tritt Lafargue weiter in der „Parti socialiste unifié“ (der Vereinigten Arbeiterpartei) gegen Proudhonisten und Anarchisten auf und kritisiert alle opportunistischen Strömungen in der sozialistischen Bewegung Frankreichs, wenn er auch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nicht immer der Gefahr des Zentrismus entgangen ist. Nicht immer gelang es ihm, wirkungsvoll gegen reformistische Tendenzen anzukämpfen, die damals fast überall zutage traten und in den sozialistischen Parteien Einfluß zu gewinnen begannen. Lafargue spricht und schreibt zur Frauenfrage und zu vielen sozialen und geistigen Problemen der Zeit und veröffentlicht noch im letzten Jahr seines Lebens eine tiefgründige Untersuchung der Kantschen Philosophie.

Als er am 26. November 1911 mit seiner treuen Gefährtin und Mitstreiterin Laura freiwillig aus dem Leben scheidet, geht diese erschütternde Kunde wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Sozialisten in der ganzen Welt. An seinem Grabe sprach Wladimir Iljitsch Lenin die Worte: „Schon zur Zeit der russischen Revolution – 1905 – haben die klassenbewußten Arbeiter und alle Sozialdemokraten Rußlands Lafargue aufrichtig schätzen gelernt als einen der begabtesten und gründlichsten unter denen, welche die Ideen des Marxismus verbreiten.“ Der ihm in vieler Beziehung verwandte Franz Mehring nennt ihn einen geborenen Dialektiker und widmet dem Ehepaar Lafargue einen bewundernden, liebevollen Nachruf in der „Neuen Zeit“.

---

<sup>10</sup> a. a. O., Bd. 36, S. 745 Anm. 6, S. 795 Anm. 426.

<sup>11</sup> a. a. O., Bd. 38, S. 289.

<sup>12</sup> a. a. O., Bd. 39, S. 299.

Wir haben dieses Kampfleben etwas ausführlich geschildert; denn es besiegelt die anregende und noch heute wirkende Kraft der hier veröffentlichten Schriften und der sie belebenden Ideen. Auch wo ihn die Leidenschaft über das Ziel hinausträgt, wo sich der Polemiker zum Paradoxon hinreißen läßt, führt er seine blitzende Klinge nie wie ein Don Quichote oder für eine Spiegelfechtere, zu eitler Schaustellung seiner stilistischen Meisterschaft; er kämpft nicht als tragischer Held, sondern mit Lust – ohne Rücksicht, lachend und gütig, schonungslos und wahr für die Verwirklichung des Zieles, dem er sein Leben gewidmet hatte: für den Sieg des Sozialismus. Den Freunden ein Freund [303] und Mitstreiter, den Feinden ein starker Gegner und scharfer Polemiker, der um ihr Selbstbewußtsein ringenden Arbeiterklasse ein verständnisvoller richtungweisender Lehrer und Sucher und darum den Nachfahren in der jungen Welt des Sozialismus ein Vorbild.

Die Herausgeberin

[304]

## Zur Bibliographie

*In der „Neuen Zeit“ sind erschienen:*

- Der kleine Grundbesitz in Frankreich. I. 1882-1883, S. 345  
Ein verkaufter Appetit (Satire). II. 1883-1884, S. 461  
Politische Korrespondenz aus Paris. III. 1884-1885, S. 232, 376, 570  
Das amerikanische Getreide, seine Produktion und sein Handel. III. 1884-1885, S. 246, 289, 337  
Der Getreidehandel in den Vereinigten Staaten. III. 1884-1885, S. 458-499, 546  
Sapho (Rezension). IV. 1885-1886, S. 237  
Das Mutterrecht – Studie über die Entstehung der Familie. IV. 1885-1886, S. 241, 289  
Hochzeitslieder und -bräuche – Studie über die Entstehung der Familie. V. 1886-1887, S. 14, 79, 97  
Das Proletariat der Handarbeit. V. 1886-1887, S. 349, 405, 452 und VI. 1887-1888, S. 128  
Die Legende von Victor Hugo. VI. 1887-1888, S. 169, 215, 263  
Boulangier und die französischen Sozialisten. VI. 1887-1888, S. 299  
Die Beschneidung und ihre soziale Bedeutung. VI. 1887-1888, S. 496  
Der Ehebruch in Gegenwart und Vergangenheit. VII. 1888-1889, S. 593, 248  
Die Kriminalität in Frankreich 1840-86. – Untersuchung über ihre Entwicklung und ihr Wachsen. VIII. 1889-1890, S. 11, 56, 106  
Der Darwinismus auf der französischen Bühne. VIII. 1889-1890, S. 184  
Der Sozialismus in Frankreich. VIII. 1889-1890, S. 337  
Karl Marx, Persönliche Erinnerungen. IX, 1. 1890-1891, S. 10, 37  
Der Boulangistische Zusammenbruch. IX, 1. 1890-1891, S. 145  
Die Kongresse von Lilie und Calais. IX, 1. 1890-1891, S. 258, 290  
Die jüngste Schwenkung des französischen Klerus. IX, 1. 1890-1891, S. 448  
Der Schuß Padlewskis. IX, 1. 1890-1891, S. 593  
Der Mythos von Adam und Eva, Beitrag zur vergleichenden Mythologie. IX, 2. 1890-1891, S. 225, 263  
Der 1. Mai und der Stand der sozialistischen Bewegung in Frankreich. IX, 2. 1890-1891, S. 289  
Der allgemeine Streik der Pariser Omnibus- und Tramway-Bediensteten. IX, 2. 1890-1891, S. 375  
Der Prozeß von Fourmies. IX, 2. 1890-1891, S. 603  
„Das Geld“ von Zola. X, 1. 1891-1892, S. 4, 41, 76, 101  
[305] Der Streik von Carmaux. XI, 1. 1892-1893, S. 249  
Der Panama-Skandal. XI, 1. 1892-1893, S. 396  
Der Mythos von der unbefleckten Empfängnis, ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie. XI, 1. 1892-1893, S. 844  
Zur Bevölkerungsfrage in Frankreich. XI, 2. 1892-1893, S. 404, 423  
Die politischen Parteien in Frankreich und die letzten Wahlen. XII, 1. 1893-1894, S. 81, 100, 140  
Die Weinkrisis in Frankreich. XII, 2. 1893-1894, S. 38, 79  
Der Klassenkampf in Frankreich. XII, 2. 1893-1894, S. 613, 641, 675, 750  
Herrn Casimir Périers Präsidentschaft. XIII, 1. 1894-1895, S. 635, 668, 697

- Der Bankrott der russischen Finanzen. XIII, 2. 1894-1895, S. 133
- Die idealistische Geschichtsauffassung, Diskussion Jaurès-Lafargue. XIII, 2. 1894-1895, S. 578, 624
- Die Anfänge der Romantik. Kritische Studie über das Zeitalter der großen Revolution. XV, 1. 1896-1897, S. 18, 61, 92, 525, 155, 188
- Die ökonomischen Funktionen der Börse, ein Beitrag zur Werttheorie. XV, 1. 1896-1897, S. 612, 645
- Der Ursprung der abstrakten Ideen. XVII, 1. 1898-1899, S. 18, 40
- Der Ursprung der Ideen des Gerechten und Ungerechten. XVII, 2. 1898-1899, S. 425, 464, 488
- Der Ursprung der Idee des Guten. XVIII, 1. 1899-1900, S. 80, 106, 176
- Karl Marx' historischer Materialismus. XXII, 1. 1903-1904. S. 780, 824
- Die christliche Liebestätigkeit. XXIII, 1904-1905, S. 74, 118, 545
- Persönliche Erinnerungen an Friedrich Engels. XXIII, 2. 1904-1905, S. 556
- Die Ursachen des Gottglaubens. XXIV, 1. 1905-1906, S. 476, 508, 548
- Ökonomie, Naturwissenschaft und Mathematik. XXIV, 2. 1905-1906, S. 25
- Das Problem der Erkenntnis. XXVIII, 1. 1909-1910, S. 836, 868
- Ursprung und Entwicklung des Begriffs der Seele. Ergänzungsheft VI, 3. September 1909
- Die französische Sprache vor und nach der französischen Revolution. Ergänzungsheft XV, 22. November 1912
- In französischen oder englischen Zeitschriften oder als Separatdrucke sind erschienen:*
- Le Droit à La paresse, Réfutation du Droit au Travail de 1848. Paris 1883 (Deutsche Ausgaben: Das Recht auf Faulheit. In: Der Sozialdemokrat, 13. und 20. Dezember 1883 und 31. Januar 1884; Das Recht auf Faulheit & Persönliche Erinnerungen an Karl Marx. Frankfurt/Main und Wien 1966)
- Le Blé en Amérique. In: Journal des Économistes, Paris, 15.7. und 15.8.1884
- La Théorie de la plus-value de Karl Marx et in critique de Monsieur Paul Leroy-Beaulieu. In: Journal des Économistes, 15. September 1884
- Le Capital de Karl Marx et in critique de Monsieur Block. In: Journal des Économistes, Bd. 28, November 1884
- Le Matérialisme économique de Karl Marx, cours d'économie sociale. Paris 1884
- [306] Recherches sur l'origine de l'idée du bien et du juste. In: Revue philosophique de in France et de l'Étranger, Paris September 1885
- The Evolution of Property from Savagery to Civilisation. London 1890
- La Théorie de la valeur et de in plus-value de Marx et les économistes bourgeois. In: La Revue socialiste, Paris September 1892
- L'Idéalisme et le matérialisme dans l'histoire. Paris 1894
- Le Socialismc et in conquête des pouvoirs publics, Lilie 1899
- Le Matérialisme de Marx et l'idéalisme de Kant. In: Le Socialiste, Paris 25.2.1900
- Le Socialisme et les intellectuels. Paris 1900
- Les Trustes américains, leur action économique, sociale et politique. Paris 1903
- La Question de in femme. In: L'Œuvre Nouvelle, Paris 1904 (das im Marx-Engels-Institut befindliche Exemplar trägt eine Widmung des Verfassers an Clara Zetkin)
- Le Déterminisme économique. La Methode de Karl Marx. Paris 1909

Diese Aufstellung ist nur eine ganz bescheidene Auswahl. Die meisten französischen Drucke sind bisher auch in Frankreich noch nicht erfaßt. [307]

### **Nachbemerkung des Herausgebers**

*Die Aufsätze entstammen folgenden Quellen:*

Der Ursprung der abstrakten Ideen = Die Neue Zeit, XVII, 1, 1899  
Der Ursprung der Idee des Gerechten und Ungerechten = Die Neue Zeit, XVII, 2, 1899

Der Ursprung der Idee des Guten = Die Neue Zeit, XVIII, 1, 1900

Die französische Sprache vor und nach der Revolution = Die Neue Zeit, Ergänzungsheft XV vom 22. November 1912

Die Anfänge der Romantik = Die Neue Zeit, XV, 1, 1896/97

„Das Geld“ von Zola = Die Neue Zeit, X, 1, 1892

Der Darwinismus auf der französischen Bühne = Die Neue Zeit, VIII, 1890

Der Sozialismus und die Intellektuellen = Le socialisme et les intellectuels, erschienen bei V. Giard et E. Brière, Paris 1900

Die idealistische Geschichtsauffassung (Diskussion zwischen Jean Jaurès und Paul Lafargue) = Die Neue Zeit, XIII, 2, 1894/95

Die Rede „Der Sozialismus und die Intellektuellen“ wurde aus der obengenannten Broschüre übersetzt von Katharina Scheinfuß, die in der „Neuen Zeit“ erschienenen Aufsätze von Karl Kautsky, mit Ausnahme desjenigen über die französische Sprache, der von Kautsky jun. übertragen wurde.

Die Anmerkungen zu der Rede „Der Sozialismus und die Intellektuellen“ stammen alle vom Übersetzer, die Anmerkungen in den anderen Aufsätzen sind, soweit nicht anders vermerkt ist, von Paul Lafargue. Nur in dem Aufsatz „Das Geld“ von Zola war es nicht möglich, die Herkunft der Anmerkungen genau zu bestimmen.

Die der „Neuen Zeit“ entnommenen Aufsätze wurden in Rechtschreibung und Zeichensetzung auf den heutigen Stand gebracht. Offensichtliche Druckfehler wurden ausgemerzt.

*Als Quellen wurden folgende Werke benutzt:*

Zetkin, Ossip: Charakterköpfe der französischen Arbeiterbewegung, Berliner Arbeiterbewegung Heft V, Berlin 1889

Mehring, Franz: Paul und Laura Lafargue, in: „Die Neue Zeit“, XXX, 1, 8. Dezember 1911

Stolz, Georges: Paul Lafargue, ed. „Nouveau Prométhée“, Paris 1936

[308] Friedrich Engels – Paul et Laura Lafargue: Correspondance, Bd. I-III, Paris 1956

Mohr und General, Erinnerungen an Karl Marx und Friedrich Engels, Berlin 1964

Marx, Karl, und Friedrich Engels: Werke, Bd. 32-39 (Briefe), Berlin 1965-1968

Familie Marx in Briefen, hrsg. von Manfred Müller, Berlin 1966

Lafargue, Paul: Das Recht auf Faulheit & Persönliche Erinnerungen an Karl Marx, herausgegeben und eingeleitet von Iring Fetscher, Frankfurt (Main), Wien 1966

Stolz, Ruth: Einer der Begabtesten und Gründlichsten – Zum 125 Geburtstag von Paul Lafargue, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1967, Heft 1

Marx, Karl: Wie ich meinen Schwiegersohn erzog, eingeleitet und zusammengestellt von Ruth Stolz, Berlin 1969.

Besonderen Dank möchte ich Ruth Stolz sagen, die mir durch ihre Konsultationen bei der Erforschung der Klassiker des Marxismus Anregungen und Hinweise gegeben hat.